William Shakespeare
von
G. Höcker.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834H652
Ow

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

AUG 2 0 1997

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

William Shakespeare

und

Altengland

Kulturhistorische Erzählung
aus der Regierungszeit Elisabeths

Der reiferen Jugend gewidmet

von

Oskar Höcker

Mit sechs Holzschnittillustrationen

Berlin, W.
Druck und Verlag von Franz Ebhardt
Nürnbergerstraße

1884

Microfilm Negative # 95-1366
Humanities Preservation Project

834H652
Ow

Seinen Söhnen

Hugo und Oskar

den innigen Verehrern der Shakespeareschen Muse

in treuer Liebe gewidmet.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung.

1. Ein Londoner Lehrling 1
2. Dichter und Edelmann 27
3. Ein Asyl 52
4. Im Palast zu Whitehall 75
5. Ein Sommernachtstraum und seine Folgen 94
6. Neues Schaffen 128
7. Romeo und Julia 145
8. Der Doppelgänger 163
9. Die tanzende Königin und die wilde Käthe 178
10. Rascher Wechsel 193
11. Trübe Tage 208
12. Gefangen im eigenen Hause 224
13. Schuld und Sühne 236
14. Schluß 255

Vorbemerkung.

Unsre Jugendlitteratur hat bisher noch einer Erzählung entbehrt, welche Shakespeare zu ihrem Helden erkoren. Der Grund mag darin zu suchen sein, daß die Quellen, welche eine sichere Kunde über das Leben und Streben des großen Briten uns überliefern, nur spärlich fließen. Der Forscher ist bei dem unsterblichen Dichter meist nur auf die Hypothese angewiesen, denn die puritanische Sündflut, welche der großen englischen Geschichtsepoche unter der Königin Elisabeth folgte, hat so ziemlich alle interessanten Spuren aus dem Leben Shakespeares hinweggespült. Trotzdem bleibt noch immer Stoffes genug zu einer didaktisch spannenden Erzählung. Die unermüdlichen Forschungen der Neuzeit haben über Shakespeare ein hoch interessantes Material zu Tage gefördert, und ich habe davon wiederum dasjenige ausgewählt, was mir für die Jugend als besonders passend und anregend erschien. Der junge Leser lernt nicht nur die Entwickelung des Dramas und den Lebensgang Shakespeares kennen, sondern erfährt auch die Entstehungsgeschichte mehrerer

der bedeutendsten Dichtungen des unsterblichen Briten. So wird für ihn das Interesse schon in der Jugend wachgerufen und das Verständnis für seine Schöpfungen geweckt.

Um die Person des Dichters gruppieren sich dessen Genossen auf dem Gebiete der Schauspielkunst und Litteratur, und in organischem Zusammenhang mit seinem Dichten und Trachten stehen die großen politischen und kommerziellen Vorgänge unter der Regierung Elisabeths, welche mit den Grafen Essex und Southampton gleichfalls in den Vordergrund tritt.

Der Verfasser hat das Buch mit besonderer Vorliebe geschrieben. Möge es sich bei seinen jungen und alten Freunden derselben warmen Aufnahme erfreuen, wie sein vor Jahren erschienenes „Ahnenschloß".

Berlin, Sommer 1884.

Oskar Höcker.

1.

Ein Londoner Lehrling.

„He, alter Timothy, wollt ihr mit hinüber nach Southwark in den Parisgarten zur Bärenhetze gehen?"

Der Frager, ein hübscher, schlanker Bursche von fünfzehn Jahren, mußte eine geraume Weile auf die Antwort warten; auch war die Person, welcher seine Einladung galt, unsichtbar und trat erst jetzt aus einem dunklen Verschlag hervor.

„Ich habe weder Zeit noch Lust dazu, Master Dick," begann der alte Mann, dessen langes, weißes Haar ihm etwas Ehrwürdiges gab, während seine freundlichen Gesichtszüge und die großen wasserhellen Augen die Gutmütigkeit seines Herzens verkündigten. „Geh du nur allein. Ich bin kein Freund dieser Bärenhetzen —"

„Laßt das keinen Beamten vom Hofe hören," fiel Dick ein, „oder habt ihr vergessen, daß unsre hochweise Königin Elisabeth eine Protektorin der Bärenhetze ist?"

„Gott erhalte die Königin," versetzte der Greis, „ich gehöre zu ihren treuesten Unterthanen, wenn schon ich mit verschiedenen ihrer Neigungen nicht einverstanden bin. Ich bitte dich, lieber Dick," fuhr Timothy in erregterem Tone fort, während er heftig an einer alten Rüstung putzte, mit der er an der Ausgangsthür erschienen war, „wie kann man nur Wohlgefallen an solchen Vergnügungen, wie die Bärenhetze, finden, die im Grunde doch

nichts andres als Tierquälerei sind? Oder ist es etwa eine Heldenthat, einen an der Kette liegenden Bär zu reizen und auf ihn loszuschlagen?"

Dick lächelte pfiffig und erwiderte: „Wenn nur eure Lucy zur Stelle wäre und mich in meiner Bitte unterstützte, dann würden alle eure Bedenken wie Spreu zerstieben."

Die Nennung dieses Namens genügte, die gefaltete Stirn Timothys zu glätten und den Unwillen aus seinem Antlitz zu verscheuchen.

„Ja, ja, Lucy," sagte er, mit dem Haupte nickend, halb zu sich selbst, „sie ist eine Zauberin, der Himmel erhalte sie mir!" Gleichzeitig fuhr der alte Mann mit dem Putzlappen so sanft über die Rüstung hin, als ob das glänzende Metall die blühende Wange seiner Enkelin wäre.

„So muß ich also wirklich allein den Weg zum Parisgarten antreten?" fragte Dick nach kurzer Pause.

„Wird wohl so kommen, mein Junge," gab Timothy zurück. „Doch eine Strecke weit will ich dich begleiten. Ich muß nämlich in die Druckerei von John Chorlewood, um die Theaterzettel zu holen für die heutige Vorstellung und sie dann an den Pfählen in den Hauptstraßen von Blackfriars anzuschlagen."

„Ach," rief Dick mit komischem Pathos, „was seid ihr doch für ein glückseliges Menschenkind, nicht nur, daß ihr in eurer Eigenschaft als Inspizient in die tiefsten Geheimnisse der Theaterwelt eingeweiht seid und die hohe Ehre genießt, Männer wie Burbadge und Shakespeare täglich zu sehen, sondern ihr dürft auch noch durch eure Zettel dem neugierigen Publikum verkünden, was am Nachmittag auf eurer Bühne aufgeführt wird."

Timothy lächelte wehmütig. „Du bist ein Schwärmer," äußerte er zu dem Knaben, „und hast nur Sinn für die Lichtseiten meines Standes. Den Schatten siehst du nicht."

„Wie könnt ihr von Schatten reden," eiferte Dick, „wird er nicht verdrängt von dem Sonnenstrahl aus Lucys Augen?"

„Sie verweilt nicht dort, wo es Schatten gibt," erwiderte der alte Mann; „doch genug davon," fügte er, sich über das

Antlitz fahrend, hinzu. „Alter und Jugend stimmen mit ihren Ansichten ebensowenig überein, als Berg und Thal zusammen kommen."

„O, wie prosaisch ihr doch seid," meinte Dick kopfschüttelnd. „Ist die Kunst nicht etwas Herrliches, Göttliches?"

Timothy bejahte stumm.

„Und sind die von Gott begnadeten Künstler," fuhr der Knabe begeistert fort, „nicht anbetungswürdig? Ach, alter Timothy, ich wünschte, daß ich an eurer Stelle wäre und mein junges Dasein nicht verbringen müßte in dem dunklen, feuchten Bücherladen Mr. Formans. Glaubt ihr wohl, daß er mir nach wie vor den Besuch des Theaters streng untersagt? Ich bin überzeugt, er ist ein verkappter Puritaner."

„Zur Bärenhetze gestattet er dir aber zu gehen," versetzte der ironisch lächelnde Timothy. „Ja, ja, die Herren kennt man. In ihrem überfrommen Eifer haben sie vergessen, daß das Theaterspiel aus den alten Mysterien der Kirche hervorgegangen ist, sie haben die Thatsache aus ihrer Erinnerung verdrängt, daß an der Stelle hier, wo sich unser Theater erhebt, das Kloster der Dominikaner oder schwarzen Brüder gestanden hat, nach denen es jetzt noch „Blackfriars" heißt. Diese Mönche waren gewiß gottesfürchtige Leute, aber sie hielten trotzdem in ihrem Kloster häufig Bühnenspiele ab, weil sie wußten, daß eine verkörperte Darstellung menschlicher Leidenschaften und Schwächen viel nachdrücklicher auf die Zuschauer wirkt, als das von der Kanzel gesprochene Wort. Der Mensch strebt eben geistig vorwärts und darf sich dem Wandel menschlicher Dinge nicht verschließen."

„Da habt ihr recht, alter Timothy," pflichtete Dick bei, „Blackfriars ist von diesem Wandel ein sehr beredter Zeuge. Zu allererst spielten in der Halle die Dominikaner, dann spielte ebendaselbst die Scheidungsszene zwischen Heinrich VIII. und Katharina von Aragonien, durch welche gewissermaßen in unserm englischen Vaterland die Reformation eingeführt wurde, und sodann spielen an derselben Stelle wirkliche Schauspieler! Das nenne ich doch einen bedeutungsvollen Wechsel."

Dick hatte vollkommen recht, zumal dieser Wandel der Dinge in Blackfriars bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat, denn an dem nämlichen Ort, wo Shakespeares Muse thronte, wird „das leitende Blatt der Welt", die Times, gedruckt.

„Was für eine Komödie führt ihr denn heute auf?" erkundigte sich Dick, als Timothy wieder aus dem dunklen Verschlag trat, wohin er sich begeben, um dort die von ihm fertig geputzte Rüstung niederzulegen.

„Eduard den Zweiten, die Tragödie des Magisters Marlowe," lautete die Antwort des alten Mannes. „Es ist ein Stück voll schauerlicher Szenen, aber unser großer Schauspieler Richard Burbadge feiert darin glänzende Triumphe."

„Marlowe," wiederholte Dick sinnend, „ganz richtig, ich erinnere mich jetzt seiner. Er ist ein Dichter, dessen Werke mein Prinzipal aus seinem Bücherladen ausschließt."

„Warum denn?"

„Mr. Forman meint, es stecke etwas Teuflisches in Marlowes Dichtungen."

„Der strenge Puritaner hat darin nicht so unrecht," versetzte Timothy lächelnd. „Es ist eine wilde Leidenschaft, die in den Versen Marlowes gährt und tobt, ähnlich der wüsten Gesellschaft, in die er geraten ist, nachdem er Cambridge mit London vertauschte. In dem Dichter steckt aber doch ein großes Talent und unsre Kunst kann sich nur darüber freuen, daß sie Männer wie Marlowe und Shakespeare besitzt."

„Komödien könnte ich nicht schreiben," erwiderte Dick kopfschüttelnd, „aber wißt ihr, alter Timothy, ein großer, berühmter Schauspieler möchte ich werden. Ha, es muß ein Hochgenuß sein, wenn man mit einem blanken Schwert auf der Bühne herumtoben darf, oder in Wahnsinn verfällt, oder sonst etwas Ungeheuerliches vorstellt. Ich glaube, es steckt Talent in mir, denn als ich neulich auf meiner Kammer eine Stelle aus König Heinrich dem Sechsten, dem Drama Shakespeares, mit lauter Stimme deklamierte, kam Mr. Forman leichenblaß zur Thüre hereingestürzt. Die Gewalt meiner Stimme hatte ihn derart erschreckt, daß er im ersten

Augenblick nicht wußte, ob ich ermordet oder verrückt geworden sei."

„Du magst gut gebrüllt haben, mein Junge," lachte Timothy. „Nun, thut das Richard Burbadge nicht auch?"

„In der Weise nicht, denn er stellt Menschen dar mit gesundem Verstand."

„Ei, kein Meister fällt vom Himmel," entgegnete der sich etwas verletzt fühlende Dick, „und ich bin gewiß, ich würde mir bald einen Namen erringen, wenn ich das Glück hätte, einer der Londoner Stiftsschulen anzugehören."

Es war zu jener Zeit Sitte, daß die Schüler der lateinischen Schulen Dramen zur Aufführung brachten. Diese Mode war als eine Überlieferung aus jener Epoche anzusehen, wo die Bühnenspiele noch in den Klöstern stattfanden und zwar in lateinischer Sprache. Reichte das Personal der Mönche nicht aus, so wurden, namentlich auch zur Darstellung weiblicher Rollen, Knaben der Klosterschule ausgewählt. Auf diese Weise entstand eine ganze Anzahl von Kindertheatern, von denen zur Zeit der Königin Elisabeth die Knaben von St. Paul, von Westminster und von Windsor, sowie die Kapellknaben der Königin und die sogenannten „Children of the Revels" mit besonderer Auszeichnung genannt wurden. Die letzteren erhielten diesen Namen, weil sie unter dem Master of the Revels (der Lustbarkeiten) standen.

Timothy hatte inzwischen ein kurzes Mäntelchen um seine Schultern gehängt und eine graue Plattmütze auf den Kopf gesetzt, um den Gang nach der Druckerei anzutreten. Dick blieb an seiner Seite.

„Du bist ein frischer, kecker Bursche," äußerte der alte Mann zu ihm, „und es dürfte dir somit nicht schwer fallen, in das Korps der Kapellknaben aufgenommen zu werden. Allein ich meine, daß du bei deinem Berufe bleiben solltest, da heutzutage, wo alle Welt Bücher liest, ein tüchtiger Buchhändler sich etwas Ordentliches verdienen kann."

„Mag sein," erwiderte der Knabe, „allein der Stand ist mir zuwider und wenn ich Mr. Forman nicht Dank schuldig wäre,

weil er mich als hilflose Waise in sein Geschäft und Haus aufgenommen, so würde ich ihm schon längst davongelaufen sein. Aber es kann noch immer geschehen," schloß Dick mit unterdrücktem Lachen.

Obwohl das damalige London sich noch nicht zu jenem Häusermeer der Jetztzeit ausgebreitet hatte und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erst 250 000 Seelen zählte, so herrschte in den Straßen und auf den Plätzen doch ein reger Verkehr. Überall wogte eine bunte Menge, durch welche man sich hindurchzudrängen hatte und die jedes Gespräch hinderte. Es blieb daher auch Timothy und seinem jungen Freunde nichts andres übrig, als stumm nebeneinander herzuschreiten. Der alte Mann bekümmerte sich nicht viel um seine Umgebung, vielmehr verfolgte er seinen Weg mit zu Boden geschlagenen Augen. Um so höher erhob Dick sein Haupt, denn die Prentices (Lehrlinge), deren Geschäft es war, vor den Läden die Käufer anzulocken, gehörten alle zu seinen Bekannten, sie grüßten ihn alle mit einer gewissen Ehrerbietung, während er ihren Gruß mit einer stolzen Herablassung erwiderte.

„Hier trennen sich unsre Wege," äußerte Timothy plötzlich, als sie an der Ecke einer Straße anlangten, welche nach dem Themseufer führte.

„Ei was," erwiderte Dick, „ich habe die Lust verloren, nach Southwark zu gehen, um mich an den wilden Sprüngen Sackersons, des Bären, zu ergötzen. Ich begleite euch lieber an den Fluß zur Druckerei."

Der alte Mann nickte freundlich, und so schritten beide die Straße entlang, der Themse zu, die, damals erst von einer Brücke überspannt, noch rein und silberhell schimmerte und mit Schwänen bevölkert war. Statt der schmutzigen Werften und Speicher, die sich heutzutage an den beiden Ufern des Flusses ausbreiten, erblickte man nur Gärten und Wiesen. Hunderte von Booten drängten sich stromauf und stromab und unaufhörlich ertönten die zur Vorsicht mahnenden Rufe der Bootsleute. Der breite Strom konnte so recht als die Hauptpulsader der englischen

Hauptstadt angesehen werden, denn die Themse ernährte nicht weniger als 40 000 Menschen, welche als Schiffer, Bootsleute und Fischer ihr Brot fanden.

Inmitten der schmucklosen Kähne und Frachtboote sah man auch zahlreiche Barken, deren Wappen und Flaggen verkündigten, daß sie vornehmen Herren angehörten. In der That verkehrte der Adel mehr auf der Themse, als wie in den Straßen der Stadt, und es war Mode, auf die Ausschmückung der elegant gebauten Barken hohe Summen zu verwenden.

„Mir scheint, daß die Königin erwartet wird," äußerte Timothy zu seinem jungen Begleiter, „wahrscheinlich fährt sie nach Greenwich hinunter. Ich erblicke dort die Barken von den Grafen Pembroke und Southampton mit ihrem reichen Gefolge. Sie würden nicht so ruhig vor Anker liegen, wenn die Königin schon voraus wäre."

Dick hatte nur halb auf die Rede des alten Mannes gehört; seine Aufmerksamkeit war einem altertümlichen Hause zugewandt, welches dicht am Ufer stand und dessen großes, buntbemaltes Schild verkündete, daß sich hinter seinen Mauern der berühmte Gasthof „Zum Seefahrer" befinde. Das Gebäude lag am Hauptankerplatz, wo am heutigen Tage eine stattliche Flotte von Schiffen zu erblicken war. Sie bargen an Bord eine reiche, kostbare Fracht, welche sie aus Ostindien heimgebracht. Gingen nach dem gesegneten Indien ja doch, seit Vasco de Gama den Seeweg entdeckt, zahlreiche Expeditionen, die stets mit staunenswerten Schätzen zurückkehrten.

Dick, der für alles Abenteuerliche Sinn und Interesse besaß, hatte daher kaum das bunte Treiben, welches zwischen den Ostindienfahrern und dem Landungsplatze stattfand, bemerkt, als er auch schon Timothy zurief:

„Ich kann euch nicht weiter begleiten. Das Schauspiel dort zieht mich zu mächtig an. Lebt daher wohl und grüßt Lucy von mir."

Damit eilte er von dannen, ohne auf den Wink des alten Mannes zu achten, der scheu nach der Themse deutete und gleich-

zeitig ehrfurchtsvoll seine Mütze zog. Dieser Gruß galt der königlichen Barke, welche jetzt die Fluten der Themse zerteilte und die Richtung nach Greewich nahm. Das reich vergoldete Fahrzeug, welches die englische Flagge aufgehißt hatte, war mit den Matrosen der Königin bemannt, während Elisabeth selbst unter einem Baldachin saß, von ihren Hofdamen und mehreren Kavalieren umgeben. Der königlichen Barke folgten noch zwei andre Boote, in denen sich das Gefolge der Majestät befand. Von beiden Ufern der Themse ertönten Hochrufe, die sich noch bedeutend steigerten, als jetzt eine neue, gleichfalls reichverzierte Barke auftauchte, welche dem Grafen Essex, dem Günstling der Königin und dem Liebling des Volkes, gehörte. Er grüßte freundlich nach allen Seiten hin, dann gab er den Ruderern Befehl, an die Leeseite der königlichen Barke zu steuern. Nachdem er dieselbe erreicht, erhob sich seine ritterliche Gestalt, um die Herrscherin ehrfurchtsvoll zu grüßen. Die alternde Königin winkte ihm freundlich zu und der Graf verließ sein Fahrzeug, um an der Seite Elisabeths Platz zu nehmen, deren Hand er an seine Lippen drückte. Jetzt schlossen sich auch die Barken der Grafen von Pembroke und Southampton dem Zuge an, der wahrhaft majestätisch die Themse hinunterglitt.

Während Timothy glücklich darüber, seine Königin wieder einmal gesehen zu haben, die Richtung nach der nahen Druckerei einschlug, mischte sich Dick in das dichte Gewirr am Landungsplatze.

Die Ausladung der reichen Fracht, welche teils durch friedlichen Austausch an den Küsten gewonnen, teils bei feindlichen Überfällen den Portugiesen abgenommen worden war, hatte bereits begonnen. Dick kam angesichts der Seltenheiten aus dem Staunen gar nicht heraus. Bald haftete sein Blick auf einer Anzahl farbiger Sklaven, deren irdische Existenz ihm wie ein Wunder erschien, bald wiederum sah er auf seltsame Tiere und fremdländische Gewächse, welche über die Verbindungsbrücke nach dem Landungsplatz transportiert wurden. Am meisten interessierten den Knaben jedoch die buntfarbigen indischen Kunstschätze, welche mit zahllosen Ballen an das Tageslicht befördert wurden.

Dick hatte unter der drängenden und stoßenden Volksmenge, deren Zahl mit jeder Minute wuchs, einen harten Stand, und er mußte wiederholt von der Kraft seiner Ellbogen Gebrauch machen, um sich in der vordersten Reihe zu erhalten, denn der neugierige Haufen staunte alles an, so daß selbst der schmutzigste Schiffsjunge der indischen Expedition zu einem hohen Ansehen gelangte. Unter den Matrosen, die ziemlich zuletzt die Fahrzeuge verließen, befand sich keiner, der nicht von Freunden und Bekannten auf das stürmischste empfangen worden wäre. Um einen jeden bildete sich ein Kreis von Zuhörern, die atemlos den Berichten von Abenteuern und Wundern lauschten, und da die überspannten Begriffe, welche man von dem märchenhaften Indien hegte, nicht so leicht zu befriedigen waren, so sahen sich die Erzähler veranlaßt, ihren Berichten allerlei Erdichtetes einzuflechten.

Zuletzt zogen die Matrosen mit ihren Zuhörern nach der nahen Schenke zum „Seefahrer", um dort bei Speise und Trank ihre Mitteilungen zu Ende zu führen. In der unteren Wirtsstube flutete es daher von Gästen und Zechern, unter denen sich auch Dick befand, welcher, in Ermangelung eines besseren Platzes, sich an einen Tisch hatte setzen müssen, der von ziemlich zerlumpten Gestalten eingenommen wurde. Er fühlte sich nicht eben behaglich in dieser Gesellschaft, über welche er von einem der Aufwärter alsbald Aufschluß erhielt.

„Die Kerle," lautete der Bescheid, „gehören zu Walter Raleighs Geschwader, das nach den Wildnissen von Guayana segelfertig liegt. Dort soll nach allen Berichten die Stadt Eldorado anzutreffen sein. Alle diese lumpigen Menschen, die kein ganzes Stück Kamelott auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden und als Goldkäfer zurück zu schwärmen."

Der Aufwärter beendete seine Rede mit einem kurzen, höhnischen Auflachen, worauf er nach dem Hintergrund des geräumigen Wirtszimmers rannte und dort die nach dem oberen Raume führenden Stufen hinaufeilte. Der Saal, welcher sich hinter einem Vorhange ausdehnte, bildete das Lokal für die besseren Gäste, die heute in großer Anzahl erschienen waren, da

sie sich einesteils von dem interessanten Schauspiel der Ausschiffung der Ostindienfahrer angezogen fühlten, anderenteils aber auch danach trachteten, einige der sie interessierenden indischen Kunstschätze durch Kauf an sich zu bringen. Sie hatten an kleineren, sauber gedeckten Tafeln Platz genommen, denn hier oben wurde Rang und Ansehen gewahrt, während in dem unteren Wirtszimmer alles neben- und durcheinander saß. Der mit Eichenholz getäfelte Saal zeigte reiche Schnitzereien und einen gefälligen ornamentalen Schmuck. Die hohen und breiten Felder der dunklen Holzwände waren zum Teil mit Gemälden geziert, teils wurden sie von Trophäen ausgefüllt.

Mit der eleganten Ausschmückung des Saales stimmte die übrige Ausstattung überein, von dem reichen Büffett angefangen, das die Mitte der Hinterwand einnahm, bis zu dem feinen Gedeck der Tische und der aus edlem Metall gefertigten Trinkgefäße. Mr. Blount, der Wirt, verstand es, seinen Gästen den Aufenthalt in diesem Raume behaglich zu machen, so daß er selbst den verwöhnten Geschmack eines Lords nicht zu fürchten brauchte. Mit schmunzelndem Gesicht ging er von Tisch zu Tisch, sich nach der Zufriedenheit seiner Gäste erkundigend, oder mit den ihm Vertrauteren ein freundliches Gespräch anknüpfend. Er machte in seiner Zuvorkommenheit als Wirt keinerlei Ausnahme und ließ sie jetzt auch einem jungen Mann zu teil werden, den er heute zum erstenmal sah und dessen schlichtes, dunkelbraunes Wams im Verein mit einem Paar verblichener Reiterstiefel auf die ziemlich ärmlichen Verhältnisse des Besitzers schließen ließen.

„Ihr scheint fremd in London zu sein," redete ihn Blount an. „Wünscht ihr über etwas Auskunft zu haben, so gebietet über mich."

„Ich danke euch," erwiderte der Angeredete. „Fremd bin ich hier allerdings, mit London selbst aber und mit seinem Treiben bekannt genug, um meinen Weg allein zu finden."

„So verzeiht meine Zudringlichkeit," versetzte der Wirt etwas erstaunt, worauf er sich an den andern Gast wandte, der dem Jüngling gegenüber saß. „Ihr habt heute einen freien Tag, Sir,"

äußerte er zu dem graubärtigen, stattlichen Mann, dessen geschmackvolle Kleidung von jener seines Gegenübers bedeutend abstach. „Die Königin kehrt erst spät abends von Greenwich zurück?"

„So ist es, bester Blount," nickte der Gast, „doch wäre ich heute so wie so hierher gekommen, da mir Thomas Hennage, der Lord-Schatzmeister, aufgetragen, einige indische Schätze für sein kleines Museum zu erhandeln. Bis jetzt habe ich es aber nur zu einer Pagode gebracht."

„Eile mit Weile," lächelte Blount, „die wertvollsten Sachen befinden sich noch an Bord der Indienfahrer, denn die schlauen Herren wollen erst die geringeren an den Mann bringen. Wenn ihr es wünscht, so lasse ich Nachfrage halten."

Der Gast nahm diesen Vorschlag gern an, worauf sich der gefällige Wirt wieder entfernte. Der zurückbleibende Graubart fand jetzt hinreichend Muße, sein Gegenüber zu betrachten, das ihm durch die eigentümliche Antwort, welche es dem Wirt gegeben, Interesse einflößte.

Der junge Mann mochte einige zwanzig Jahre zählen. Sein längliches Antlitz war nicht schön zu nennen, besaß aber gleichwohl durch seine geistvollen Züge eine große Anziehungskraft. Vor allem waren es die dunklen, etwas schwermütig blickenden Augen, die den beobachtenden Graubart anzogen. Er hatte sie schon einmal gesehen, und auch das üppige Lockenhaar, welches trotzig um die Schläfe hing; der Alte vermochte sich jedoch nicht auf Zeit und Umstände zu besinnen, trotz angestrengten Nachdenkens.

„Euer Wohl, junger Herr," begann er plötzlich, den vor ihm stehenden Humpen erhebend und zum Munde führend.

Der junge Mann blickte auf und that lächelnd Bescheid.

„Seit wann sind die Londoner gegen Fremde so aufmerksam?" fragte er, „oder glaubt ihr etwa, daß ich zu der ostindischen Expedition gehöre und euch auf billige Art zu Schätzen verhelfen kann?"

„O," versetzte der Graubart, „ihr habt mein Gespräch mit Mr. Blount gehört. Nein, junger Herr, ich hege ein andres

Interesse. Euer Haar und eure Augen, ja, sogar einige eurer Züge erinnern mich an eine Person, die ich vor langer Zeit gekannt habe, aber auf welche ich mich nicht mehr erinnern kann."

„Vielleicht ist es mein Vater gewesen?" erwiderte der Jüngling seufzend, „ich soll ihm sehr ähnlich sehen."

„Wie ist euer Name?"

„Es thut mir leid, euch damit nicht dienen zu können, denn ich wünsche vorläufig hier in London unbekannt zu bleiben."

„Je nun," versetzte der Graubart in jovialem Tone, „das hindert mich nicht, euch wenigstens meinen Namen zu nennen, damit ihr doch wißt, mit wem ihr zu thun habt. Ich heiße James Ralph und bekleide das Amt eines Kammerdieners bei Ihrer Majestät der Königin!"

Über das Antlitz des Jünglings glitt ein Zug der Freude. Er reichte dem alten Herrn die Hand dar und sagte mit Wärme: „Euren Namen hat mein guter, armer Vater stets mit Achtung genannt."

„So kannte er mich also?"

„Sir Arthur Longsword kannte euch," bestätigte der Gefragte in langsamem, feierlichem Ton.

„Mein Himmel," rief Ralph, „jetzt steht alles wieder vor meiner Erinnerung. Ganz recht, so und nicht anders blickte euer Vater mich an, und genau so trotzig bäumte sich sein Haupthaar, wenn er es aus der Stirne strich. O sprecht, wo verweilt er jetzt und wie geht es ihm?"

Robert Longsword bedeckte seine Augen, dann erwiderte er dumpf: „Er fiel als ein Opfer der Sternkammer und starb im Fleetgefängnis."

In dem Gespräch trat eine Pause ein. Ralph fühlte sich durch die Mitteilung des unglücklichen Sohnes tief erschüttert und wagte nicht, den gerechten Schmerz desselben durch Zwischenfragen zu stören. Endlich begann er:

„Ich schulde euerm Vater mannigfachen Dank, da er sich meiner in einer Zeit angenommen, welche mich völlig hilflos sah. Er nahm mich gastlich in seinem Schloß zu Bedford auf und

stand mir mit Rat und That zur Seite, so daß ich durch seine Empfehlungen meine Zukunft in London gesichert sah. Ich werde es dem Ehrenmanne nie vergessen und da ich ihm meine Dankbarkeit nicht mehr beweisen kann, so soll der Sohn an mir einen väterlichen Freund finden."

In Roberts Antlitz erschien ein Zug der Geringschätzung. „So viel hat mein Vater für euch also gethan," erwiderte er, „und trotzdem war seine Person derart aus eurem Gedächtnis geschwunden, daß selbst meine Ähnlichkeit sie nicht heraufzubeschwören vermochte!"

„Zürnt mir darob nicht," bat Ralph, seine Rechte auf die Hand des jungen Edelmanns legend, „bedenkt nur, daß gegen vierzig Jahre seitdem entschwunden sind. Ach, wie viele Menschengesichter bekommt man nicht im Dienste einer Königin zu sehen. Da verdrängt eines das andre. Den Namen eures guten Vaters aber habe ich nicht vergessen."

„Um so mehr nimmt es mich Wunder," versetzte Robert streng, „daß ihr euern Einfluß bei der Königin nicht zu seinen gunsten benutzt habt, da sein Prozeß, der bei der Sternkammer schwebte, eine Zeitlang das Tagesgespräch bildete, und er euch unmöglich verborgen geblieben sein kann."

„Und doch ist dem so, Sir Longsword," beteuerte Ralph. „Was in der Sternkammer vorgeht, erfahren außer dem Geheimen Rat nur wenig Menschen. Die Verurteilungen finden ebenso geheim statt, wie die Exekutionen, und es sind schon Männer von hohem Rang und Ansehen aus der Gesellschaft verschwunden, ohne daß man wußte, daß es auf den Befehl der Sternkammer geschehen. So wahr mir Gott helfe, ich habe nichts von dem Unglück eures Vaters erfahren."

„Der treuherzige Blick eures Auges und der Ton eurer Stimme zeigen mir an, daß ihr die Wahrheit sprecht," versetzte Robert und streckte seine Hand dem Graubart entgegen.

„Und nun," begann dieser lebhaft, „was kann ich für euch thun. Was wollt ihr hier und welches Ziel verfolgt ihr?"

Robert sah sich in seiner Antwort gehindert, da am Nachbartische mehrere Männer Platz nahmen, welche Ralph grüßten und

in ein kurzes Gespräch verwickelten. Nach der Beendigung desselben flüsterte der Kammerdiener ihm zu:

„Seid ihr ein Freund der Dicht- und Schauspielkunst?"

„Wie kommt ihr auf diese Frage?"

„Weil die neuangelangten Gäste darin Bedeutendes leisten und zu den Berühmtheiten Londons gehören. Jener dreißigjährige Mann, der am oberen Ende des Tisches sitzt, mit dem verworrenen Haar und den von Leidenschaft entstellten Zügen ist der Dichter Marlowe, von dem ihr gewiß schon gehört habt."

„Ich war in meiner Jugend nicht auf Rosen gebettet," erwiderte Robert, „und deshalb liegt mir auch die Poesie fern, den Namen Marlowe habe ich aber doch mit Achtung nennen hören. Man sagte mir, daß er eine aus Deutschland gekommene Sage, den Doktor Faust, dramatisch bearbeitet haben soll. Mehr noch hörte ich von einem andern Dichter, dem William Shakespeare."

„Er ist leider nicht zur Stelle," versetzte Ralph, „allein ihr werdet ihn schon kennen lernen. Jetzt laßt mich in meiner Beschreibung fortfahren. Der gutmütig aussehende, korpulente Alte, welcher zur Linken Marlowes sitzt, ist der Theaterpächter Hernslown und der junge, schöne Mann neben ihm, sein Schwiegersohn, der Tragöde Edward Alleyn. Er hat in seiner Kunst nur einen einzigen Rivalen, und zwar Richard Burbadge, der am unteren Tischende Platz genommen. Die beiden neiden sich aber den Lorbeer nicht, wie denn überhaupt unter den Londoner Schauspielern ein gutes Einvernehmen herrscht."

„Und wer ist der kleine, dicke Mann mit dem roten, überaus komischen Gesicht?" fragte Robert, indem er auf den Nachbar Burbadges deutete.

„Das ist der berühmte Komiker und Clown William Kempe, der durch seine witzigen Einfälle und Possen das Zwerchfell von ganz London erschüttert. Den Beschluß bildet sein Nachbar zur Linken, Mr. John Heminge, der die Stücke in Szene setzt und außerdem das wichtige Amt eines Zahlmeisters versieht, denn er verteilt unter die Schauspieler die vom Hofe bewilligten Gelder und Gnadengeschenke. Soll ich euch der Gesellschaft vorstellen?"

„Nein," erwiderte Robert rasch, „zu den lustigen Sommervögeln passen meine ernsten Mienen nicht. Ich habe vorerst an Wichtigeres zu denken."

„Und dieses Wichtige —"

„Besteht darin, die Schmach, welche meinem armen Vater angethan worden ist, zu rächen und mein rechtmäßiges Erbe zurückzufordern."

In diesem Augenblick trat Blount, der Wirt, an den Tisch heran. Er war sehr erregt und begann mit vor Wut zitternder Stimme:

„Ich kehre soeben vom Bord der Ostindienfahrer zurück, wo ich für euch, oder vielmehr für den Lord-Schatzmeister, einen reich vergoldeten Thronsessel erhandelte, auf dem Akbar, der berühmte Herrscher des Mogulkaiserreichs, gesessen haben soll. Es ist ein wahres Prachtexemplar, das ich billig haben sollte. Da aber tauchte die verhaßte Gestalt Sir Greedys auf und fischte mir das seltene Stück Möbel vor der Nase weg. Was sagt ihr zu dieser Unverschämtheit?"

„Sie ließ sich von Sir Greedy erwarten," antwortete Ralph mit leichtem Achselzucken. „Seid ihr von diesem Herrn je etwas andres gewöhnt?"

„Ihr nanntet da einen Namen," ergriff jetzt Robert das Wort, „der mir das Blut zu Kopfe treibt. Wer ist der übermütige Mann, von dem ihr spracht?"

„Ein hoch angesehener Gentleman," erläuterte Ralph in ironischem Tone, „der seinen bedrängten Nebenmenschen in gefälligster Weise aus der Not hilft und dabei das Hauptgeschäft für sich macht."

„Ein Nimmersatt, der kaum seinesgleichen findet," fiel der Wirt ein, „und außerdem ist er noch heimlicher Bote der Sternkammer, für deren Richtersprüche er Opfer wirbt."

„Dann ist es der Schurke, den meine Rache sucht," rief Robert in leidenschaftlicher Bewegung.

„Mäßigt euern Ungestüm," ermahnte Ralph, „denn soeben tritt Hugh Greedy in den Saal."

Robert wendete den Blick nach der ihm angedeuteten Richtung. Auf der Schwelle, welche den oberen Wirtsraum von dem unteren trennte, stand eine hohe, düstere Gestalt, deren unstäte Augen prüfend im Saal umherwanderten. Von der schwarzen Kleidung hob sich das olivenfarbige Antlitz eigen ab. Ein unheimlicher Ernst lagerte auf den scharfen Zügen und um die schmalen Lippen zuckte es spöttisch; die von der Nasenwurzel aufwärts strebenden Augenbrauen verliehen mit dem Knebel-Schnurrbart, dessen Spitzen gleichfalls nach oben gekehrt waren, dem abstoßenden Gesicht den Ausdruck großer Willenskraft, und eine nicht geringe Zuversichtlichkeit gab sich in der ganzen Haltung des Körpers kund.

Greedy zog langsam seine schwarzen Stulphandschuhe aus, durchmaß mit stolzen Schritten den Saal und blieb endlich, da er sich vergebens nach Bekannten umgesehen, an dem Tische Ralphs stehen. Er grüßte herablassend und sein Blick blieb endlich, nachdem er höhnisch die Künstlergesellschaft in der Nachbarschaft betrachtet hatte, auf Robert haften. Der Zorn, welcher aus des jungen Mannes Augen leuchtete, setzte Greedy in keinerlei Verwunderung. Er war es gewöhnt, daß man ihn mit solchen Blicken ansah.

„Nun, Sir Ralph," begann er in einem Tone, welcher ausdrücken sollte, wie gleichgültig ihm die ganze Welt sei, „seid ihr schon an Bord der Ostindienfahrer gewesen?"

Der Gefragte verneinte.

„Dann werdet ihr für den Lord-Schatzmeister keine nennenswerten Raritäten erstehen," fuhr Greedy fort, während er sich nachlässig auf einem der hochlehnigen Stühle niederließ.

„Woher wißt ihr, daß Lord Hennage mir den Auftrag gegeben?" fragte Ralph ärgerlich.

„Hm," versetzte Greedy, die Spitzen seines Schnurrbarts drehend, „was wüßte ich überhaupt nicht?"

„In diesem Falle," mischte sich jetzt Robert ins Gespräch, „brauche ich mich euch wohl nicht erst vorzustellen."

„Wie? Was sagt ihr?" gab Greedy geringschätzend zurück,

indem er sein Ohr umbog. „Nach eurer altmodischen Kleidung zu schließen, stammt ihr aus der Provinz. Von der Existenz solch unbedeutender Menschen weiß ich allerdings nichts."

„Ihr thut euch da Unrecht," entgegnete der immer mehr sich erregende Robert. „Ich meine gerade, daß es in der Provinz Leute gegeben hat und noch gibt, für die ihr euch sehr interessiert."

„Zum Beispiel?"

„Sir Arthur Longsword."

Die Mienen Greedys zeigten eine vorübergehende Verwunderung; aber schon im nächsten Augenblick versetzte er wegwerfend: „Dieser Longsword zählt zu den Toten."

„Da irrt ihr euch," widersprach Robert, der seine zornige Erregung nur mühsam zurückzuhalten vermochte, „denn der Name lebt in seinem Sohne fort."

„Ah," versetzte Greedy, seine Blicke jetzt voll auf den jungen Fremden richtend, „so seid ihr wohl dieser Sohn?"

„Ihr vermutet recht. Ich bin Robert Longsword, der gekommen ist —"

„Doch nicht etwa um das Erbe seiner Väter anzutreten?" unterbrach Greedy höhnisch.

„Wie könnte ich das, da ein Schurke meinen Vater darum gebracht hat!" rief Robert losbrechend. „Nein, edler Sir, ich bin gekommen, um meinen armen Vater zu rächen!"

„Wollt ihr etwa unter die Schauspieler gehen?" lachte Greedy, „da ihr einen so ausgiebigen Gebrauch von eurem Organ macht? In diesem Falle nehmt am Nachbartische Platz."

„Hätte ich dazu Lust," rief Robert, trotz der heimlichen Winke Ralphs, in noch lauterem Tone, „so würde ich wohl am besten bei euch in die Schule gehen, da ihr in der Verstellungskunst ein Meister seid!"

Greedy sprang auf, Robert aber fuhr unbekümmert fort: „Ich fürchte mich weder vor dem Haß eurer Blicke, noch vor eurer Körperkraft. Doch ehe ich euer Antlitz mit meinem Degen zeichne, soll alles hier erfahren, was für ein Schurke ihr seid."

Greedy griff an sein Schwert.

„Gebt Frieden, ihr Herren!“ ließen sich die Stimmen der anwesenden Gäste vernehmen, welche durch den lauten Wortwechsel aufmerksam geworden waren, ihre Plätze verlassen und sich dem Tische genähert hatten.

„Thut mir den einzigen Gefallen und haltet Ruhe,“ bat der Wirt, „denn sonst haben wir das raufluſtige Volk der unteren Wirtsstube augenblicklich hier oben und dann Gnade Gott meinen Gläsern, Weinflaschen und Tellern.“

„Haltet ihr unsre Köpfe für nichts?“ fragte lachend der kleine Komiker Kempe.

„Beruhigt euch,“ nahm jetzt Robert das Wort, „ich werde mit Sir Greedy meinen Kampf allein ausfechten; aber nicht hier. Ich treffe schon wieder mit ihm zusammen.“

„Was hat er euch denn gethan?“ riefen mehrere der Gäste.

„Ihr sollt es wissen,“ erwiderte Robert, durch das höhnische Lächeln des die Arme kreuzenden Greedy aufs neue in Wut versetzt. „Mein Vater besaß in Bedford ein großes Anwesen, auf welchem jedoch erhebliche Schulden lasteten; als vor sechs Jahren die Armada des spanischen Philipp im Kanal erschien, sah sich mein Vater von seinen Gläubigern hart bedrängt, da sie die Befürchtung hegten, daß die bisher unüberwindliche spanische Flotte den Sieg erringen und unser Vaterland in Besitz nehmen werde, welches Papst Sixtus dem spanischen Könige bereits geschenkt hatte. In seiner Not wandte sich mein Vater an Sir Greedy, der ihm als ein vornehmer Geldverleiher bekannt war und in unsrer Nachbarschaft bereits ein Gut besaß. Der edle Herr forderte hohe Prozente, und mein Vater mußte sie bewilligen, da ihm keine Wahl übrig blieb. Kaum befand sich jedoch die Verpfändungsurkunde im Besitze Sir Greedys, als sich mein Vater durch die Sternkammer in Anklagezustand versetzt sah. Man beschuldigte ihn des heimlichen Einverständnisses mit spanischen Unterhändlern und stellte ihn als einen Verräter vor Gericht. Als Hauptzeuge gegen ihn erschien Sir Greedy. Alle Vorstellungen und Beweisführungen halfen meinem Vater nichts, er ward im Fleetgefängnis eingekerkert, während sein Gläubiger das Schloß

zu Bedford mit allen Nebengütern an sich riß. So machte Sir Greedy unter dem Schutze der Sternkammer ein gutes Geschäft, mein armer Vater dagegen starb unter den entsetzlichsten Qualen im Kerker. Das Bubenstück liegt offen zu Tage, und ich will nicht eher ruhen, als bis ich meinen Vater und unsern in den Staub getretenen Namen gerächt habe."

Ein Beifallsgemurmel ging durch die Reihen der Gäste und zornige, gegen den Erpresser gerichtete Reden wurden laut. Vor allem zeichnete sich darin der Dichter Marlowe aus, indem er in seiner Leidenschaftlichkeit so weit ging, daß er dem erbleichenden Greedy seinen Handschuh vor die Füße warf.

„Die Herausforderung eines Komödiendichters nehme ich nicht an," rief der Gentleman nach kurzer Pause höhnisch.

Nur mit Mühe war der erbitterte Marlowe von einem unüberlegten Schritt zurückzuhalten, die Erbitterung aber gegen seinen Feind wuchs. Die drohenden Blicke, welche sich auf den letzteren richteten, würden jedem andern den Mut benommen haben, allein Greedy kannte keine Furcht und beherzt trat er der Menge entgegen.

„Ich habe mit euch allen nichts zu thun," rief er den Gästen zu, „sondern einzig und allein mit dem jungen Longsword, welcher den Frieden des Orts gestört hat. Über seine Beschuldigungen gegen mich lache ich, denn sie sind so einfältiger Art, daß sie sich selbst Lügen strafen. Dagegen ziehe ich ihn wegen schlimmer Äußerungen, die er gegen die Sternkammer gethan, zur Rechenschaft. Er hat den höchsten Gerichtshof, welcher unter dem Protektorat unsrer Königin steht, angegriffen und beleidigt. Das fordert Sühne!"

„Schweigt um des Himmels willen still," flüsterte Ralph in Roberts Ohr. „Er will euch reizen und zu unbedachter Rede veranlassen."

Allein der junge Edelmann achtete nicht auf diese Warnung, sondern erwiderte mit dem Feuer eines gerechten Zornes: „Verdreht meine Worte nicht, Sir Greedy. Ich bin weit entfernt, den obersten Gerichtshof Englands zu schmähen; doch das darf

ich, als ein freier Bürger dieses Landes, furchtlos sagen, daß die Sternkammer meinen Vater verurteilt hat, ohne andre Beweise seiner Schuld zu haben, als die ihr gegen ihn hervorgebracht."

„So beschuldigt ihr also die Sternkammer eines ungerechten Urteils!" rief Greedy triumphierend. „Dies genügt, euch zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gäste hier sind Zeugen eurer Rede!"

„Wir sind es nicht," riefen viele Stimmen, „wir haben nichts gehört!"

Ein großer Teil der Anwesenden entfernte sich rasch, um nicht gegen ihren Willen dem verhaßten Greedy dienen zu müssen. Nur die Künstler am Nachbartische hielten wacker stand, und Richard Burbadge legte für Robert sogar eine Lanze ein, indem er dem intriganten Sir die volle Wahrheit sagte.

„Sehr hübsch deklamiert," nickte Greedy, dem berühmten Tragöden ironisch Beifall zuklatschend, „vielleicht könnt ihr das nächstens einmal auf der Bühne zu Blackfriars gebrauchen, falls Heißsporn Marlowe ein passendes Stück zu diesem Zwecke schreibt."

„Den Schurken darin aber müßtet ihr spielen!" schrie der Dichter, sich mit vollem Ungestüm auf seinen Gegner stürzend.

„Reißt sie auseinander!" riefen die übrigen.

„Um meinetwillen soll kein Blut vergossen werden!" ertönte Roberts Stimme, und mit großer Gewandtheit drängte er sich zwischen die beiden kampflustigen Männer.

Der Wirt rannte jammernd umher und Ralph suchte zu schlichten. Die Wellen der Erregung legten sich jedoch nicht, sondern fanden dadurch neue Nahrung, daß der Lärm des Wortwechsels in der unteren Wirtsstube gehört worden war und eine große Anzahl der dort verweilenden Gäste in den Saal lockte. Wie es gewöhnlich bei solchen Anlassen zu geschehen pflegt, bildeten sich auch hier zwei Parteien. Die Matrosen Walter Raleighs suchten nach einer Gelegenheit, ihre Raufluft an der Mannschaft des Ostindienfahrers auslassen zu können, deren ruhmredige Sprache ihnen zuwider war. Kaum stellte sich daher heraus, daß die mit

Ruhm zurückgekehrten Seefahrer für Robert und die Künstler Partei ergriffen, als Raleighs Matrosen sofort zu Greedy übertraten. Mit ängstlicher Hast räumte inzwischen der Wirt und seine Aufwärter alles zerbrechliche Geschirr hinweg, bei welcher Gelegenheit sie Dick fast umgerissen hätten, welcher, von seiner Neugierde getrieben, gleichfalls in den Saal gekommen war.

„Für wen entscheidest du dich denn, mein Junge?" raunte ihm ein alter Seemann zu, dessen farbenreichen Berichten aus Indien er kurz zuvor gelauscht hatte.

„Ei, auf jeden Fall für den jungen Edelmann, da er doch im Rechte ist," erwiderte Dick. „Ich will gern meinen Arm für ihn lahm schlagen."

„Laß das lieber bleiben," versetzte der Matrose, „du thust besser, uns Hilfstruppen zuzuführen, denn ich fürchte, daß uns das Lumpengesindel Raleighs überlegen ist."

Dick nickte verständnisvoll und verschwand aus dem Saal. Gleich nachher vernahm man von der Straße her den Ruf: „Lehrlinge heraus!"

Die sich feindlich gegenüberstehenden Parteien achteten indessen wenig darauf, zumal ihr volles Interesse jetzt Greedy zugewandt war, welcher seinen Helfershelfern befahl, sich der Person Roberts zu bemächtigen und die anwesenden Künstler aus dem Saal zu treiben.

Damit war das Signal zum Kampf gegeben.

Schon im nächsten Augenblick fühlte sich der junge Edelmann von rauhen Fäusten ergriffen und nach dem Ausgang gezerrt. Ehe derselbe jedoch erreicht wurde, gelang es der Gegenpartei, Robert wieder zu befreien. In erbittertem Handgemenge wogten die Kämpfenden hin und her. Stühle wurden als Waffen gebraucht und Tische aufgetürmt, sobald es galt, den Angriff einer Uberzahl abzuwehren. Marlowe suchte an den ihm verhaßten Greedy heranzukommen, indessen zog sich dieser immer weiter zurück, geschützt von der lebendigen Mauer seiner Helfershelfer. Der wilde Marlowe war übrigens der einzige, welcher von der Künstlergesellschaft stand gehalten, die übrigen verspürten keine

Lust, sich den Faustschlägen der rohen Matrosen auszusetzen und hatten daher ihren Rückzug durch eine Tapetenthür an der entgegengesetzten Seite des Saals bewerkstelligt. Auch Ralph war ihnen gefolgt, jedoch nicht ohne zuvor an Robert ermahnende Worte zu richten und ihn seiner Fürsprache bei der Königin zu versichern.

Der Kampf dauerte fort, ohne daß eine der Parteien etwas Besonderes erreichte. Bald befand sich Robert in der Gewalt seiner Gegner, bald sah er sich wieder von der Mannschaft des Ostindienfahrers befreit. Da drängte sich plötzlich Greedy zu ihm heran und gab dadurch Veranlassung zu einem mächtigen Vorstoß, welcher von seinen Genossen mit großer Kühnheit ausgenutzt wurde. Robert sah sich abermals in feindlicher Gewalt.

„Schnell mit ihm nach der Tapetenthür!“ raunte Greedy seinen Leuten zu, „das Schauspielervolk hat sie offen gelassen.“

Der Befehl wurde rasch vollzogen, indem die Mehrzahl der Matrosen sich zu einer langgestreckten Kampflinie formierte, hinter welcher Robert gewaltsam nach dem versteckten Ausgang transportiert wurde. Während seine Entführer mit ihm durch die kleine Thür verschwanden, ertönte vor dem Hause ein wildes Geschrei.

Dick war mit einigen hundert Lehrlingen angelangt, die sich jetzt anschickten, in das Wirtshaus einzudringen. Die Londoner Lehrlinge bildeten damals eine gefürchtete Macht, gewissermaßen ein Korps der Rache, das schnell beisammen war, sobald es galt, ein Unrecht wett zu machen und den Schuldigen zu bestrafen. Dick gehörte zu den Anführern, dessen kurze Pfeifensignale das Korps versammelten; der Ruf: „Lehrlinge heraus!“ tönte von Straße zu Straße, und kein Meister wagte es, seine Lehrlinge zurückzuhalten.

Dick hatte soeben den Eingang zum Wirtshaus gewonnen, als der alte Seefahrer ihm mit den Worten entgegen trat:

„Du kommst mit deiner Schar zu spät, mein Junge; Raleighs Leute haben uns überlistet und den jungen Edelmann hinweg geführt.“

„Hier heraus?“ rief Dick, auf den Eingang des Wirtshauses deutend.

„Nein," lautete die Antwort, „durch eine kleine Tapetenthür, die sich am unteren Ende des Saales befindet."

„Ah," versetzte Dick, mit dem Fuße stampfend, „so wollen uns die Schurken auf der Flußseite zu entwischen suchen. Doch wir wollen sehen, wer zuletzt obsiegt!"

Nach diesen Worten wandte er sich den Lehrlingen zu, ihnen geheime Befehle erteilend. Der Schwarm trennte sich, und der alte Seemann sah zu seiner großen Befriedigung, daß ein Teil dem Ufer zueilte und in einer Anzahl von Kähnen Platz nahm. Rasch stießen sie vom Lande ab und ruderten nach jener Seite des Gasthauses, welche der Themse zugekehrt war.

Unterhalb einer kleinen, mit einer eisernen Thür versehenen Pforte, zu der mehrere steinerne Stufen empor führten, ließ Dick anlegen.

„Das Thor ist verschlossen," äußerten einige der Lehrlinge, „fahren wir lieber wieder zurück, damit uns der Vogel nicht entwischt."

„Im Gegenteil," widersprach Dick, „er wird uns hier entgegen fliegen, verhaltet euch nur ruhig."

Die Genossen zuckten die Achseln und blickten schweigend auf die verschlossene Pforte. Es mochten zwei Minuten vergangen sein, als von innen vorsichtig mehrere große Riegel zurückgeschoben wurden und in der Spalte der geöffneten Thür der Kopf eines rothaarigen Matrosen erschien, der nach einem Boote rief. In demselben Augenblick ward er aber von den eindringenden Lehrlingen kräftig zurückgestoßen. Der schmale Gang, welcher sich hinter der Pforte ausdehnte, füllte sich rasch mit der verwegenen Schar. Dieselbe drängte jetzt der Treppe zu, die nach dem oberen Saale führte und von welcher aus man die Hilferufe Roberts vernahm.

Greedy hatte das Eindringen der Lehrlinge kaum bemerkt, als er seinen Leuten Befehl gab, sich mit dem Gefangenen zurückzuziehen. An ihre Stelle trat eine Abteilung der noch im Saale befindlichen Raleighschen Matrosen, die nunmehr gegen die anstürmenden Lehrlinge vorgingen. Da der schmale Gang jede

freie Bewegung verhinderte, so vermochten die jungen Streiter, trotzdem sie sich in der Überzahl befanden, ihre Kräfte nicht zu entwickeln und von ihren Knitteln Gebrauch zu machen. Infolgedessen führte auch alles Kommandieren Dicks zu keinem Ziele.

„Stopft dem heillosen Schreier zuerst den Mund," gebot Greedy den vordersten seiner Leute.

Mit größter Pünktlichkeit ward dieser Befehl von zwei herkulischen Matrosen vollzogen.

„Ah," triumphierte Greedy, als der gefangene Dick ihm zugeführt wurde, „bist du nicht der Lehrling des Mr. Forman? Der gute Mann wird sich freuen, wenn er erfährt, daß du hinter Schloß und Riegel zu sitzen kommst. Wir wollen schon dein Blut abkühlen, mein Bürschchen."

„Seid nicht so hitzig in eurer Rede," versetzte Dick grimmig, „sondern sorgt erst selbst für eure eigene Abkühlung."

Der Knabe nahm plötzlich eine lauschende Stellung an, dann rief er mit Stentorstimme:

„Hollo ho, Lehrlinge vor!"

Die übrigen Genossen ließen jetzt ihre Pfeifen ertönen und unmittelbar darauf fand das Signal in dem oberen Saal Erwiderung.

„Teufel, was ist das?" schrie der zurückblickende Greedy.

„Eine Abkühlung für euch," höhnte Dick, geschickt einem Schlage ausweichend, den der zornige Greedy gegen ihn führte.

Immer näher brauste es jetzt heran. Die Raleighschen Matrosen sahen sich im Rücken bedroht und suchten vorwärts zu drängen, doch die den Gang besetzthaltenden Lehrlinge standen fest wie die Mauern.

Im oberen Saal hatte inzwischen Roberts Partei einen vollständigen Sieg errungen. Die Gegner wurden zu Paaren getrieben und der junge Edelmann aus ihren Händen befreit.

Greedy wußte sich keines Rats, und schon wollte er mit den Lehrlingen unterhandeln, als Dick diesen zurief:

„Gebt den Raum frei, damit dem edlen Sir seine Abkühlung werde!"

Unter Pfeifen und Gejohle vollführten die Genossen das Geheiß, indem sie die eiserne Thüre der Pforte öffneten und rasch in ihre Kähne sprangen.

Die größere Abteilung der Lehrlinge, welche durch den Haupteingang in den oberen Saal eingedrungen war, langte jetzt auf der zum Gang führenden Treppe an. Ihr Siegesgeschrei veranlaßte Greedy mit seiner Schar zur schleunigen Flucht, bei welcher Gelegenheit Dick mit fortgerissen wurde. Die in ihren Kähnen befindlichen Lehrlinge waren bereits vom Ufer abgestoßen, und den sich in wilder Flucht zur Pforte drängenden Flüchtlingen blieb nichts andres übrig, als den kaum fußbreiten Damm zu betreten, welcher sich zu beiden Seiten der zur Pforte emporführenden Stufen hinzog.

Auch der zuletzt erscheinende Greedy wollte diese Richtung einschlagen, doch sah er sich durch Dick daran gehindert. Er hatte sich des Knaben versichert und ihn an seiner linken Hand fest gepackt. Dick widerstrebte ihm jetzt, indem er sich mit der freigebliebenen rechten an einer Kette der eisernen Thür festklammerte und mit einem kräftigen Stoß von seinem Gegner losriß. Infolgedessen verlor derselbe das Gleichgewicht und taumelte die Treppen hinunter ins Wasser.

„Wohl bekomme euch die Abkühlung!“ rief ihm Dick unter dem schallenden Gelächter der Lehrlinge nach, die mit großem Vergnügen dem zappelnden und pustenden Gentleman zusahen.

„Ich will dir's gedenken!“ rief racheschnaubend Greedy dem auf den Damm getretenen Dick zu, welcher seine übrigen, jetzt in der Pforte erscheinenden Genossen auf Greedys unfreiwilliges Bad aufmerksam machte.

„Es ist gegenseitig, edler Sir,“ gab er ihm zur Antwort. „Ich habe euch so eine kleine Überraschung schon längst zugedacht gehabt. Wäret ihr nicht so unbarmherzig gegen meine Mutter gewesen, so lebte sie vielleicht heute noch, und ich brauchte in Mr. Formans Laden nicht treppauf treppab zu klettern, um Menschen eures Gelichters zu bedienen. Trinkt jetzt nur brav Themsewasser!“

Bei diesen Worten schlug er eine helle Lache auf, welche von dem Gejohle der Lehrlinge begleitet wurde.

Der ächzende Greedy strengte alle seine Kräfte an, den Damm zu gewinnen, allein die Lehrlinge, welche sich dort aufgepflanzt hatten, trieben ihn mit ihren Knitteln zurück. Als er sich hierauf der in ihren Kähnen verweilenden Schar zuwandte, erging es ihm genau ebenso. In seiner Verzweiflung stieß er Hilferufe aus, denn er glaubte jetzt an seinen Untergang, da seine Helfershelfer ihn treulos verlassen hatten und aus respektvoller Entfernung dem Schauspiel zusahen.

Greedy nahm seine Zuflucht zu Versprechungen.

„Zwölf Pence dem, der mich rettet!“ schrie er.

„Ist zu wenig!“ rief es im Chor zurück.

„Zwei Schillinge!“ steigerte der immer mehr pustende Sir sein Gebot.

„Höher hinauf!“ höhnte der Chor.

So ging es weiter, bis Greedy sich entschloß, ein volles Pfund Sterling zu bieten. Da endlich kam einer der Bootsleute, die einige Schritte weiter oben ihren Stand hatten, mit seinem Fahrzeuge herbei, welches der vom Wasser triefende Greedy schnell erkletterte.

Neues Gelächter erscholl vom Lande und vom Wasser her, übertönt von Dicks Stimme, welcher rief:

„Wohl bekomme dem edlen Sir die Abkühlung!“

2.

Dichter und Edelmann.

Es war ein sehr schlichtes, einfaches Zimmer, durch dessen kleines Fenster die warme Frühlingssonne schien. An den weißgetünchten Wänden hingen einige kleine Ölgemälde des niederländischen Malers Breughel, dessen Bauernhochzeiten, Schlägereien, Tänze und andre Genrebilder damals sehr berühmt waren. Diese Gemälde bildeten den vornehmsten Schmuck des kleinen Gemachs, welches nur das notdürftigste Meublement enthielt. Auf einem eichenen Tisch, der zum Schreiben diente, lagen gedruckte Bücher, unter denen sich auch Plutarch in der Ursprache befand; ein Beweis von der Gelehrsamkeit des Zimmerbewohners. Auf dem Boden waren, nach der Sitte damaliger Zeit, Binsen gestreut, da nur reiche und vornehme Leute sich den Luxus von Teppichen gestatteten.

Vor dem Schreibtisch saß ein schlank gewachsener Mann von dreißig Jahren, eifrig in die Lektüre eines Buches vertieft. Das dunkle, spärliche Haupthaar umrahmte eine hohe Stirn, welche den Denker verriet. Zierlich geschwungene Brauen wölbten sich über den sorglos blickenden Augen, und ein Zug feiner Ironie umspielte den halb geöffneten Mund. Eine leicht gebogene Nase und ein kurzer, spitzzulaufender, den oberen Teil des Kinnes aber freilassender Vollbart vollendeten das männlich schöne Antlitz, dessen Gesamtausdruck etwas geistreich Sinniges hatte.

Die nachlässige und doch graziöse Haltung, mit welcher er jetzt da saß, zeugte von der Elastizität seines Körpers, und wäre die allzueinfache Umgebung nicht gewesen, so hätte man ihn wohl für den Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts halten können. In Wahrheit aber stammte er aus kleinbürgerlichem Kreise, und zwar aus der Stadt Stratford in der englischen Grafschaft Warwick, wo sein Vater neben Landwirtschaft einen kleinen Wollhandel trieb. Die Vornehmheit der Geburt ging ihm also ab, doch fand sie reichlichen Ersatz in der Liebe, mit welcher die Eltern an ihrem Kinde hingen, und die zu ihrem höchsten Ausdruck gelangte, als die Pest in Stratford ausbrach. Da gab es wenige Häuser, an denen das warnende rote Kreuz, welches das Vorhandensein von Pestkranken verkündigte, nicht hing, denn 238 Personen — soviel faßt der sechste Teil der Einwohnerschaft — erlagen der Seuche. Das Haus des biederen Wollhändlers blieb jedoch von ihr verschont, und die Eltern, welche in früheren Jahren zwei Kinder bereits verloren hatten, atmeten wieder auf. Der Knabe wuchs unter der schützenden Hand der Eltern heran, und als er das siebente Lebensjahr erreicht hatte, brachte ihn sein Vater John in die lateinische Schule. Das Söhnchen sollte mehr lernen, als er, der kaum lesen und schreiben konnte. Wenn der gute John es trotzdem bis zur Würde eines Aldermans brachte, wie in England die Mitglieder des Stadtrats genannt werden, so verdankte er diese ehrende Auszeichnung einzig und allein seiner Ehrlichkeit und seinem praktischen Verstand.

Die lateinische Schule, in welche Vater John sein Söhnchen brachte, befand sich in einem düsteren Gebäude. In niedrigen Zimmern wurde der Unterricht erteilt und zwar, die Mittags- und Erholungspausen abgerechnet, im Sommer von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, im Winter dagegen von Tagesanbruch bis zur Dämmerung. Der Knabe hatte somit Gelegenheit genug, die klassischen Sprachen zu erlernen, und bald erschien auch die Zeit, wo er den lateinischen Tragiker Seneca und die Komödiendichter Plautus und Terenz im Original zu lesen ver-

mochte. Er entwickelte sich zu einem wißbegierigen Schüler, der auch französisch und italienisch trieb, das damals in England viel mehr gesprochen wurde, als heutzutage. Doch nicht nur in der Schule hockte er über den Büchern, sondern auch daheim, und oft fand ihn die Mutter in einem Winkel des Hauses oder Gartens sitzend, mit der Lektüre einer alten Chronik oder spannender Ritterbücher beschäftigt. Zu einem Bücherwurm wurde der lebenslustige Knabe aber nicht; davor schützte ihn schon seine Phantasie, die an allem Sehenswerten Interesse fand. Er wohnte daher auch den zahlreichen Volksfesten und Belustigungen mit besonderer Vorliebe bei. Noch mehr aber fühlte er sich von Ruinen, Denkmälern und solchen Schauplätzen angeregt, welche durch ihre historische Vergangenheit und den an ihnen haftenden Sagen sich auszeichneten. Die Landschaft seiner Heimat bot darin eine reiche Ausbeute, da schon die Römer in Warwickshire nicht unbedeutende Spuren ihrer einstigen Herrschaft hinterlassen hatten. So befanden sich in dem zwei Stunden von Stratford gelegenen Städtchen Alcester Mauerüberreste eines römischen Lagers, das den Übergang über den Avonfluß zu schützen bestimmt war. Die bedeutsamsten Erinnerungen knüpften sich jedoch an Warwick und Coventry, die beiden ältesten Städte der Grafschaft. Das streitbare Geschlecht der Grafen von Warwick, welche in dem prächtigen Schloß gehaust, war berufen gewesen, in der englischen Geschichte eine hervorragende Rolle zu spielen. Wenn der Knabe daher durch den in Felsen gehauenen Hohlweg in den Schloßhof zu Warwick eintrat und die massiven, für Jahrhunderte gegründeten Türme betrachtete, oder wenn er in der Marienkirche staunend und wißbegierig die Grabmäler und Leichensteine musterte, dann belebte sich seine Phantasie mit allerlei Gestalten, von dem sagenhaften Guy von Warwick angefangen, welcher den dänischen Riesen Colbrand besiegte, bis zu dem Grafen Richard Beauchamp, dem großen Helden der Rosenkriege und dem „Königsmacher" Richard Neville, der seinen Vetter Eduard IV. zum König erhob und ihn dann bekriegte, und dessen Tochter Anna nach der Ermordung ihres Gemahls sich mit dem tyrannischen Richard III. vermählte.

Aber nicht nur nach Warwick lenkte der zum Jüngling gereifte Knabe seine Schritte, sondern auch nach Coventry zog es ihn mächtig hin, in dessen unmittelbaren Nähe sich der Schauplatz befand, wo im Jahre 1397 das blutige Zusammentreffen Henry Bolingbrokes, nachmaligen Heinrich IV., und Thomas Mowbrays, Herzog von Norfolk, stattgefunden hatte. Mit großem Interesse besichtigte der Jüngling den Saal, in welchem von Heinrich IV. und Heinrich VI. die Parlamentssitzungen abgehalten worden waren, sowie das Gemach, das der gefangenen Maria Stuart in den Jahren 1566 und 1569 zum Aufenthalt gedient hatte.

Das sich zu Coventry frei entfaltende Bürgertum mit seinen Volksfesten und Schaustellungen übte auf den Jüngling einen ganz besonderen Reiz, und selten fehlte er beim Fronleichnamsfest, das den Mittelpunkt theatralischer Darstellungen bildete. Denselben lagen meist biblische Stoffe zu Grunde, wie Christi Geburt, die drei Könige, der bethlehemitische Kindermord und die Flucht nach Ägypten.

Ein dritter Ort, nach welchem der Knabe und später der Jüngling wallfahrtete, war das zwischen Warwick und Coventry gelegene Schloß Kenilworth, welches der Graf Leicester von der Königin Elisabeth zum Geschenk erhalten hatte. Der Zutritt fiel dem Knaben hier nicht schwer, da ein Verwandter mütterlicherseits in den Diensten des Grafen stand, und so wohnte er den glänzenden Festen bei, die Graf Leicester zu Ehren der anwesenden Elisabeth veranstaltete. Die an das Feenreich erinnernde Pracht, welche den ganzen Bau in ein wahres Märchenschloß verwandelte, sowie der Anblick der vergötterten Königin übten einen nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt des Knaben aus.

Doch auch das Heimatstädtchen Stratford bot der jugendlichen Phantasie genug Nahrung dar. Es herrschte dort ein fröhliches, lustiges Leben, und die Väter der Stadt waren darauf bedacht, in den ruhigen Gang der Tage eine genußreiche Abwechselung zu bringen. Bärenführer, Tänzer u. dergl. bildeten gern gesehene Gäste; das Hauptinteresse war aber dem Theater

zugewandt. Alljährlich sah die Stadt mehrere Schauspielertruppen, unter denen die vorzüglichsten Gesellschaften aus der Residenz nicht fehlten. Die Schauspieler mußten in der Regel vor den Aldermännern und ihren eingeladenen Freunden eine Probe ihrer Kunst ablegen. Vater John wohnte in seiner amtlichen Eigenschaft derartigen Vorstellungen natürlich auch bei, und da sein Söhnchen großes Interesse für das Schauspiel besaß, so nahm er es fast regelmäßig mit.

Die Phantasie der Jugend wird bekanntlich durch nichts so aufgeregt, als durch die Bretter, welche die Welt bedeuten, und das Leben und Treiben der Schauspieler auch hinter den Kulissen übt auf sie einen außerordentlichen Reiz. So ließ denn auch der Sohn des Vater John keine Gelegenheit vorübergehen, die ihn interessierenden Schauspieler zu beobachten und mit ihnen womöglich Bekanntschaft zu schließen. Die Truppe der Königin erregte seine besondere Aufmerksamkeit, und da die Person des Direktors John Burbagde für den Jüngling zu hoch stand, so näherte er sich dessen Sohn Richard, mit dem er gar bald Freundschaft schloß.

Das Theater kam dem Jüngling von nun an nicht mehr aus dem Sinn. Es nahm seine Gedanken derart in Anspruch, daß er für nichts andres mehr Interesse zeigte. Das Gebot des Vaters, ihm in seinen Berufsgeschäften mit zur Hand zu gehen, ward ihm unerträglich, und er suchte in lustiger Gesellschaft den verhaßten Zwang zu vergessen. Die Folge davon war, daß sich zwischen Vater und Sohn eine Kluft bildete. Der erstere zeigte sich außerordentlich gereizt, was darin seinen Grund fand, daß sein Wohlstand merklich abnahm. Bei seiner umfänglichen Thätigkeit hatte er sich zu viel aufgebürdet und zog sich dadurch mancherlei Verlegenheiten und Verluste zu. Da die eigenen Angelegenheiten den Ärmsten zu viel beschäftigten, so versäumte er die Stadtratssitzungen und mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn der Würde eines Oberaldermans entkleidete. Das ging dem Sohn außerordentlich zu Herzen, und er war fortan darauf bedacht, die Sorgenlast des Vaters möglichst zu erleichtern; er trat daher als

Schreiber in die Dienste eines Advokaten und bestritt von dem kärglichen Lohn seinen Lebensunterhalt. Bei der Aufgewecktheit seines Geistes konnte es nicht fehlen, daß er sich gar bald nach einem eigenen Herde sehnte, und da er die hübsche Tochter seines Nachbars Hathaway schon längst gern gesehen hatte, so bewarb er sich um ihre Hand. In der damaligen Zeit war es nichts Ungewöhnliches, wenn ein erst neunzehnjähriger Jüngling sich verheiratete, und man wunderte sich ebensowenig darüber, als über die dreizehn- und vierzehnjährigen Knaben, welche in diesem jugendlichen Alter ihre Studien an der Universität zu Oxford begannen.

An den jungen Ehemann traten jedoch nur zu bald die Sorgen des Lebens heran; dazu gesellte sich noch die traurige Erkenntnis, daß sein Weib Anna dem kühnen Fluge seiner Gedanken nicht zu folgen vermochte. Er geriet hierdurch in die wunderlichsten Stimmungen, denen er dadurch zu entgehen suchte, daß er sich in lustige Gesellschaft begab. So wechselten bei ihm Trübsinn und Laune, unheimlicher Ernst und tolle Ausgelassenheit in rascher Aufeinanderfolge. In solch übermütiger Lustigkeit ließ er sich durch seine Genossen verführen, an einem nächtlichen Zuge mit teilzunehmen, welcher gegen den Wildstand eines reichen Gutsbesitzers, des Sir Thomas Lucy, gerichtet war, der zu Charlecote, in der Nähe von Stratford, ein umfangreiches Besitztum hatte. Heutzutage würde man sich mit Abscheu von dem Bruder Leichtsinn abwenden, welcher vor einer Wilddieberei nicht zurückschreckte; damals jedoch lagen die Verhältnisse anders, und die Menschen besaßen noch weite Gewissen. Zu den akademischen Vergnügungen der Oxforder Studenten zählte der Wilddiebstahl, und selbst die Söhne altadliger Familien rechneten sich eine solche That als keine Sünde an. Mithin war auch der leichtlebige Sohn des Vater John von einem erniedrigenden Verbrechen frei zu sprechen, und seine Wilddieberei sank zu einem übermütigen, leichtsinnigen Jugendstreich herab. Von dem gestrengen Thomas Lucy, welcher zugleich das Amt eines Friedensrichters verwaltete, sah er sich freilich wegen seines Vergehens energisch verfolgt, zumal er den Gutsherrn, der viel Komisches an sich hatte, in einem Spottgedicht

lächerlich zu machen suchte. Es blieb ihm daher nichts andres übrig, als die Heimat zu verlassen und in der Residenz sein Glück zu suchen. Zunächst lag ihm daran, sich, im Interesse seiner Familie, in London eine bessere Lebensstellung zu erringen. Da in der Hauptstadt mehrere Landsleute von ihm verweilten, so durfte er wohl auf ihre Unterstützung rechnen. Vor allem aber war es Richard Burbadge, zu dem er sich hingezogen fühlte. Derselbe hatte sich als Schauspieler bereits einen Namen errungen und gehörte zu den ersten Mitgliedern der Truppe, welche früher als die Lord Leicesters herumgezogen war, jetzt aber sich des Lord-Kämmerers Diener nannte und ihre Vorstellungen in Blackfriars gab. Burbadge nahm sich des Freundes denn auch mit Wärme an, und da die Vorliebe desselben für das Theater immer größer ward, bedurfte es keiner großen Überredungskünste, ihn zu bewegen, sich dem Schauspielerstande zu widmen. Nach einer kurzen Lehrzeit sah er sich in der Truppe des Lord-Kämmerers aufgenommen. Indessen fühlte er bald, daß ihm das schauspielerische Talent seines Freundes Burbadge abgehe; diese Wahrnehmung rief in ihm seltsam wechselnde Stimmungen hervor, bis sein Geist sich klärte und inne ward, daß er zu etwas anderm berufen sei. Seine Kollegen fanden bald heraus, daß er mit der Feder gut umzugehen verstehe, sie machten ihm daher den Vorschlag, ältere Stücke zu bearbeiten und für den herrschenden Geschmack zurecht zu stutzen. Er ging an die mühsame Arbeit und führte sie in einer so genialen Weise zu Ende, daß er sich die Bewunderung seiner Kollegen erwarb. Lob und Beifall erhöhten seinen Mut, und er unternahm das Wagnis, selbst Stücke zu verfassen. So entstanden mehrere Schauspiele, von denen namentlich zwei mit großem Beifall aufgenommen wurden. Sie führten die Titel: „Verlorene Liebesmüh" und „Die Komödie der Irrungen".

Der Name des Stratforder Dichters war mit einem Schlage bekannt geworden, und mit Hochachtung sprach man von dem jungen William Shakespeare, dem Sohne des Vater John, für welchen jetzt auch eine bessere Zeit heranbrach. Der Ärmste war derart in Schulden geraten, daß er es nicht einmal mehr

wagte, die Kirche zu besuchen, aus Angst, daselbst von seinen Gläubigern abgefaßt und in den Schuldturm geworfen zu werden. Dem letzteren entging er übrigens nicht. Er mußte längere Zeit darin schmachten, — und als er endlich seine Freiheit wieder erlangte, mochte er es wohl dem Umstand verdanken, daß seines Sohnes Williams Verdienst groß genug war, um des Vaters Schulden zu zahlen. Doch auch für Frau Anna und deren Töchterchen hatten Sorgen und Not ein Ende. Der Gatte sandte allmonatlich von London aus Geld, und da er äußerst sparsam lebte, so erübrigte er sogar noch einen Notpfennig.

William Shakespeare also war der Mann, der am heutigen Sommertage in seinem Zimmer am Schreibtische saß, so versenkt in die Lektüre eines Buches, daß er das wiederholte Klopfen an der Stubenthür überhört hatte.

„Bist du zu Hause oder nicht?" ließ sich jetzt eine männliche, kräftige Stimme vernehmen, und gleichzeitig erschien auf der Schwelle der geöffneten Thür die edle Gestalt Richard Burbadges.

Shakespeare fuhr mit der Hand über die Augen, blickte den Freund an, als ob er aus einem Traum erwacht sei und erwiderte lächelnd:

„Ich war nicht zu Hause, Richard, sondern verweilte in dem Zauberlande der Poesie."

„Schwärmer!" versetzte Burbadge, des Freundes dargereichte Hand ergreifend. „Und was träumtest du?"

Statt aller Antwort reichte ihm Shakespeare das Buch dar, dessen Lektüre ihn so mächtig anzog.

„Ah!" rief der Schauspieler lebhaft, „es sind die Erzählungen von dem neckischen Kobold Robin Goodfellow, mit seinen Elfen und Feen und tausend lustigen Streichen. Ich habe das Buch noch nicht gelesen, aber es muß recht ergötzlich wirken, wenn man da zu hören bekommt, wie diese Kobolde die Mädchen im Schlafe kriegen, weil sie das Haus nicht reingekehrt, und wie sie die Wanderer von ihrem Wege ablocken."

„Ich habe in dem Buche eigentlich weit mehr gelesen, als darin steht," begann Shakespeare nach einer Pause mit seinem

bezaubernden Lächeln, während er träumerisch zu dem Freunde emporblickte. „Die Phantasie belebte das Buch und versetzte mich in eine noch nie geahnte Märchenwelt."

„Es wäre schön, wenn du sie festhalten und auf die Bühne versetzen könntest," erwiderte Burbadge, „es wäre doch einmal etwas andres, als der fortwährende Mord und Totschlag, den wir alltäglich darzustellen haben."

„Sage das nicht," versetzte Shakespeare kopfschüttelnd, „auch solche blutige Vorgänge haben ihre Berechtigung, wenn sich in ihnen die Tiefen menschlicher Leidenschaften widerspiegeln und sie durch historische Wahrheit bekräftigt werden."

„Wie meinst du das?" fragte Burbadge.

„Noch vermag ich es dir nicht ganz zu erklären," entgegnete Shakespeare, den Arm um den Nacken des Freundes schlingend und mit ihm langsam in dem kleinen Zimmer auf und ab schreitend, „meine Phantasie erlaubt sich gewaltige Sprünge, und mit der Märchenwelt, die mich bis zu deinem Eintritt umgaben, verschmelzen jetzt Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Ich sehe den Schloßhof zu Warwick vor mir und ein Stück vaterländischer Geschichte sich vor meinen Augen abspielen. Ich möchte alle diese Szenen herausgreifen und in meine Feder zusammendrängen, — und doch, wenn ich es thäte und es mir gelänge, so würde ich unsre Bühne um noch mehr Mord- und Totschlagsszenen bereichern."

„Jetzt sehe nur einer den gekränkten Dichter," rief Burbadge lachend. „Soll ich galant sein und dich versichern, daß ich die blutigen Szenen aus deiner Feder von meiner Ansicht ausschließe, daß ich — doch genug davon, ich mag deine Phantasie nicht des goldenen Flügelstaubes entkleiden. Zu was dein Dichterherz dich drängt, das schreibe. Da du dich aber jetzt einmal in die Märchenwelt versenkt hast, so würde ich dir das Lesen eines Buches raten, das Lord Vernes aus dem Französischen übersetzt hat und das die Abenteuer des Ritters Huon von Bordeaux schildert. Es kommt darin auch eine wundersame Märchengestalt vor und zwar der König der Elfen, den der Dichter Oberon

nennt. Vielleicht kannst du ihn mit deiner Märchenwelt verschmelzen. Doch jetzt zu einem sehr prosaischen Gegenstande," fügte er abbrechend hinzu. „Unser Heminge sollte heute vor Lord Thomas Hennage erscheinen, um die Gelder für die letzten Vorstellungen bei Hofe in Empfang zu nehmen. Er hat sich jedoch bei einer Flucht, zu der er mit uns gestern bei einem Aufstand in dem oberen Saale der Taverne zum Seefahrer genötigt wurde, den rechten Fuß verletzt und muß das Bett hüten. Du bist der Stellvertreter unsres Zahlmeisters, und somit ersuche ich dich, uns zu dem königlichen Mammon zu verhelfen, den die kunstsinnige Elisabeth durch ihren Schatzmeister uns zukommen läßt."

„Puh, welch schale Wirklichkeit!" rief der Dichter seufzend. „Aus dem Märchenlande versetzt in —"

„Das Goldland," fiel Burbadge lachend ein. „Dasselbe hat auch seine Poesie, Freund, frage nur Walter Raleighs Leute, die jetzt dahin absegeln. Ich glaube, ihre Phantasie schlägt noch höhere Wellen, als die deinige."

Shakespeare griff nach seiner pelzverbrämten Schaube, die er mit Hilfe des Freundes über sein Wams zog, setzte sein Samtbarett auf und folgte dem voranschreitenden Burbadge.

„Ich gehe nicht gern zu Hennage," äußerte er unterwegs zu dem Tragöden, welcher ihn ob dieser Bemerkung verwundert anblickte. „Er ist ja ein sehr freundlicher Gentleman und Graf Southampton, sein Stiefsohn, will mir besonders wohl —"

„Nun — und doch ein Aber?" versetzte Burbadge erstaunt.

„Allerdings," bestätigte Shakespeare, „denn der Lord erteilt mir stets einen Auftrag an den Protektor unsrer Truppe, den Lord-Kämmerer Hunsdon."

„Das ist allerdings keine angenehme Dienstleistung," meinte Burbadge, „zumal die Wunderlichkeit des alten Hunsdon mit jedem Tag zunimmt."

„Dies ist auch der Grund, weshalb der Lord-Schatzmeister nicht gern persönlich mit ihm verkehren mag. Der Palast Hunsdons erscheint mir wie ein großes Grab, und ich atme stets frei auf,

wenn ich glücklich wieder heraus bin. Was mag wohl den Sonderling bedrücken?"

„Hm," versetzte Burbadge achselzuckend, „vielleicht Gewissensbisse."

„Gewissensbisse?" wiederholte Shakespeare verwundert.

Der Freund nickte bestätigend und fuhr fort: „Es spielt da eine eigentümliche Geschichte, über die man jedoch die volle Wahrheit nicht erfährt. Hunsdon war von Haus aus gutmütig, aber entsetzlich stolz auf die lange Reihe seiner Ahnen. Sein Sohn Edgar beleidigte daher den Vater auf das empfindlichste, als er sich während seiner Reisen auf dem Festlande für ein bürgerliches Mädchen entschied und dasselbe zum Altar führte. Hunsdon bot alles auf, seinen Sohn zu einer Scheidung zu bewegen, und da ihm dies nicht gelang, hielt er Edgar längere Zeit in seinem Palast gefangen. Erst als er die Nachricht aus Frankreich erhielt, daß des Sohnes Gattin ihrem Kummer erlegen sei, gab er Edgar wieder frei. Allein derselbe war gemütskrank geworden und endete sein Leben in einem Anfall von Irrsinn. Seitdem ging mit Hunsdon jene Veränderung vor sich, die ihn uns jetzt als einen Sonderling erscheinen läßt."

„Wie verträgt sich dies aber mit seiner Stellung bei Hofe?" wandte Shakespeare ein.

„Er verehrt die Königin zu sehr, als daß er seiner Pflicht nicht getreulich nachkäme. Übrigens leidet er nicht beständig an seinem Paroxismus; es kommen zum öfteren Stunden, wo die alte Lebenslust in ihm wieder erwacht und sein Verständnis für die Kunst klar zu Tage tritt. Dann gibt er große Gesellschaften und gestattet uns die Ehre, in seinem Palast spielen zu dürfen."

„Ich sehne mich nicht nach dieser Auszeichnung," bemerkte Shakespeare, „und bin froh, daß sie unsrer Truppe, seitdem ich ihr angehöre, nicht zu teil geworden ist."

„Master Shakespeare," ließ sich in diesem Augenblick die Stimme eines hageren Mannes mit geschorenem Kopfhaar vernehmen, der in dem Eingange eines ziemlich schmutzig aussehen-

den Bücherladens stand. „Wollt ihr mir wohl die Ehre eurer Gegenwart vergönnen?"

Der Angerufene wandte sich dem Sprecher zu, indem er über die enge Gasse schritt, welche er und Burbadge gerade passierten. Letzterer ließ den Freund allein gehen, da es ihm, wie er lakonisch äußerte, in dem Laden des Mr. Forman zu puritanisch rieche.

„Habt ihr etwas Interessantes für mich?" erkundigte sich Shakespeare, indem er, sich bückend, in das niedrige Verkaufsgewölbe eintrat.

„Will's meinen," bestätigte Forman, „ein Buch, das schon weit über dreißig Jahre alt und kaum noch zu haben ist, mit einer gar wundersam rührenden Handlung. Wenn ihr erlaubt, so hole ich es euch aus dem Magazin herunter."

„Wozu wollt ihr eure alten Beine anstrengen," versetzte Shakespeare, „da ihr noch nicht wissen könnt, ob ich es kaufen werde. Schickt doch euren Lehrling Dick."

„Ach, daß sich der Herr erbarme," jammerte der Buchhändler, „in dem Burschen habe ich mich ganz entsetzlich getäuscht."

„Wie so? wo ist er?"

„Beim Teufel, mit allem Respekt zu sagen," lautete die Antwort des sich bekreuzigenden Buchhändlers, „denn er ist in schlechte Gesellschaft geraten und hat seine Macht bei den Lehrlingen dazu angewandt, einen ganz gewöhnlichen Abenteurer, einen Herrn von Habenichts, gegen den hochedlen Sir Greedy zu schützen —"

„Der letztere Name ist nicht eben beliebt," schaltete Shakespeare ein.

„O," widersprach Forman im pathetischen Ton, „es gibt keinen hochachtbareren Mann, als Hugh Greedy; in seinen Adern fließt echt englisches Blut, darum war es ihm auch ein Greuel, als jener fremde Abenteurer gegen die Sternkammer loszog und sogar die geheiligte Person unsrer Königin zu verunglimpfen suchte."

Diese letzte Rede war von Burbadge, der sich inzwischen

dem Buchladen genähert, vernommen worden. Er rief jetzt zur offenstehenden Thüre hinein:

„Nehmt den Mund nicht zu voll, Mr. Forman. Ich war Zeuge jenes Auftritts. Daß sich euer Dick mit seiner Schar des fremden jungen Edelmannes angenommen, hat alle rechtlich denkenden Männer erfreut, denn sie wissen, was sie von eurem gerühmten Greedy zu halten haben."

„Mit euch streite ich nicht," gab der Buchhändler wegwerfend zurück, „denn unsre Wege gehen zu weit auseinander."

„Natürlich," lachte Burbadge, „ich marschiere als Komödiant direkt auf die Hölle zu, während ihr von Engelein mit vergoldeten Flügelein als ein sanftes Schäfelein gen Himmel getragen werdet. Es fragt sich nur, ob der Herrgott an dieser puritanischen Schafherde Freude hat."

Forman wollte zornig auffahren, doch Burbadge zog sich lachend zurück.

„Wie könnt ihr nur mit einem solchen Menschen Umgang pflegen, Master Shakespeare!" rief der Buchhändler mißbilligend. „Ihr seid doch ein braver Mann und habt sogar etwas von einem Gelehrten, obschon ihr nur ein Dichter seid. Ich hoffe sogar, noch einmal recht viele Bücher von euch verkaufen zu können, hat mir doch euer Landsmann, der Buchdrucker Field, anvertraut, daß demnächst eine Sammlung von Sonetten, die ihr verfaßt, im Druck erscheinen werde —"

„Ihr vergeßt gänzlich das Buch, um dessentwillen ihr mich zu euch gerufen," schnitt Shakespeare die geschwätzige Rede des Buchhändlers ab.

„O, richtig," nickte der Buchhändler, „über dem davongelaufenen Dick habe ich das Notwendige vergessen."

Nach diesen Worten eilte er davon, um wenige Minuten später mit dem betreffenden Buche zurückzukehren. „Es enthält eine gar rührende Geschichte," äußerte Forman, den Folioband dem Dichter überreichend. Derselbe schlug das Titelblatt auf und las: „Romeo und Julia, eine tragische Historie, nach dem Italienischen des Luigi da Porto und Bandello in Verse gebracht von Arthur Brooke."

Shakespeare blätterte in dem Buch, dann sagte er: „Ich habe von dem italienischen Original schon gehört. Es enthält eine Begebenheit, die sich in Siena zugetragen haben soll. Ich glaube, es handelt sich um zwei Familien, die sich feindlich gegenüber gestanden haben, deren beide Kinder aber eine innige Zuneigung für einander faßten — ich werde das Buch kaufen."

Forman zeigte sich sehr erfreut, und da er wußte, daß der junge Dichter ein Feind des Handelns sei, so stellte er ihm einen möglichst hohen Preis. Shakespeare bezahlte und verließ, von dem sich wiederholt verneigenden Forman bis auf die Straße begleitet, das Ladengewölbe. Der auf der Gasse wartende Burbadge machte dem Buchhändler ein ironisches Kompliment, dann setzte er mit dem Freunde den Weg weiter fort.

„Der Lehrling dieser elenden Puritanerseele thut mir leid," äußerte Burbadge im Weitergehen, „hoffentlich kehrt er nicht wieder zu diesem Forman zurück. Ich hörte wenigstens, daß er sich in Gesellschaft des jungen Edelmanns vor den Nachstellungen Greedys geflüchtet hat."

„Ich habe den kecken, fröhlichen Burschen gern," entgegnete Shakespeare. „Ich glaube, es steckt in ihm dramatisches Talent."

„Dann wollen wir uns seiner annehmen," rief Burbadge lebhaft, „denn unsre Bühne bedarf dringend eines talentvollen Darstellers weiblicher Hauptrollen."

„Ich fürchte nur," meinte Shakespeare lächelnd, „daß die weiblichen Helden, wenn Dick sie darstellt, sehr mutwillige Geschöpfe werden."

„Ei was, das streift sich ab," widersprach Burbadge, „gleich wie das allzugroße Feuer unsrer jugendlichen Helden verpufft, sobald sie erst einige Zeit beim Theater sind. Doch dort," fügte er abbrechend hinzu, „erheben sich die Thüren der Southamptonschen Familienburg. Wir müssen uns daher trennen."

Die Freunde schüttelten einander die Hände, und bald nachher befand sich Shakespeare am Eingang des festungsähnlichen Baues. Die hohen Mauern desselben wurden von vier Türmen flankiert, auf deren Zinnen die Banner des gräflichen Hauses

wehten. Nachdem Shakespeare das gewölbte und mit einem Fallgatter versehene Thor passiert, betrat er einen geräumigen Hof, der ein längliches Viereck bildete und von steinernen, mehrere Stockwerke hohen Gebäuden begrenzt wurde. Als Verbindungswege derselben dienten offene, von Säulen getragene Gallerien, deren durchbrochene Geländer mit den verschiedenen gräflichen Familienwappen geziert und durch die Wiederverheiratung der Witwe des alten Grafen mit Lord Hennage noch um ein neues vermehrt worden waren.

Der Lord-Schatzmeister befand sich, wie Shakespeare von einem Diener vernahm, in seinem Bibliothekzimmer, das in einem der vier Türme gelegen war. Der Dichter stieg daher die enge Wendeltreppe empor und ließ sich von einem andern, im Vorzimmer verweilenden Diener anmelden. Nach kurzem Warten wurde er vorgelassen und in das halbrunde Gemach geführt, dessen elegante Einrichtung von dem Reichtum des Hauses zeugte. Auf einem mit allerlei Büchern beschwerten und mit grünem Tuche überzogenen Tische standen mehrere Erd- und Himmelsgloben, während die Zwischenräume der Bücherspinden von Waffentrophäen ausgefüllt wurden. Von der Decke des Gemachs hing ein mächtiges Hirschgeweih herab, das als Kronleuchter diente, wie die herabgebrannten Kerzen andeuteten. Auf einem Gesims, das sich am oberen Teil der Wand hinzog, standen die prächtigsten Majoliken und Metallgefäße, von denen mehrere einen historischen Wert besaßen, da sie ehemals den Parteien der weißen und roten Rose zugehört hatten. Den Boden des Gemachs bedeckte ein schwellender Teppich, den der Lord-Schatzmeister als Geschenk von der Königin erhalten hatte. Das kostbare orientalische Gewebe stammte aus Indien und war durch Francis Drake nach England mitgebracht worden.

Auf dem weichen Polster des Teppichs ruhte eine große, schwarzhaarige Dogge, die beim Eintritt Shakespeares in ein wütendes Gebell ausbrach, von ihrem Herrn aber schnell beschwichtigt wurde.

Hennage befand sich nicht allein. Ihm gegenüber saß auf

einem Stuhle sein Stiefsohn, der junge Graf Southampton, dessen schwärmerische Gesichtszüge seine Vorliebe für die Poesie verkündigten. Nicht weit von ihm stand am offenen Fensterflügel eine edle, männliche Gestalt, in deren schönem Antlitz sich Leichtlebigkeit mit Trotz und Willenskraft verband. Es war der siebenundzwanzigjährige Robert Devereux, Graf von Essex, der Stiefsohn des mehrere Jahre zuvor verstorbenen Grafen Leicester. Wie dieser, so erfreute sich auch Graf Robert von Essex der Gunst der Königin, an deren Hof er im Jahre 1584 gekommen war. Seine Ritterlichkeit, sowie der Mut und die Umsicht, welche er während des Feldzugs in Holland und namentlich in der Schlacht bei Zütphen bewiesen, ließen ihn rasch in Amt und Würden steigen. Die Königin ernannte ihn zum General der Kavallerie und später zum Staatsrat. Alle diese Auszeichnungen nahm der stolze Mann jedoch nur als einen ihm gebührenden Tribut hin, den er bei seinem Unabhängigkeitssinne nicht besonders hoch anschlug.

Beim Eintritt Shakespeares legte er eine kleine Thonpfeife auf das Fensterbrett, während er pustend ausrief: „Ein elendes Kraut, das uns Walter Raleigh aus Virginien mitgebracht hat! Es beizt die Zunge und brennt den Gaumen aus. Es ist so heimtückisch, wie sein Entdecker selbst."

„Trotzdem aber fürchtest du dich vor ihm nicht," lachte Southampton.

„Meinst du da, Walter Raleigh oder sein Kraut?" gab Essex zurück.

„Zunächst das letztere, da ich den Mut bewundere, mit welchem du die Pfeife geraucht."

„Weil ich aber den Unwert des Krautes erkannt, so werfe ich es beiseite," versetzte Essex mit feinem Spott. „Schade, daß ich dies nicht auch mit seinem Entdecker thun darf. Wäre ich ein Dichter, so würde ich ihn als komische Figur auf die Bühne bringen."

Vielleicht thut euch Master Shakespeare den Gefallen," äußerte Hennage, auf den inzwischen eingetretenen Dichter zeigend, der bescheiden an der Thür stehen geblieben war.

Southampton erhob sich sofort von seinem Stuhle, ging auf den Gast zu und bot ihm die Hand.

„Sehe ich euch endlich einmal," rief er in wohlwollendem Tone, „ihr macht euch rarer, als ihr solltet."

„Ich kenne meine Schuldigkeit," versetzte der Dichter, „und weiß, daß wir Bühnenmenschen uns von der höheren Gesellschaft fern halten müssen."

„Leider habt ihr recht," pflichtete Southampton bei, „denn das Theaterspiel gehört in das Bereich der Volksbelustigungen, und seine Jünger werden deshalb vom Adel nicht eben geachtet. Ihr solltet euch nur auf die Lyrik oder das Epos verlegen, dann würdet ihr in den besseren Ständen bald Freunde finden. Denkt nur an Edmund Spenser, den berühmten Dichter der Feenkönigin."

„Willst du damit sagen, daß Spenser die Kunst verstand, unsrer Königin zu schmeicheln?" rief Essex vom Fenster her.

„Elisabeth besitzt einen männlichen Geist," erwiderte Southampton, „und wenn Spenser sich in seinem Gedicht darüber lobend erging, so war dies keine fade Schmeichelei."

„Richtig," äußerte Essex lakonisch, „und deshalb setzte sie dem gefälligen Dichter auch eine jährliche Pension von fünfzig Pfund aus."

„Darin bestand sein Lohn doch nicht allein," widersprach Southampton sanft. „Nachdem ihn dein Stiefvater, Graf Leicester, der Königin empfohlen, wurde er an den Hof gezogen."

„Ja," versetzte Essex gedehnt, „allein der gute Spenser fühlte sich in dieser Stellung nicht eben glücklich. Ich habe von ihm einen Brief gelesen, den er an einen seiner Gönner schrieb. Er entwarf darin ein düsteres Bild von dem Elend höfischer Abhängigkeit. Ist es nicht komisch, Master Shakespeare," rief er diesem in seiner ausgelassenen Laune zu, „daß ich, das erklärte Schoßkind der Königin, so spreche?"

William wollte etwas erwidern, doch der Graf fuhr in seiner Rede fort:

„Man muß sehr hoch stehen, mein lieber Master Shakespeare, um sich bei Hofe glücklich zu fühlen. Einem bürgerlichen Dichter, möge

er noch so Bedeutendes leisten, wird man dort seine niedere Herkunft nicht vergessen. Ich kann euch daher nur schätzen, daß ihr euch in eurer Bescheidenheit von diesem Kreise fern haltet."

„Laßt euch nicht bange werden, Master Shakespeare," ergriff jetzt Hennage das Wort, „der lustige Graf Essex macht uns Hofleute schlechter, als wir eigentlich sind. Spenser hat sein Glück nur der Empfehlung an den Hof zu verdanken, denn dort lernte er Lord Grey kennen, den er als Sekretär nach Irland begleitete, als dieser daselbst zum Statthalter ernannt worden war. Spenser lebt jetzt in sehr angenehmen Verhältnissen und erfreut sich einer allgemeinen Achtung, ich kann euch daher nichts Besseres raten," schloß er mit bedeutungsvollem Lächeln, „als gleichfalls eine Feenkönigin zu dichten; Graf Essex mag sie dann an maßgebender Stelle überreichen."

„Wenn die Majestät darin recht gelobt ist, warum nicht?" gab der leicht errötende Essex zurück, „ich werde dann eine Zeit abpassen, wo Königin Elisabeth nicht gut auf mich zu sprechen ist, Shakespeares gereimte Lobrede soll mir dann ihre Gnade zurückerobern. Ihr mögt daraus ersehen, lieber Master Shakespeare, wie sehr der Edelmann des Dichters bedarf."

Shakespeare lehnte dieses Kompliment bescheiden ab, allein Essex, der sich heute in einer übermütigen Laune befand, ließ nicht nach, sondern fuhr nach kurzer Pause fort:

„Ihr sollt sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen, denn ich benötige euch jetzt wirklich. Zuvor aber sagt: Seid ihr ein altes, klaschhaftes Weib, oder kann man euch etwas anvertrauen?"

„Mein Reichtum besteht in meiner Ehre," erwiderte Shakespeare, „sie würde mir verloren gehen, wenn ich mich des Vertrauens eurer Lordschaft unwürdig machte."

„Wahrhaftig, Master Shakespeare, ich glaube euch!" rief Essex mit Wärme, „ihr besitzt so gute, treue Augen, die keiner Falschheit fähig sind. So hört denn: ich bedarf zu irgend einer Hochzeitsfeier ein poetisches Stück, das aber so zart und duftig sein muß, wie eine mondbeglänzte Sommernacht. Scherz und Ernst sollen

darin ihre blütenreichen Kränze winden. Könntet ihr wohl so etwas verfassen?"

„Ich bin glücklich, eurer Lordschaft mit ja antworten zu können," versetzte der Dichter. „Darf das Ganze eine phantastische, märchenhafte Handlung haben?"

„Gewiß, lieber Master Shakespeare, das ist es ja gerade, was ich meine."

Die Augen Shakespeares begannen zu leuchten, sein ganzes Antlitz verklärte sich, und, den Blick nach oben richtend, begann er:

„Es schwebt ein Traum in meiner Seele, der hervorgerufen wurde durch die Lektüre eines Buches. Feen und Kobolde treiben darin ihr Spiel mit sich und den Menschen. Sie vollführen allerlei Tollheiten, die sich zuletzt aber dennoch glücklich lösen, und die Feenkönigin, die sich mit ihrem Gemahl in einem kleinen Zwist befindet, muß sich —"

„Haltet einen Augenblick inne, Master Shakespeare," unterbrach Essex, die Rechte gegen die Stirn drückend, während um seinen hübschen Mund ein schalkhaftes Lächeln spielte. Dann wandte er sich an Southampton und flüsterte ihm zu: „Ich will mich für die große Gunst schadlos halten, welche die Majestät in jüngster Zeit unserm gemeinschaftlichen Gegner Raleigh erzeigt." Ohne die Antwort des Freundes abzuwarten, sprach er zu Shakespeare weiter. „Die Feenkönigin in eurem Stücke muß dafür bestraft werden, daß sie mit ihrem Gemahl in Zwist lebt; und dies ist sehr leicht zu machen, da ihr auch Menschen in das Feenreich mit verweben wollt. Einer der im Dienste des Königs stehenden Kobolde muß einen ziemlich albernen Gesellen in einen Esel verwandeln, der Feenkönig aber einen Zauber beibringen, der bewirkt, daß die Königin diesem Esel ihre Gunst zuwendet. Zu rechter Zeit muß sie jedoch des Zaubers wieder enthoben werden und die Lächerlichkeit ihres Gebahrens einsehen. Das wirkt erheiternd auf die Zuschauer — und auf mich," schloß er leise, sich abermals an Southampton wendend, „namentlich wenn Langohr Raleigh unter dem Publikum verweilt."

Southampton drohte freundlich mit dem Finger, Essex aber ließ sich in seiner Fröhlichkeit nicht stören.

„Also es bleibt dabei, Master Shakespeare," rief er lustig, „ihr dichtet mir das Stück und zwar recht bald, wie?"

„Ich werde eurer Lordschaft Wunsch erfüllen," erwiderte der Dichter, „und wenn es euch genehm ist, so geben wir dem Stücke den Titel: Ein Sommernachtstraum!"

„Vortrefflich!" riefen die beiden Grafen wie aus einem Munde, und Essex fügte in gutmütig spottendem Tone hinzu: „Ich will euch auch der Königin empfehlen, und ihr sollt die große Auszeichnung genießen, mit den Edelsten ihres Reiches bekannt zu werden."

Damit nickte er dem Dichter freundlich zu und verließ in Southamptons Begleitung das Bibliothekzimmer.

Das Geschäft, welches Shakespeare zu dem Lord-Schatzmeister geführt, war bald beendet, und schon wollte er sich von Hennage beurlauben, als dieser ihn ersuchte, den Rechnungsabschluß für den Lord-Kämmerer mitzunehmen und ihm denselben möglichst rasch zuzustellen.

Shakespeare zeigte sich, aus den bereits angegebenen Gründen, nicht eben erfreut über den Auftrag, mußte aber, um sich Hennages Gunst zu erhalten, gute Miene zum bösen Spiel machen. Um des lästigen Geschäfts so bald als möglich ledig zu sein, begab er sich sogleich nach dem Palast des Lord Hunsdon.

Die Bauart des Gebäudes stand im grellen Gegensatz zu dem burgartigen Familiensitz der Grafen Southampton. Während dieser die massigen Formen des normannischen Baustils zeigte, trat bei jenem dem Beschauer das Gepräge der von einem frischen Lebenshauch beseelten Frührenaissance entgegen. Der angenehme Eindruck ward jedoch durch das düstere Innere des Hauses wieder verwischt. Mit einer geradezu peinlichen Sorgfalt war dort alles Licht ausgeschlossen und über Treppen und Korridore ergoß sich ein kalter Dämmerschein. Kein Wunder, daß Shakespeare in unbehaglicher Stimmung die ihm von seinen früheren Besuchen wohlbekannte Freitreppe emporstieg, um in das saalartige Zimmer zu gelangen, in welchem der Lord-Kämmerer zu verweilen pflegte. Zur Seite des Eingangs hockte auf einem Schemel eine seltsame

Gestalt. Es war ein ältlicher Mann, dessen scharfgeschnittenes Gesicht von einer bunten Kappe umschlossen wurde, deren rote und grüne Farbe sich eben so verblichen zeigte, wie jene seiner übrigen grotesken Kleidung. Er hatte ein Bein über das andre geschlagen und den rechten Arm darauf gestützt, auf welchem sein Kinn ruhte. In dieser vorgebeugten Haltung verweilte er wie eine Statue und behielt sie selbst jetzt noch bei, als Shakespeare sich der Thür näherte. Erst als dieser die Hand nach dem Thürgriff ausstreckte, sprang der sonderbare Gesell empor, bei welcher Gelegenheit sich mehrere Schellen, die an seinen Kleidern festgenäht waren, in Bewegung setzten.

„Halt da, Fremdling," rief er in krächzendem Tone, „zu wem willst du? Zu meinem Herrn, dem armen Narren oder zu dem Narren meines Herrn?"

„Bei einem närrischen Paare fällt einem die Wahl schwer," erwiderte Shakespeare. „Doch denke ich, daß du ein größerer Narr bist, als dein Herr, deshalb ziehe ich die Gesellschaft des letzteren vor."

„Sage das nicht, Fremdling," greinte der verblaßte Narr, „denn ich glaube, daß mein Herr mich an Narrheit übertrifft. Es gab eine Zeit, wo ich ein rechter und gesuchter Narr war, über dessen witzige Einfälle und Possen gelacht wurde. Damals sah es aber hier anders aus, da schien noch die Sonne zu allen Fenstern herein, da lachte die Freude im Herzen. Das ist jetzt alles vorbei, und die Fröhlichkeit ist verblichen, wie die bunte Farbe meiner Kleidung. Die vornehmen Häuser haben die lustige Schar der Narren abgeschafft, und die noch leben fristen gleich mir ein kümmerliches Dasein. Trotzdem aber sterben die Narren nicht aus, und mein armer Herr spielt jetzt meine Rolle. Wen soll ich ihm melden?"

„So fragst du mich jedesmal, wenn ich hierherkomme," erwiderte Shakespeare, „hast du ein so kurzes Gedächtnis, daß du mich nicht wieder erkennst?"

„Es ist hier so dunkel," entschuldigte sich der Narr, „und meine Augen sind trübe geworden, wie der Witz meines Herzens.

Aber jetzt erkenne ich dich," fuhr er, an Shakespeare nahe herantretend, fort, „du bist ein Narr."

„Sehr verbunden für dein Kompliment," lachte Shakespeare, „doch muß ich dasselbe zurückweisen, da ich ein Dichter bin."

„Also doch ein Narr!" rief der eigensinnige Alte, „denn es ist zu närrisch, seine Gefühle in Versen kundzugeben, sie einzuspannen in metrische Formen, wie ein Pferd an den Wagen. Ihr nennt es Pegasus, und eure Narrheit ist es, die es reitet."

„Du wirst mir zu gelehrt," versetzte Shakespeare, „ich will ein andermal deiner Weisheit lauschen, wenn ich mehr Zeit übrig habe. Melde mich jetzt deinem Herrn."

„Das thue ich nicht," rief der Narr sich schüttelnd.

„Und warum nicht?"

„Weil mein Rücken sich nach keinen Prügeln sehnt. Gehe selbst hinein."

„Unangemeldet?"

„Warum nicht?" kicherte der Narr. „Mein Herr hat heute wieder einmal seinen Anfall, und er verkehrt während desselben mit der Außenwelt wie im Traum. Sage ihm jetzt, wer du bist, und schon nach wenigen Sekunden hat er deinen Namen vergessen. Das ist eine traurige Narrheit, über die ein wirklicher Narr weinen muß."

Damit ließ sich der komische Kauz wieder auf dem Schemel nieder und versank in seine frühere Haltung.

Shakespeare blieb nichts andres übrig, als sich nach einem Diener umzusehen. Trotzdem Lord Hunsdon über ein zahlreiches Gesinde gebot, mußte der Dichter dennoch lange suchen, ehe er einen dienstbaren Geist fand. Die guten Leute hatten sich im Gesindezimmer zusammengeschart, in dem sicheren Gefühle, von ihrem Herrn nicht verlangt zu werden. Sie wußten aus Erfahrung, daß sich derselbe, solange sein Paroxismus anhielt, stets an seinen alten Narren wendete und von keinem andern Diener etwas wissen wollte. So gestaltete sich diese traurige Zeit für das Gesinde zu einer Art von Festtagen, die es schmausend und zechend verbrachte. Der von Shakespeare aufgegriffene Diener folgte ihm daher nur

widerwillig und schalt, ehe er in des Lords Zimmer trat, den unbeweglich dasitzenden Narren einen faulen Burschen.

„Ihr sollt eintreten," kündigte er nach seiner Rückkehr dem wartenden Dichter an, worauf er dem nach ihm hinblinzelnden Narren eine lange Nase schnitt und hierauf den Korridor entlang eilte.

In dem Gemach, welches Shakespeare betreten, herrschte noch eine größere Dämmerung, als draußen auf dem Gange, so daß es einer gewissen Zeit bedurfte, ehe des Dichters Auge die Gegenstände im Zimmer zu unterscheiden vermochte. Fenster und Gardinen waren dicht verhüllt. Von dem offenen Eingang her, welcher zu einem angrenzenden Alkoven führte, drang der matte Schein einer brennenden Ampel. Vor einem Kruzifix kniete dort eine männliche Gestalt, die sich jetzt langsam erhob und zweien, mit schwarzem Flor verhüllten Bildern, die oberhalb des Kreuzes an der Wand hingen, wehmütig zuwinkte. Mit schlürfendem Schritt betrat die lange, hagere Gestalt das anstoßende Gemach, blickte den dort verweilenden Shakespeare verwundert an und ließ sich dann, tief aufseufzend, an einem von massiven Säulen getragenen Tische aus Ebenholz nieder.

Der Dichter wagte nicht zu sprechen, da er die Eigenart des Lords kannte, welcher denn auch nach einer Weile in leisem Ton begann:

„Ihr gehört zu meinen Dienern, nicht wahr?"

„Ich habe den Vorzug, eure Lordschaft," antwortete Shakespeare und nannte seinen Namen.

„Richtig," fuhr Hunsdon langsam fort, „ihr seid aber nicht bloß Schauspieler, sondern ihr verfaßt auch . . . Dingsda . . . Komödien, wie?"

Der Dichter bejahte und blickte lächelnd auf den Greis, welcher ärgerlich mit seinen Fingern schnalzte, wenn er sich auf einen Ausdruck nicht besinnen konnte, was häufig genug geschah.

„Es kommt viel Zeug auf die Bühne," fuhr der Lord-Kämmerer fort, seine buschigen Augenbrauen sinnend streichend, „aber es ist nicht das rechte . . . es ist nicht das —"

Er vollendete den Satz nicht, sondern fiel in ein düsteres Schweigen, nur hin und wieder einen unartikulierten Ton ausstoßend. Plötzlich schien er sich wieder an die Gegenwart des Dichters zu erinnern, denn er erhob sein weißes Haupt und sagte: „Ihr seid noch da? Was wollt ihr?"

„Ich habe die Ehre, eurer Lordschaft den Rechnungsabschluß des Lord-Schatzmeisters zu überbringen," erwiderte Shakespeare, das Papier aus der Tasche seines Wamses ziehend und auf den Tisch legend.

„Hm," begann Hunsdon von neuem, „Zahlen, nur Zahlen. Fügt tausend aneinander, und sie bleiben tot, beleben sich nicht. Ach," stieß er schmerzlich hervor, „gebt mir eine einzige dunkle Locke von *seinem* Haupt, führt mir jenen sanften Blick vor Augen, den *sie* mir einst bittend zugeworfen, und ich will alle Zahlen dieser Welt aneinander reihen, will euch . . . Dingsda . . . alles geben, was ich besitze, allein —"

Seine erhobene Faust fiel schlaff auf die Platte des Tisches herab, während sein Haupt sich zur Brust senkte. Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Nicht wahr, ich spreche da wunderliches Zeug, was ihr nicht versteht, obgleich ihr ein Dichter seid, der in den geheimen Tiefen der menschlichen Seele lesen soll. Ich könnte euch einen wirksamen Bühnenstoff geben — hahaha — allein die — Dingsda . . . die Zuschauer würden davonlaufen, weil es —" Abermals versank er in Gedanken. Plötzlich erhob er seine Rechte wie zum Schwur und rief: „Hört mich an, die Sache wird sehr kurz sein, wie Lenz und Sonnenschein. Es war da ein alter König —"

Er wollte weiter sprechen, vermochte es aber nicht, da eine tiefe Wehmut ihn erfaßte. Mit großer Anstrengung suchte er darüber Herr zu werden, und in einer wunderlichen Mischung von Lachen und Weinen erzählte er weiter.

„Es war da ein alter König, ein gar wunderlicher Kauz, dem tausenderlei Gedanken durch den Kopf gingen. Er wollte recht weise sein und benahm sich recht kindisch, denn die ihn liebten, verstieß er in einer zornigen Anwandlung und all seine Schätze

und seinen Reichtum hatte er nur für lachende Erben aufgespeichert. Da ward der alte König . . . wahnsinnig und — hahaha — es war dies ein Glück für ihn — und als er aus seinen Fieberphantasien wieder erwachte, da sah er diejenigen vor seinem Lager knieen, die ihn geliebt und die er verstoßen hatte; ja, ja," rief der alte Lord, sich erhebend und die Hände gegen die Augen pressend, „so sollte es sein . . . aber es ist nur der Traum der Phantasie, der wirksame Abschluß für jene Bühne, welcher ihr als Schauspieler angehört, das wirkliche Leben ist grausam, in ihm gibt es kein Erwachen aus langer Geistesnacht, sondern nur das Bewußtsein unsrer Schuld. Seid nur ruhig, ich komme schon, ich komme."

Damit schlich der greise Lord wieder nach dem Alkoven zurück, wo er sein Haupt an eines der umflorten Bilder lehnte und heftig zu weinen begann.

Shakespeare fühlte sich erschüttert und verließ das unheimliche Haus. Noch in späteren Jahren, namentlich aber, als er sein berühmtes Trauerspiel „König Lear" dichtete, gedachte er dieser unheimlichen Szene und des unfreiwilligen Bekenntnisses einer durch Schuld belasteten Seele.

U. OF ILL. LIB.

3.

Ein Asyl.

Die Regierungszeit der Königin Elisabeth gehört zu den interessantesten Epochen der englischen Geschichte. Das Unheil der Rosenkriege, die drei Generationen in ihre Greuel hinabgezogen hatten, war überwunden, und aus der blutigen Saat erwuchsen wohlthätige Früchte. Die Nation vermochte sich nun in freier Bewegung zu entwickeln, und das erhöhte Leben, sowie der mächtige Aufschwung, den die großen politischen und kulturgeschichtlichen Ereignisse den Bewohnern Englands verliehen, machte sich vornehmlich in der Metropole fühlbar.

Die Nation gelangte so recht zum Bewußtsein ihrer Macht und Stärke, deshalb nahm die Reformation in England einen vorzugsweise politischen Charakter an, namentlich Spanien gegenüber, als der Vormacht des Katholizismus. Zu dieser religiösen Feindschaft gesellten sich noch Handelsinteressen, und die Gefahr, mit welcher die spanische Armada England bedroht gehabt, hob die englische Nation auf eine ungeahnte Höhe der Vaterlandsliebe, der Einigkeit und Opferwilligkeit. England hatte nie zuvor einen Triumph gefeiert, wo die einmütige Siegesfreude auf einen höheren Gipfel gestiegen wäre, als bei der Vernichtung der unüberwindlichen Flotte. Mit ihr war Spaniens Stern gesunken und derjenige Englands stieg ungehemmt empor.

Doch nicht nur in der Entfaltung seiner Kriegsmacht hatte es England versucht, Spaniens Macht zu brechen, sondern auch auf dem Gebiete überseeischer Entdeckungsreisen. Namentlich wurde Amerika zu dem Schauplatz, wo die Streitfragen der beiden feindlichen Mächte sich in blutiger Weise entschieden. Der Westen war es indessen nicht allein, wo England sein Banner aufpflanzte; auch nach Osten wandten sich seine Blicke, wie die spätere Gründung der ostindischen Kompanie bewies. Die wichtigsten Dienste leisteten dabei Francis Drake, der erste englische Weltumsegler und Walter Raleigh, der Begründer der Kolonie Virginien.

Das denkwürdige Schiff, mit welchem Drake seine Weltfahrt bewerkstelligt, führte den Namen: „Die goldene Hirschkuh". Es barg historische Erinnerungen, da Königin Elisabeth den ruhmreichen Weltumsegler an Bord des Schiffes besucht und ihm dort den Ritterschlag erteilt hatte. Auf ihren Befehl wurde das berühmte Schiff in der Themse vor Anker gelegt und zwar bei Deptford, wie noch heute die am rechten Themseufer, unterhalb Greenwich, gelegene Vorstadt heißt. Die damaligen königlichen Schiffswerfte, welche in großartiger Ausdehnung zu Deptford zu sehen waren, sind freilich eingegangen und auch Francis Drakes Schiff existiert nicht mehr; zur Zeit des lustigen Altenglands aber war Deptford ein vielbesuchter Ort, und an Sonn- und Feiertagen strömten Tausende nach der Vorstadt hinaus, um sich an Bord der „goldenen Hirschkuh" gütlich zu thun, denn spekulative Gastwirte hatten dort Tavernen errichtet.

An Wochentagen freilich lag das Schiff ziemlich einsam da, wie der heutige Morgen bewies, wo sich in der geräumigen Offizierskajüte nur zwei Personen befanden. Dieselben schienen daselbst übernachtet zu haben, denn in einer der an die Kajüte grenzenden Kojen lagen einzelne Kleidungsstücke umher, die jetzt von den beiden Passagieren angelegt wurden.

„Ich mag hier nicht länger verweilen," äußerte der ältere. „Die Zeit verfliegt, ohne daß ich zu meinem Ziel gelange."

„Das Ziel, bester Sir Longsword," erwiderte der andre, „dürfte sich für euch in das Fleetgefängnis verwandeln, wenn

ihr es wagt, die innere Stadt zu betreten. Glaubt mir nur, daß der schuftige Greedy seine Häscher an der Hand hat, die uns auflauern müssen.

„Das mag alles sein, Dick," versetzte der junge Edelmann, „allein wir können nicht ewig hier bleiben. Dein Vorschlag, uns in diese Einsamkeit, wo uns niemand sucht, zurückzuziehen, war vortrefflich, denn nur so sind wir den Nachstellungen meines Feindes entgangen."

„Nun also —"

„Ich muß Sir Ralph Kunde von mir geben. Ich weiß, daß er seine Macht aufbieten wird, mich gegen Greedy zu schützen."

„Ganz gut," nickte Dick, „wie wollt ihr dies aber bewerkstelligen, wenn ihr in die Arme eures Feindes lauft?"

„Ei was," rief Robert Longsword trotzig, „dem Mutigen gehört die Welt. Der Elende mag immerhin meinen Weg kreuzen, er soll mich gewaffnet finden."

Dick blickte ziemlich geringschätzig auf den zierlichen Degen, welchen Robert sich jetzt umgürtete.

„Das bißchen Stahl," äußerte er, „dürfte schon nach den ersten Hieben in Stücke gehen."

„Nun," rief Robert, „dann sind hier noch ein paar kräftige Fäuste."

„Viele Hunde sind des Hasen Tod," meinte Dick, sich am Kinn krauend, „glaubt ihr, daß Greedy euch allein angreifen wird?"

„Sollte er Helfershelfer bei sich haben," erwiderte der junge Edelmann, „so verlasse ich mich auf dich und deine Genossen, die Lehrlinge, die in allen Gassen Londons zu finden sind."

„Da habt ihr freilich recht," pflichtete Dick bei, „und wir können wenigstens den Versuch wagen. Um aber nach dem Palast von Whitehall zu gelangen, müssen wir Southwark und die Londoner Brücke passieren, also den belebtesten Teil der Stadt. Daß wir dort den Häschern Greedys in die Hände laufen, ist offenbar."

Robert blieb allen diesen Vorstellungen gegenüber taub. Er rief den Aufseher der Kajüte herbei und bezahlte für sich und

Dick das Nachtlager, dann setzte er sein Barett auf, hängte den spanischen Mantel um die Schultern und verließ mit Dick das Schiff.

Es war ein prächtiger Sommermorgen. Eine leichte Brise wehte frisch von der Themse her, noch nicht untermischt mit rußigen Flocken, mit denen heutzutage die Atmosphäre von ganz London geschwängert ist. Das damalige London war eben noch nicht vom Strudel des Weltgeschäfts verschlungen, es bildete noch keine mit Häusern bedeckte Provinz, sondern eine Stadt von mäßiger Ausdehnung, mit Mauern und Thoren versehen, hinter welchen ländliche Vorstädte lagen. Sie hatten für die lebenslustigen Londoner eine besondere Anziehungskraft, da sie Vergnügungen und Belustigungen in Menge boten. So strömte man nach Smithfield zu den Jahrmärkten mit ihren Puppenspielen und Raritätenbuden. Southwark lockte mit seinem Parisgarten, wo der berühmte Bär Sakerson die Zuschauer in ein angenehmes Gruseln versetzte, da er sich häufig von der Kette losriß. Nicht mindere Anziehungskraft übten die Kegelbahnen und Hahnenkämpfe im Cockpit, sowie das Lanzenstechen in Tiltyard. Die Einwohner hatten damals eben noch Zeit und Lust zum Lebensgenusse, und das englische Sprichwort „Zeit ist Geld" war noch nicht ihr Losungswort. In den Straßen wogte eine bunte Menge, angethan mit ihrer malerischen, farbigen Tracht, und auf sie blickten die roten Häuser mit ihrem Holzbau, ihren hohen Giebeln und Terrassen hernieder. Die Gesellschaftsklassen waren noch nicht getrennt und die Wohnsitze des Adels befanden sich inmitten der Bürger- und Handwerkerquartiere.

Robert Longsword hatte mit Dick, ohne auf ein Hemmnis zu stoßen, die Londoner Brücke erreicht, als der Knabe plötzlich ausrief:

„Bleibt zurück, werter Sir, so lieb euch eure Freiheit ist!"

Robert blickte erschrocken auf Dick hernieder, welcher auf ein Pikett roter Reiter wies, an deren Spitze Hugh Greedy ritt.

„Ich kenne diese roten Krebse," fügte Dick hinzu, „es sind Walter Raleighs Reiter, die er gern seinen Freunden borgt, sobald es gilt, ein kostbares Wild aufzustöbern. Wetter, da hat uns

der schuftige Greedy schon entdeckt. Jetzt heißt es, die Beine unter den Arm nehmen!"

Dick machte schleunig kehrt und riß Robert, den er an der Hand gepackt hatte, gewaltsam mit sich fort.

Der Knabe hatte nicht zu viel behauptet. Er und Robert waren kaum von Greedy bemerkt worden, als dieser sich auch schon mit Raleighs Reitern zur Verfolgung des Paars anschickte.

„Wir können uns nur retten," rief Dick seinem Gefährten zu, „wenn wir noch rechtzeitig das Straßengewirr von Blackfriars erreichen."

„Haben wir weit bis dorthin?" fragte Robert, seine Flucht ohne Unterbrechung fortsetzend.

„Wenn wir so fortlaufen, nur noch eine kleine Viertelstunde."

„Dann sollen unsre Feinde uns nicht erreichen."

„Ihr denkt sehr hoch von der Geschwindigkeit unsrer Beine, werter Sir," gab der keuchende Dick zurück, „allein ihr werdet anders urteilen, wenn ihr euch umseht."

Robert folgte der Weisung und erbleichte. Nur wenige hundert Schritte hinter ihnen kam Greedy mit den roten Reitern in vollem Trabe. Schon begannen die Vorübergehenden zu stutzen, zumal der Ruf des Reiteranführers: „Haltet die beiden Verbrecher!" an ihr Ohr schlug. Einige machten bereits Miene, der Aufforderung Folge zu leisten und den Fliehenden in den Weg zu treten; als sie jedoch Hugh Greedy erkannten, ließen sie von ihrem Vorhaben wieder ab, ja, es wurden sogar einzelne Stimmen laut, welche den verhaßten Gentleman verhöhnten.

„Wir sind verloren!" ächzte Dick, „alles Rennen hilft uns nichts, die Pferde unsrer Feinde überholen uns doch."

„Schnell in ein Boot," erwiderte Robert mit großer Geistesgegenwart. Schon nach wenigen Sekunden hatten er und Dick das Themseufer erreicht und waren in eines der dort liegenden Fahrzeuge gesprungen.

„Ihr sollt zwei Schilling haben," rief Robert dem überraschten Bootsmann zu, „wenn ihr uns schnell in die Mitte des Stromes und von dort nach Blackfriars hinüberrudert."

„Das kann geschehen," erwiderte der Schiffer, indem er die Ruder ins Wasser senkte und mit ihnen kräftig zu arbeiten begann.

Pfeilschnell schoß das Boot vom Ufer ab, an welchem gleich nachher Greedy mit seiner Reiterschar anlangte. Als er des davoneilenden Fahrzeuges ansichtig ward, ballte er die Faust und stieß eine Verwünschung aus. „Wir müssen ihnen nach!" rief er, vom Pferde springend. Dann wandte er sich mit der Frage an die in ihren Booten sitzenden Schiffer, wer von ihnen sich wohl getraue, das jetzt schon in der Mitte des Stromes schwimmende Fahrzeug zu erreichen.

„Wenn ihr eine ordentliche Belohnung gebt," äußerte ein junger Bootsmann, „so will ich es mich schon getrauen."

Greedy befriedigte die Habsucht des Schiffers und bestieg mit drei abgesessenen Reitern das Boot, während er den übrigen den Befehl erteilte, den Weg am Ufer weiter zu verfolgen.

Der Schiffer ruderte aus Leibeskräften und befand sich gleichfalls alsbald in der Mitte des Stromes; bei der Unmenge von Fahrzeugen aber, die dort kreuzten, mußte es als eine schwierige Aufgabe erscheinen, das Boot, auf welches man Jagd machte, herauszufinden.

Den Insassen des letzteren war es nicht entgangen, daß Greedy sich gleichfalls ein Fahrzeug verschafft hatte und ihnen nachsetzte; sie steuerten daher auf größere Schiffe zu, um von ihnen gedeckt zu werden.

„Ich glaube," äußerte Dick, „daß jetzt die Hauptgefahr überwunden ist. Hugh Greedy wird das Nachsehen haben."

„Dennoch müßt ihr euch noch sehr vorsehen," meinte der Bootsmann, „da dort drüben am Ufer die übrigen roten Reiter folgen."

„Ist es nicht möglich, ihnen eine Strecke Wegs abzugewinnen?" fragte Robert.

„Wenn es nicht stromaufwärts ginge," entgegnete der Schiffer, „oder wenn ihr auch mitarbeiten könntet, allein es fehlen uns die Ruder."

„Ich denke, daß eure Muskeln das Kunststück fertig bringen,"

äußerte Dick, „wenn der Herr hier euch noch einen Schilling weiter bietet."

Der Bootsmann schmunzelte. „Ei nun, was thut man nicht um des leidigen Geldes willen! Also Herr, ist es abgemacht, noch einen Schilling weiter?"

„Es gilt," bestätigte Robert, indem er seine Börse hervorzog und dem erfreuten Schiffer den versprochenen Lohn einhändigte.

Der Schilling that seine Wirkung und mit verdoppelter Eile schoß das kleine Boot dahin. Nach wenigen Minuten schon befand es sich Blackfriars gegenüber, Raleighs Reiter dagegen waren noch eine Strecke weit zurück.

„Jetzt nur schnell dem Ufer zu," gebot Robert, und sofort wendete der Schiffer das Fahrzeug. Bald war das Land erreicht. Doch kaum hatten Robert und Dick festen Boden unter sich, als nicht nur das Boot Greedys, gleich einem Geier, aus der Mitte des Stromes herüberschoß, sondern auch die am Ufer reitende Schar im Galopp angesprengt kam.

„Nun vorwärts," rief Dick dem unschlüssig dastehenden jungen Edelmann zu, „hier in Blackfriars kenne ich mich aus. Die Schufte sollen uns nicht erwischen!"

Damit bog der Knabe vom Strande ab und eilte dem Eingang einer schmalen Gasse zu, in welcher er mit Robert bereits verschwunden war, noch ehe sich Greedy mit seinen Leuten vereinigte.

Das Stadtviertel von Blackfriars bildete damals ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, so daß es den beiden Flüchtlingen nicht schwer fiel, aus dem Gesichtskreis ihrer Verfolger zu entkommen. Das Gefühl der Sicherheit nahm mehr und mehr bei ihnen zu, und als ein halbes Dutzend Gassen hinter ihnen lag, zügelten sie ihren Schnelllauf.

Da ertönte von dem Ende des Gäßchens her, das sie zuletzt betreten, Pferdegetrappel. Sie wandten sich um und erblickten zu ihrer nicht geringen Überraschung drei der roten Reiter.

„Sind die heillosen Krebse denn vom Teufel besessen?" rief Dick. „Aber wir wollen ihnen doch noch eine Nase drehen." Er

bog um die nächste Straßenecke und eilte, während ihm Robert auf dem Fuße folgte, auf den offenstehenden Thorweg eines Hauses zu. „Es ist ein Durchgang," erklärte er seinem Begleiter, „und wir gewinnen auf diese Weise leicht die andre Gasse. Sind wir erst einmal dort, so haben die drei Krebse das Nachsehen."

Das Paar jagte über den Hof durch das Vorderhaus nach der dort mündenden Straße. Doch wer beschreibt beider Schrecken, als sie auch hier wieder Pferdegetrappel vernahmen und die düstere Gestalt Hugh Greedys auftauchen sahen.

„Sind denn heute alle Teufel los!" schrie der verzweifelnde Dick.

„Wir haben unsre Feinde unterschätzt," seufzte Robert, „sie scheinen sich in kleine Trupps verteilt zu haben und ich fürchte, daß sie über uns obsiegen."

Greedy war jetzt der beiden ansichtig geworden und stieß ein lautes Freudengeschrei aus.

„So helfe denn, was helfen kann," rief Dick und jagte quer über die Gasse auf die Rückseite eines langgestreckten Gebäudes zu, dessen Bauart an ein Kloster erinnerte. Im nächsten Augenblicke verschwand er, seinen Genossen hinter sich herziehend, in einem dunklen Verschlage.

Greedy hatte dies alles beobachtet und langte eine Minute später mit dreien seiner Reiter an dem Verschlage an.

„Jetzt können sie uns nicht mehr entwischen," äußerte er frohlockend, während er vom Pferde sprang. Zwei seiner Begleiter thaten dasselbe und mit diesen begab er sich nun auf die Suche. Sie tasteten sich in dem dunklen Verschlag vorwärts, bis sie endlich auf einen dicken Vorhang stießen, den sie zurückschoben. Dicht hinter demselben befand sich eine Thür. Greedy erfaßte den Drücker und stieß sie auf. Ein länglicher, durch mehrere Fenster erleuchteter Raum lag vor ihm, der durch eine größere Anzahl von Männern belebt wurde, welche höchst sonderbar ausschauten.

Einige von ihnen waren in kostbare, mit Pelz, Gold und Silber verzierte Kleider gehüllt, andre trugen sich wiederum sehr

einfach und einigen fehlte sogar das Notdürftigste. Die letzteren standen offenbar erst im Begriff, sich anzuziehen.

Ein kleiner, korpulenter Mann in Narrenkleidung und mit einem sehr roten Gesicht stellte sich dem eindringenden Greedy sofort mit dem Rufe entgegen:

„Hollah, hier ist kein Eingang für Fremde!"

„Hinaus!" tönte es jetzt auch von den Lippen der übrigen.

Greedy war indessen nicht der Mann, sich ohne weiteres zurückweisen zu lassen. Er blieb ruhig stehen, streifte mit einem verächtlichen Blick die Anwesenden und erwiderte: „Wenn mich nicht alles trügt, so bin ich unter Komödianten geraten, die sich hier für die Vorstellung ankleiden."

„Ganz richtig, edler Sir," nickte der Komiker Kempe, „und wenn ihr gekommen seid, um mich zu holen, so könnt ihr gleich an Thomas Popes, meines Freundes, Stelle treten." Dabei deutete er auf einen der anwesenden Schauspieler, welcher soeben bemüht war, das Kostüm des Teufels mit Pferdefuß, Schwanz und Hörnern anzulegen. Obwohl Greedy dem Theater fern stand, so begriff er doch die derbe Anspielung Kempes. Die Allegorie spielte damals auf der englischen Bühne eine große Rolle, und die Personen des Teufels und des Lasters sorgten für die Belustigung der Zuschauer. Das Laster trug das Kostüm des Hausnarren und war mit einer langen, hölzernen Pritsche versehen, womit es den Teufel unaufhörlich bearbeitete, der es dafür am Schluß des Stückes in den Höllenschlund hinabzog.

Greedys Antlitz übergoß eine leichte Zornesröte; doch überwand er sehr bald seinen Ärger, da er Wichtigeres zu thun hatte und seine Augen unabläßig die in der Garderobe anwesenden Personen musterten.

„Ihr haltet hier zwei junge Leute versteckt," sagte er nach kurzer Pause in hartem, schneidendem Tone, „gebt sie auf der Stelle heraus!"

„Was untersteht sich der Fremde," ließ sich aus der Ecke her die Stimme eines in königliche Gewänder gehüllten Schauspielers vernehmen, der niemand anders als Richard Burbadge

war. „Wer seid ihr überhaupt, daß ihr es wagt, die unter dem Schutze der Königin stehende Truppe des Blackfriarstheaters zu behelligen?"

„Gebt die beiden versteckten Personen heraus und ihr seid mich los," erwiderte Greedy.

„Das letztere dürfte bald geschehen, wenn ihr nicht von selbst geht," warnte Burbadge. „Wir befinden uns hier nicht auf fremdem Boden, wie vor einigen Tagen, da wir mit euch in der Taverne zum Seefahrer zusammentrafen, sondern wir sind hier zu Hause und werden uns des unangenehmen Gastes schnell entledigen."

„Marsch hinaus!" riefen die andern, „ihr habt kein Recht, hier einzudringen."

Die drohenden Mienen und geballten Fäuste sämtlicher Anwesenden, sowie die geschwungene Pritsche Kempes und noch einiger andern Clowns, ließen Greedy an dem Ernst der ausgesprochenen Drohung nicht zweifeln; er riß daher ein amtliches Schreiben aus der Tasche, lüftete seinen Hut und sagte mit feierlicher Stimme:

„Ich habe von dem hohen Gericht der Sternkammer einen Verhaftsbefehl gegen Robert Longsword, den ihr hier verborgen haltet. Ich warne euch zugleich, euch dem Befehl des höchsten Gerichtshofs zu widersetzen."

„Wir wissen nichts von einem Robert Longsword," gab Burbadge zurück.

„Wie könnt ihr so sprechen," rief Greedy, „da ich es mit diesen meinen eigenen Augen gesehen, wie der von mir Verfolgte sich in jenen vor der Thür befindlichen Verschlag geflüchtet hat."

„Je nun, so sucht ihn dort," höhnte Kempe. „Da es im Verschlage ziemlich finster ist, so will ich euch mit meiner Pritsche dazu leuchten."

Diesen Worten folgte ein allgemeines Gelächter, das Greedy in eine unsägliche Wut versetzte. Da er aber wußte, daß sein Zorn nur die Spottlust des lustigen Volkes herausfordern würde, so unterdrückte er ihn möglichst.

„Der junge Longsword kann sich nur hier in diesen Raum geflüchtet haben!“ rief er mit funkelnden Augen.

„Je nun,“ erwiderte Burbadge, „so sucht ihn euch. Beeilt euch aber, denn die Vorstellung beginnt bereits in der nächsten Viertelstunde.“

Er sagte damit nur die Wahrheit, denn die Vorstellungen fanden damals des Nachmittags bei Tageslicht statt, und an dem Flaggenstock, den jedes Theater besaß, war die Flagge bereits aufgezogen worden, zum Zeichen des baldigen Beginns der Vorstellung.

Greedy machte von der Erlaubnis des Nachsuchens sofort Gebrauch, mußte sich aber diesem Geschäfte allein unterziehen, da die Schauspieler die Gegenwart der roten Reiter nicht duldeten. Gleich einem nach Beute lüsternen Tiger fuhr Greedy in der Garderobe herum, keinen Winkel undurchsucht lassend und selbst die herumliegenden Kleiderbündel aufhebend. In seinem Eifer bemerkte er nicht, daß die jederzeit zu lustigen Streichen aufgelegten Clowns hinter seinem Rücken immer wieder von neuem Kleiderbündel auf den Boden warfen und ihn dadurch zum abermaligen Durchsuchen derselben nötigten. Als sich alle seine Bemühungen als nutzlos erwiesen, begann er den Fußboden einer genauen Prüfung zu unterwerfen, wahrscheinlich suchte er nach einer Versenkung, da er von solchen Theatereinrichtungen gehört, nur vergaß dabei der schlaue Mann, daß dieselben sich auf der Bühne und nicht in der Garderobe befanden. Seine Ungeduld nahm zu, während die Heiterkeit der Schauspieler stieg, denn Kempe und seine Genossen ahmten in grotesker Weise alle seine Bewegungen nach.

„Ich möchte trotz alledem einen Eid darauf leisten, daß die beiden hier sind!“ preßte Greedy zwischen den Zähnen hervor. Er war jetzt an die rückwärtige, aus Brettern bestehende Wand der Garderobe gekommen und stieß einen Freudenschrei aus. Er hatte nämlich dort die Klinke einer Thür entdeckt, welche er sofort zu öffnen befahl.

„Besorgt das Geschäft nur selbst,“ lachte Burbadge, „die

Thür ist ja nicht verschlossen, sondern gibt auf einen leichten Druck nach."

Mit einer Eilfertigkeit, als ob es hinter ihm brenne, begann Greedy nach der Feder zu suchen, welche die geheimnisvolle Thür öffnete. Als er sie endlich gefunden, riß er mit triumphierender Miene die Thür auf. Hinter derselben befand sich ein schwerer Vorhang, den er zur Seite riß, sofort aber wieder fallen ließ, weil ihm ein homerisches Gelächter von zwei entgegengesetzten Seiten entgegentönte, und zwar von den hinter ihm befindlichen Schauspielern und sodann aus dem Zuschauerraum. Die von ihm geöffnete Thür führte nämlich auf die offene Bühne, welche dem bereits versammelten Publikum von drei Seiten sichtbar war.

Als ob ihn eine Natter gestochen hätte, fuhr Greedy zurück und schlug die Thür heftig zu.

„Jetzt bedarf es eigentlich unsres Prologs nicht mehr," lachte Kempe, „der edle Sir hat sich selbst vorgestellt. Welche Verwunderung wird es in puritanischen Kreisen erregen, wenn es heißt, daß der fromme Greedy eine Gastvorstellung am Blackfriarstheater gegeben hat!"

Die Schauspieler brachen von neuem in laute Lustigkeit aus, welcher der immer mehr überhandnehmende Zorn Greedys nicht mehr stand zu halten vermochte. Er biß die Zähne übereinander und drohte mit den Fäusten. Kempe ergriff die eine Faust, sie mit ziemlicher Herzlichkeit ironisch schüttelnd.

Eben wollte der also Gehänselte seiner Wut in Worten Luft machen, als drei Trompetenstöße das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gaben. Sämtliche Schauspieler ordneten sich zu einem Zuge über die Bühne, und Burbadge, welcher den üblichen Prolog zu sprechen hatte, warf sich einen schwarzen Samtmantel um, da es nicht mehr Sitte war, im Dichterkostüm, d. h. im langen Mantel und Lorbeerkranz, zu erscheinen.

„Wo ist Robert Longsword und sein Helfershelfer!" schrie Greedy, den Schauspielern den Weg versperrend.

„Hier sicher nicht," antwortete Burbadge, „wahrscheinlich haben sie sich durch die andre Thür des Verschlags geflüchtet."

„Was?“ rief Greedy, „dort befindet sich noch eine zweite Thür?“

Er erhielt weiter keine Antwort, sondern wurde zur Seite geschoben, worauf der Zug der Schauspieler die Bühne betrat. Greedy eilte jetzt nach dem Verschlag zurück und überzeugte sich von der Richtigkeit der Angabe. Er stieß hastig die zweite Thür auf und gelangte in einen schmalen Gang, der nach den Logen des Theaters führte. Dieselben einer genauen Durchsuchung zu unterziehen ging jetzt, nach dem Beginn der Vorstellung, nicht an, er mußte sich daher bequemen, das Ende derselben abzuwarten. Da er aber bei seinem puritanischen Tugendeifer nicht wünschen konnte, noch einmal innerhalb des sündhaften Theaterraums gesehen zu werden, so postierte er seine roten Reiter vor den Logenausgängen, während er sich selbst in eine dunkle Ecke zurückzog.

Inzwischen war in der leeren Garderobe Shakespeare erschienen, welcher in der heutigen Vorstellung nichts zu thun hatte und nur deshalb das Theater aufsuchte, um an den im Zuschauerraum verweilenden Essex einige Fragen zu richten, die sich auf das neugeplante Stück „Ein Sommernachtstraum“ bezogen. Er wollte den Grafen während des ersten Zwischenaktes in dessen Private-box aufsuchen, welchen Namen die verschließbaren Theaterlogen führten. Da er bis dahin noch hinreichend Zeit hatte, so ließ er sich auf einem hölzernen Schemel nieder, zog ein Manuskript aus seinem Wams und begann darin zu blättern.

„Jetzt können wir wohl wieder herunterkommen,“ hörte er plötzlich eine Stimme sagen, die einem Knaben anzugehören schien. Shakespeare blickte nach der Rückwand empor, in welcher, nur wenige Fuß von der Decke entfernt, der Spalt eines Fensters sichtbar wurde. Dasselbe mündete auf einen Balkon, der sich auf der Bühne befand und in den Vorstellungen eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Er mußte zu den verschiedensten Zwecken dienen, namentlich in den späteren Stücken Shakespeares, denn auf diesem Balkon fand im Hamlet die Vergiftung Gonzagos statt; der Balkon war das Kapitol, wo Julius Cäsar ermordet wurde; auf dem Balkon erschienen im Richard III. die Geister

Franz Ebhardt in Berlin

Photo-aquatinta Goupil & Cie

Dick Field und Shakespeare

der Ermordeten, traten im König Johann die unterhandelnden Bürger von Angers auf und sprang in demselben Stücke Prinz Arthur von demselben herab. Wurde der Balkon in einem Stücke nicht gebraucht, so blieb er durch eine Traverse (Vorhang) verhüllt.

Dieser Fall fand heute statt, und deshalb erregte es Shakespeares Verwunderung, daß sich hinter dem Fenster jemand befand.

„Wer steckt denn da oben?" fragte er, sich vom Schemel erhebend.

„Ah, Master Shakespeare," tönte es zurück, „ich habe die Ehre."

„Wer ist das, ich?"

„Der arme Dick, euch zu dienen, dem die Ehre eurer Bekanntschaft im Buchladen des Mr. Forman zu teil geworden ist."

„Also der entlaufene Lehrling?" lächelte Shakespeare. „Gedenkst du etwa da oben auf unserm Balkon einen Buchladen auf eigene Rechnung zu gründen?"

„Wenn ich damit dem hochverehrten Herrn einen Dienst thun könnte, warum nicht."

„Was treibst du denn da oben?"

„Verstecken!"

„Vor wem?"

„Vor einem Schurken, der sich Sir Greedy nennt und uns hierher verfolgt hat."

„So bist du also nicht allein oben?"

„Nein, sondern es weilt noch ein reizender junger Edelmann bei mir, der neulich mit Hugh Greedy in Streit geraten ist."

In gedrängter Rede teilte er dem Dichter das Nötige davon mit und schloß mit den Worten:

„Es blieb uns kein andrer Ausweg, als uns durch den Verschlag in die Garderobe zu flüchten, und da mich der alte Timothy kennt, und Robert Longsword den andern Herren gleichfalls nicht unbekannt ist, so schob man uns schnell eine Leiter hin, auf welcher wir zu dem Fenster hier oben kletterten. Ist Hugh Greedy wirklich fort und können wir uns aus unserm Versteck wagen?"

„Beim besten Willen vermag ich dir keine genügende Antwort zu geben," erwiderte Shakespeare, „denn als ich eintrat, war die Garderobe leer. Doch da kommt Vater Timothy."

Der Greis, welcher durch die zur Bühne führende Thür eintrat, grüßte den Dichter ehrerbietig und wandte dann den Kopf zum Fenster empor.

„Verhalte dich nur noch ruhig, mein Junge," rief er fürsorglich zu Dick hinauf, „ich will erst einmal nachsehen, wo Greedy mit seinen Leuten geblieben ist."

Nach diesen Worten begab er sich in den Verschlag und von dort in den schmalen Gang. Als er einige Minuten später wieder in die Garderobe trat, teilte er Dick mit, daß er und sein Genosse vor dem Ende der Vorstellung nichts zu befürchten habe, da sich Greedy auf falscher Fährte befände. Gleichzeitig hielt er die gegen das Fenster gelehnte Leiter fest, auf welcher Dick und Robert sofort herabkletterten.

Trotzdem dem letzteren nicht wohl zu Mute war, zeigte er sich doch erfreut, den Dichter Shakespeare, über den er bereits soviel Rühmliches gehört, persönlich kennen zu lernen.

„Mein Freund Burbadge," äußerte Shakespeare nach der gegenseitigen Vorstellung, „hat mir jenen ärgerlichen Auftritt, den ihr mit Greedy gehabt, ausführlich erzählt, und ich fühle um so mehr mit euch, als ich den Charakter eures Feindes verabscheue. Leider besitzt er eine nicht zu unterschätzende Macht, und ich fürchte —"

„Wenn ich mich nur wenigstens noch für einige Tage verbergen könnte," fiel Robert ein. „Ich besitze am Hofe einen Gönner, auf dessen helfende Unterstützung ich rechnen kann, nur muß ich ihm erst von mir Kunde geben."

„Wenn es weiter nichts ist," ergriff jetzt Timothy das Wort, „und euer Gnaden mit einem kleinen bescheidenen Zimmer fürlieb nehmen wollen, so steht euch meine Wohnung zu Diensten."

„Ihr seid sehr gütig gegen einen Fremden," versetzte Robert, die Hand des Greises drückend. „Vielleicht finde ich bald Gelegenheit, euch eure Freundlichkeit zu vergelten, und so nehme ich euren Vorschlag an."

„Wie wäre es denn, alter Timothy," mischte sich jetzt Dick ins Gespräch, „könnte ich nicht mit Sir Longsword das Zimmer teilen?"

„Wäre es nicht besser," gab Timothy zu bedenken, „wenn du zu deinem Lehrherrn zurückkehrtest?"

„Zehntausend Pferde bringen mich nicht wieder dahin," beteuerte Dick, die Rechte wie zum Schwur aufhebend.

„Ei nun," lachte Timothy, „so magst du meinetwegen mitkommen."

„Vielleicht vermag ich euch auch zu dienen," wendete sich Shakespeare an den jungen Edelmann. „Ich genieße das große Glück, den Grafen Essex persönlich zu kennen. Ich weiß, daß er das Treiben Hugh Greedys mißbilligt und werde ihn daher von eurer schlimmen Lage unterrichten. Vielleicht nimmt er sich eurer an."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wodurch ich soviel Güte verdiene," rief Robert gerührt; allein Shakespeare beschwichtigte ihn, indem er erwiderte:

„Bei dem Unglück, daß auf Gottes schöner Welt so viele schlechte Menschen umherlaufen, ist es ein großes Glück, daß gute Menschen einander schnell erkennen. Eure Augen blicken so treu und lieb, und die Augen sind ja der Demant unsrer Seele."

Als sich bald nachher Robert Longsword von dem Dichter verabschieden wollte, nahte sich demselben auch Dick. Der Knabe blickte schelmisch zu ihm empor, dann sagte er:

„Meint ihr wohl, Master Shakespeare, daß sich ein so hoher Herr, wie Graf Essex, auch für einen so armen Jungen, wie ich es bin, zu interessieren vermag?"

„Die Beantwortung dieser Frage erfordert Nachdenken," gab Shakespeare scherzend zurück. „Soll ich dich ihm etwa auch empfehlen?"

„Es würde mir damit allerdings ein großer Gefallen geschehen," versetzte Dick, an den Fingern seiner rechten Hand herumdrehend. „Der Graf ist ja der Günstling unsrer Königin, welche viel auf ihn gibt. Und die Königin ist wiederum die Beschützerin der Kapellknaben, die in ihrem Dienste stehen, und da ich gern auch so ein Kapellknabe wäre, so meine ich, daß wenn Graf Essex —"

„Der Königin sagte," fiel Shakespeare lachend ein.

„Ja wohl," nickte Dick freudig, „wenn er der Königin sagte —"

„Daß es einen Knaben gäbe, der Dick heiße, und in welchem das Talent zu einem tüchtigen Kapellknaben stecke —"

„Ja wohl . . . ja wohl!" jauchzte Dick.

„So würde die Königin besagten Knaben vor sich bescheiden —"

„Herr Gott, die Ehre . . . ja wohl!"

„Und ihm sagen, daß er in das Korps der Kapellknaben aufgenommen sei."

„Hurra! Ja wohl!"

„Je nun," schloß Shakespeare lachend, „ich will versuchen, was sich thun läßt. Für jetzt bringe Sir Longsword nach Vater Timothys Wohnung."

„Ich kann doch wohl nicht früher von dieser Erlaubnis Gebrauch machen," stellte Robert vor, „als bis der freundliche alte Herr daheim ist."

„Ist durchaus nicht nötig," ergriff Dick das Wort, „da wir uns in der Wohnung nicht allein befinden werden. Nicht wahr, alter Timothy?" nickte er dem Greise geheimnisvoll zu, „es befindet sich noch jemand dort . . . hahaha!"

„Du bist ein thörichter Knabe," lachte Timothy, „grüße die gute Lucy nur hübsch von mir."

„Das soll geschehen!" rief Dick, mit den Fingern schnalzend, während Robert sich von seinen neuen Bekannten empfahl.

Vorsichtig betrat der junge Edelmann mit dem Knaben die Straße. Nirgends zeigte sich eine verdächtige rote Uniform, dennoch spähte das Paar nach allen Seiten aus. So gelangten sie langsam nach einer kleinen Winkelgasse, in welcher Timothys Häuschen stand. An den beiden Fenstern im Erdgeschoß rankten und blühten Schlinggewächse und Blumen, das einzige Grün im ganzen Umkreis bildend. Eine sorgsame, pflegende Hand unterhielt hier ein Stückchen des blütenreichen Sommers, den man innerhalb Londons vergebens suchte.

„Das ist Lucys Kunst," äußerte Dick, da er Roberts Blick mit Wohlgefallen auf den Blumen ruhen sah.

„Wer ist Lucy?“ fragte der junge Edelmann.

„Das wonnigste Geschöpf unter der Sonne,“ beteuerte Dick, indem er seine Rechte aufs Herz legte. „Ich habe nie ein schöneres blondes Haar gesehen, und noch nie zwei so dunkelblaue Augensterne, die einem vorkommen wie das schönste Boukett von Veilchen und Vergißmeinnicht.“

„Sieh da,“ lächelte Robert, „Miß Lucy scheint dir's angethan zu haben. Doch wer ist die junge Dame?“

„Die Enkelin des alten Timothy,“ erklärte Dick, während er den Klopfer an der Hausthür in Bewegung setzte.

„Und ihre Eltern?“

„Beide tot.“

„Das arme Kind!“

„Das arme Kind?“ wiederholte Dick, den Nachdruck auf das letzte Wort legend, „damit hat sich's nun, denn sie ist zwei volle Jahre älter, als ich, was mich eigentlich furchtbar ärgert.“

Die inneren Riegel der Thür wurden jetzt zurückgeschoben, und auf der Schwelle erschien Timothys Enkelin; Robert mußte bekennen, daß der schwärmerische Dick nicht zu viel behauptet hatte. Es lag etwas Elfenhaftes in der Gestalt des jungen Mädchens, und die Grübchen auf den zarten, angehauchten Wangen sprachen von der Fröhlichkeit ihres Herzens. Um den kleinen Mund spielte das glückselige Lächeln eines Kindes, und die großen dunkelblauen Augen blickten so freundlich und vertrauensvoll in die Welt, als wäre alles Schlechte und Böse aus derselben verbannt. Das geringelte, goldblonde Haar floß auf ein hellblaues Mieder herab, dessen enge, geschlitzte Ärmel weiße Puffen zeigten. Den schlanken Hals schmückte ein schwarzes Samtband, an welchem ein mit Perlen verziertes, jedoch ziemlich altväterisches Geschmeide hing.

„Gott zum Gruß, Miß Lucy,“ begann der sich wiederholt verneigende Dick mit stockender Stimme, „und einen schönen Gruß vom alten Timothy dazu.“

„Habt ihr schon wieder vergessen,“ unterbrach ihn Lucy, „daß ihr mich kränkt, wenn ihr den Namen meines guten Großvaters so respektwidrig gebraucht?“

„Nein, nein, Miß Lucy, durchaus nicht," beteuerte der erschrockene Knabe, „und ich will auch nicht wieder alter Timothy sagen, aber grüßen soll ich euch doch von ihm, und das hier," fuhr er auf Robert deutend fort, „wäre das kleine Zimmer — nein, der junge Herr, den ihr vermieten sollt — ach Gott, nein, ich bin ganz verwirrt, ich meine das Zimmer und nicht Sir Longsword."

Lucy lachte so herzlich, daß die Grübchen ihrer Wangen zur vollen Geltung kamen. Endlich ergriff Robert das Wort und sagte:

„Gestattet mir, teure Miß, euch zur gelehrten Redeweise unsres jungen Freundes den nötigen Kommentar zu geben. Da es für mich hier auf der Straße jedoch nicht ganz geheuer ist, so erlaubt ihr mir wohl, erst im Zimmer euch das Nähere sagen zu dürfen."

Lucy trat, unter einer einladenden Bewegung, in die Hausflur zurück und überschritt gleich nachher mit den beiden Gästen die Schwelle des behaglichen kleinen Wohnraums, dessen gesamte Einrichtung von ihrer ordnenden und kunstfertigen Hand zeugte. Zahlreiche Stickereien schmückten das einfache Mobiliar, und unter dem ledergepolsterten Lehnstuhle Vater Timothys befand sich sogar ein weicher Teppich, den gleichfalls Lucys Hände gearbeitet hatten. Auf den inneren Fensterbrettern und einigen kleineren Tischen standen zahlreiche Blumentöpfe mit prächtigen Blattpflanzen und blühenden Rosen, deren süßer Duft die Atmosphäre des kleinen Zimmers erfüllte.

Robert ließ sich mit sichtlichem Behagen auf den ihm dargebotenen Stuhle nieder, alle die von weiblicher Sorgfalt zeugenden Gegenstände rings umher betrachtend, und dann wiederum auf die Künstlerin selbst blickend, welche im Schmucke jugendlicher Bescheidenheit vor ihm stand. Ähnlich erging es Dick, und eben deshalb konnte er sich nicht enthalten, den Gefährten heimlich anzustoßen und ihm zuzuflüstern:

„Ihr müßt Lucy nicht in einem fort ansehen, das macht sie ja verlegen."

Robert warf dem Sprecher einen halb spöttischen Blick zu, dann begann er mit dem Bericht seiner Abenteuer, den er mit den Worten schloß:

„Solange ich nicht einen Bescheid von Sir James Ralph habe, muß ich mich verborgen halten. Wenn ihr daher den Wunsch eures Großvaters billigt, so schlage ich mein Daheim vor der Hand gern in dem von euch nicht bewohnten Zimmer auf."

„Und ich gleichfalls, Miß Lucy," fügte Dick mit einer gewissen Wichtigkeit hinzu, „da ich nicht mehr zu Mr. Forman zurückkehren, sondern einem Antrage der Königin Folge leisten werde, vorausgesetzt nämlich, daß — daß —"

„Daß der Antrag überhaupt kommt," vollendete Lucy lachend.

„Oh, was das betrifft," versetzte der selbstbewußte Dick, über seine Halskrause streifend, „so wird mein Gönner, Graf Essex, schon dafür sorgen."

„Was?" rief Lucy erstaunt, „der Graf ist euer Gönner?"

„Allerdings," bestätigte Dick. „Wir kennen uns zwar nicht persönlich, doch mein Freund Shakespeare sorgt dafür."

„Freund Shakespeare!" rief Lucy in noch verwunderterem Tone als vorhin. „Entweder seid ihr nicht recht bei Sinnen, Dick, oder ich höre schlecht."

„Ei, so fragt doch Sir Longsword hier," gab der Knabe zurück, indem er einen Fuß über den andern schlug, die Rechte pathetisch in das Wams steckte und die verkehrte Linke in die Seite stemmte.

„Seine Aussage enthält allerdings ein Körnchen Wahrheit," lachte Robert, „und ich hoffe, daß Sir Ralph sich gleichfalls für ihn verwenden wird, damit sein Lieblingswunsch, in das Korps der Kapellknaben aufgenommen zu werden, in Erfüllung geht."

„Dann nehmt euch nur zusammen," mahnte Lucy schelmisch, „die Königin soll äußerst streng sein, und von einem Davonlaufen ist bei ihr keine Rede."

„Ha, wie werde ich daran denken," versetzte Dick stolz, „bei Mr. Forman war das natürlich etwas andres, doch als ein königlicher Beamter kennt man seine Pflicht!"

Lucy brach abermals in ein fröhliches Lachen aus, in welches nicht nur Robert einstimmte, sondern zuletzt auch Dick, indem er gute Miene zum bösen Spiel machte und äußerte:

„Es war alles nur Spaß von mir. So viel aber steht fest, daß ich treu bei Sir Longsword ausharre."

„Namentlich solange ich hier im Hause Vater Timothys wohne," versetzte Robert lächelnd. „Je nun, wir wollen sehen, ob das mir angebotene Zimmer Raum für uns beide bietet."

Lucy führte ihre beiden Gäste nach der in Rede stehenden Stube, welche jenseits des Ganges lag. Sie war zwar außerordentlich klein, dennoch fanden zwei Personen darin zum Schlafen genügend Platz.

Äußerst vergnügt kehrte man in das Wohnzimmer zurück, und während Lucy sich nach der Küche begab, um das Mahl anzurichten, entwarf Robert seinen Feldzugsplan und baute Dick die halsbrechendsten Luftschlösser.

Noch war die Sonne nicht untergegangen, als Timothy nach Hause zurückkehrte. Die Vorstellung war vorüber und mit ihr auch die Hoffnung Hugh Greedys, die beiden Flüchtlinge in seine Gewalt zu bekommen. Von seinem Ärger und seiner Wut erstattete Timothy ausführlichen Bericht, dem er noch die Späße und Allotria hinzufügte, welche Kempe und seine Genossen mit dem wutschnaubenden Greedy getrieben.

„Ihr habt einen grimmigen Feind an ihm," schloß Timothy, zu Robert gewandt, „und ihr bedürft eines mächtigen Fürsprechers, um seiner Rachsucht zu entgehen."

„Habt ihr nicht erfahren, ob Shakespeare über mich mit dem Grafen Essex gesprochen?" fragte Robert.

„Das weiß ich nicht," versetzte Timothy achselzuckend. „Ich sah ihn zuletzt mit dem jungen Grafen Southampton gehen, dem er eine Manuskriptrolle darbot. Sie sprachen sehr angelegentlich miteinander, und Southampton erwies sich dem Dichter äußerst verbindlich."

„Einem Dichter schwirren tausend Gedanken durch den Sinn," erwiderte Robert seufzend. „Wahrscheinlich hat er meine Angelegenheit ganz und gar vergessen; somit bleibt mir nur James Ralph übrig."

„Ich höre, daß die Königin auf ihren vertrauten Kammer-

diener große Stücke hält," versetzte Timothy. „Ob aber seine Macht für euch ausreichend sein wird, bleibt dahingestellt."

„Der Mensch muß alles versuchen," rief Robert, „und vor allem die Hoffnung nicht sinken lassen. Meine Sache ist eine gerechte und ich baue auf die Hilfe Gottes. Ich werde Ralph schriftliche Mitteilungen machen; doch wie bringen wir dieselben sicher in seine Hände?"

„Ich werde nach dem Essen selbst nach Whitehall gehen," erklärte Timothy, „und schon Mittel und Wege finden, um Sir Ralph zu Gesicht zu bekommen. Jetzt laßt uns in Frieden das bescheidene Mahl zu uns nehmen, welches die gute Lucy uns bereitet hat."

Damit deutete er auf seine Enkelin, welche, von dem Herdfeuer hoch gerötet, mit einigen Platten ins Zimmer trat und dieselben auf dem gedeckten Tisch niederstellte.

„Nehmt mit wenigem fürlieb, hoher Herr," äußerte Lucy, verschämt zu dem jungen Edelmann hinüberblickend, „ihr werdet an besseres gewöhnt sein."

„Glaubt das nicht, teure Miß," erwiderte Robert, „seit dem Tode meines guten Vaters war Schmalhans bei mir Küchenmeister."

„So laßt es euch schmecken," munterte Timothy auf, der inzwischen mehrere Thonkrüge aus einem Schrank genommen hatte. „Dick wird unser Mundschenk sein."

Das ließ sich der Knabe nicht zweimal sagen. Da er im Hause gut Bescheid wußte, so eilte er nach der anstoßenden Küche, wo eine mächtige, mit Bier gefüllte Kanne stand, aus der er jetzt einschenkte. Mochte es nun das Amt sein, welches er übernommen, oder waren es die blauen Augen seiner Nachbarin, die ihn vom Essen abzogen, kurzum er genoß sehr wenig. Dafür brachte er aber wiederholt die Gesundheit Miß Lucys aus, welches Vorgreifen Robert einigermaßen ärgerte. Trotzdem verlief das Mahl in friedlicher Heiterkeit, und nach Beendigung desselben griff der junge Edelmann nach Feder und Tinte, um die für Ralph bestimmten Zeilen aufs Papier zu werfen.

„Vergeßt mich nur nicht," erinnerte der zur Seite des Schreibers stehende Dick, indem er nach dem Brief hinschielte. Gleich nachher nickte er jedoch befriedigt mit dem Kopfe, da er das Wort „Kapellknaben" gelesen.

Nach kurzer Zeit erhob sich Robert und händigte seinem gefälligen Wirt das für Ralph bestimmte Billet ein.

„Verlaßt euch darauf, daß ich es gut besorge," versicherte Timothy auf einen ängstlichen Blick hin, den der junge Edelmann ihm zuwarf. Dann küßte er seine Enkelin, forderte sie auf, für die Unterhaltung der lieben beiden Gäste Sorge zu tragen, und begab sich sodann auf den Weg.

Die Sonne war eben im Untergehen.

Ihre letzten Strahlen zündeten in den Fluten der Themse und auf den reichvergoldeten Metallteilen der sich auf ihr schaukelnden Barken viele Hunderte von Reflexlichtern an, so daß der majestätische Strom durch ein Feuerbett zu fluten schien.

Das Tagewerk war gethan, und über die Londoner Brücke wallfahrteten lustige Menschenscharen, um sich in Southwark der Freiheit und dem Vollgenuß des Lebens hinzugeben. Timothy mußte ihnen oft ausweichen und kam deshalb nur langsam vorwärts. Auf die untergehende Sonne und den durch sie hervorgerufenen Reiz der Wasserlandschaft achtete er nur wenig; um so mehr war seine Aufmerksamkeit den ihm nur zu wohl bekannten roten Reitern zugewandt, die noch immer auf der nach Blackfriars führenden Uferseite ritten.

„Sucht nur immer zu, ihr roten Krebse," murmelte Timothy lachend vor sich hin, „euer Opfer findet ihr doch nicht, — und wenn mein Brief hier seine Wirkung thut, so können sie euch demnächst auf der Nase herumtanzen, ohne daß ihr sie fassen dürft."

Bei diesem Gedanken kicherte er vergnügt vor sich hin, rastlos seinen Weg nach Whitehall fortsetzend.

4.

Im Palast zu Whitehall.

Die große Glocke der Westminster-Abtei verkündete die sechste Morgenstunde.

Alle Bewohner des Schlosses vernahmen den lauten, surrenden Ton, nur die Königin nicht, welche, in ihrem Arbeitskabinett sitzend, mit dem Lesen amtlicher Aktenstücke beschäftigt war.

Noch herrschte in dem königlichen Gemach die Dunkelheit der Nacht, denn die schweren Fenstergardinen waren dicht zugezogen, und nur auf dem Schreibtische brannten die Kerzen eines dreiarmigen, silbernen Leuchters.

An das Arbeitskabinett stieß das Schlafgemach. Einige Stufen führten zu dem breiten, offenen Bogen empor, der mit einem verschiebbaren Vorhang versehen war, jetzt aber das mit einem Baldachin verzierte Ruhelager Elisabeths sehen ließ. Das Bett war unberührt, und auf den Treppenstufen schliefen einige Pagen, welche den Nachtdienst in dem königlichen Kabinett gehabt.

Jetzt öffnete sich leise eine Seitenthür und ein ältlicher Mann trat ein. Als er die Königin am Arbeitstisch erblickte, schüttelte er mißbilligend das Haupt, streifte mit seinen gutmütigen Augen die schlafenden Pagen und seufzte leise auf.

Der schmerzliche Ton, welcher die herrschende Stille unterbrach, schreckte die Königin auf. Sie beschattete ihre Augen mit

der Hand und blickte nach dem dunklen Winkel hin, wo der Eindringling stand.

„Gotts Blitz!“ rief die greise Monarchin mit ihrer tiefen Stimme. „Bist du es, Ralph? . . . Wieviel ist die Uhr?“

„Es hat sechs geschlagen,“ erwiderte der getreue Kammerdiener im Tone leisen Vorwurfs, „die nächtliche Runde ist abgelöst.“

„Schon sechs!“ erwiderte Elisabeth mit einem tiefen Atemzug, während sie ihre kleinen schwarzglänzenden Augen durch das Gemach gleiten ließ. „Die armen Burschen da sind eingeschlafen,“ fügte sie mit einem mitleidigen Blick auf die Pagen hinzu.

„Sie sind weniger zu beklagen, als ihre Königin, welche sich dem Schlafe entzieht,“ versetzte Ralph; „eure Majestät haben wiederum die Nacht wachend verbracht.“

„Wer sagt dir das?“

„Die matten Augen meiner Königin und die herabgebrannten Kerzen. Das Alter bedarf des Schlafes mehr, als die Jugend.“

„Schmeichelei ist deine schwache Seite nicht,“ erwiderte Elisabeth scharf, die, trotzdem sie im Anfang der Sechziger stand, doch nichts von Alter wissen wollte. Ralph, der diese Schwäche kannte, trat in sichtlicher Verlegenheit einen Schritt zurück und entgegnete erst nach einer Pause:

„Wollen mir eure Majestät meine Offenheit verzeihen. Ich meinte es nur gut.“

„Das weiß ich,“ nickte die Königin, dem treuen Kammerdiener ihre Hand zum Kusse hinreichend. „Wären nur alle meine Unterthanen so lauter wie du. Ich bleibe deine gnädige Königin; nur mußt du mich nicht so vorwurfsvoll anblicken, wenn ich die Nacht zur Erledigung wichtiger Staatsgeschäfte benutze. Während des Tages verlieren wir Großen dieser Welt zu viel Zeit; man umschwärmt uns beständig und geizt nach einem gnädigen Wort aus unserm Munde. Auch fördert die Nacht geistige Arbeit mehr, da nichts unsern Gedankengang stört. Doch jetzt lasse das Tageslicht herein und lösche die Kerzen.“

Ralph vollführte eilig den Befehl, und die glänzenden

Sonnenstrahlen drangen in das Gemach, wo noch kurz vorher tiefe Dämmerung geherrscht, und beleuchteten die kostbaren, golddurchwirkten Stoffe, mit denen die Wände bekleidet waren, sowie die persischen und indischen Teppiche, die den Boden bedeckten und jeden Tritt dämpften. Sie beleuchteten aber auch das runzelige Gesicht der alternden Königin, an welcher jetzt nur noch das rötliche Haupthaar hübsch zu nennen war, denn hinter den schmalen Lippen verbargen sich schwärzliche Zähne. Sie hatte bisher in ziemlich gebeugter Haltung dagesessen, die aber sofort verschwand, als sie sich jetzt erhob; obwohl sie nur von mittlerer Statur war, erschien sie doch groß, da sie an ihren Schuhen hohe Absätze trug, und mit wahrhaft majestätischer Haltung schritt sie, die Arme kreuzend, auf die Pagen zu, welche, von dem eindringenden Sonnenlicht geblendet, jetzt erwachten und sich die Augen rieben.

„Arme Schelme," lächelte Elisabeth, „habt ihr endlich ausgeschlafen?"

Die Knaben fuhren erschrocken empor und stürzten der Königin zu Füßen.

„Es müssen euch freundliche Träume umgaukelt haben, da eure Königin euch bewachte und beschützte. Geht, ihr kleinen Langschläfer. Lernt von eurer Königin die Kunst, für das Wohl des Vaterlandes zu wachen."

Unter zeremoniellen Verbeugungen zogen sich die Pagen zurück, denn sie kannten das Gesetz höfischer Sitte, welches unter Elisabeths Regierung so weit ging, daß selbst die Speisen mit Kniebeugung auf die Tafel gesetzt wurden, auch wenn die Monarchin nicht zugegen war. So sehr erfüllte das unbedingte Gefühl der Herrschaft den Gesichtskreis Elisabeths, und in der That unterwarf sie sich mit ihren hohen geistigen Anlagen die halbe Welt.

Nachdem die Pagen das Gemach verlassen, äußerte sie zu Ralph:

„Ich erwarte den Vizeadmiral Sir Francis Drake und den Großseneschall Sir Walter Raleigh zur frühen Audienz. Sorge dafür, daß auch mein greiser Großschatzmeister, Lord Burleigh,

zur Stelle ist. Seines Rates möchte ich gerade heute nicht entbehren."

Ralph verneigte sich, blieb aber stehen. Elisabeth bemerkte dies nicht, da sie zum Fenster getreten war und dasselbe geöffnet hatte, um die erfrischende Morgenluft einzuatmen. Als sie sich daher wieder umwandte und ihn erblickte, rief sie: „Gotts Blitz! Du bist noch da?"

Ralph beugte das Knie.

Die Königin näherte sich ihm und fuhr, die Hand freundlich auf seine Schulter legend, fort: „Du hast etwas auf dem Herzen, guter Alter. Vertraue mir."

„Es betrifft nicht mich, eure Majestät," erwiderte der Kammerdiener, „sondern den Sohn eines Mannes, dem ich großen Dank schuldig bin."

„Und du meinst nun," versetzte Elisabeth lächelnd, „daß wir Könige dazu da sind, solche Dankgefühle abzutragen, angesichts der Ohnmacht unsrer Unterthanen?"

„Ich würde dies sicher selbst gethan haben," beteuerte Ralph, „wenn jener Mann nicht gestorben wäre."

„Nun willst du an dem Sohne gut machen, was du bei Lebzeiten des Vaters versäumt," bemerkte Elisabeth, änderte aber ihren strengen Ton, da sie eine gewisse Wehmut in den Zügen Ralphs wahrnahm, und fuhr fort: „Ich will dir keinen Vorwurf machen, lieber Alter. Jeder Mensch hängt von Verhältnissen ab, vor denen sich oft sein Willen beugen muß. Selbst Könige sind darin nicht frei. Doch wie heißt dein Schützling?"

„Robert Longsword."

Die Königin schritt langsam zu dem Schreibtisch zurück, vor welchem sie sich jetzt niederließ. Sinnend stützte sie das Haupt auf den rechten Arm und sagte:

„Longsword! Der Name ist mir nicht unbekannt, doch will es mich bedünken, als ob sich schlimme Erinnerungen an ihn knüpften. Wir wollen sehen."

Sie öffnete eines der zahlreichen Fächer ihres Schreibtisches und zog einige zusammengefaltete Bogen heraus, die sie rasch

durchflog. Plötzlich blieb ihr Finger an einer Stelle haften, und sie rief in scharfem Tone:

„Da haben wir diesen Arthur Longsword! Er wurde von der Sternkammer wegen politischer Umtriebe verurteilt. Dies ist eine schlechte Empfehlung für deinen Schützling."

„In der Sternkammer sitzen weise Männer," erwiderte Ralph in bescheidenem, aber festem Ton, „trotzdem ist das Wissen des Menschen nur eitel Stückwerk, so daß sich auch die obersten Richter eines Landes irren können. Dies war bei Longswords Verurteilung der Fall."

Elisabeth fuhr empor. Über ihr Antlitz glitt eine zornige Bewegung, und der Blick ihrer Augen drückte den höchsten Unwillen aus. „Überhebe dich nicht, Ralph!" rief sie in schneidendem Tone. „Danke es meiner Gnade, wenn ich dich wegen deiner unbedachten Äußerung nicht zur Verantwortung ziehe."

„Eure Majestät mögen es thun," versetzte der Kammerdiener unter einer tiefen Verbeugung, „ich bin ein alter Mann, der jeden Tag auf seinen Tod gefaßt sein muß, und dem wenig daran liegt, ob er durch das Richtbeil der Sternkammer fällt oder daheim in seinem Bett stirbt. Wahrheit geht mir über alles —"

„Auch über die Gnade deiner Königin?" unterbrach ihn Elisabeth streng.

„Wie vermöchte ich eurer Majestät treu zu dienen, wenn ich nicht ein Freund der Wahrheit wäre? Das bißchen Leben hat für mich nur Reiz im Dienste meiner Königin, und ich benutze das Vertrauen, welches sie mir schenkt, nicht zu meinen, sondern zu der Wahrheit gunsten."

Elisabeths Stirn glättete sich, und die kleinen Augen blickten wieder gnädig. Sie drohte dem treuen Diener freundlich mit der Hand und forderte ihn dann zum Erzählen auf.

„Du darfst rückhaltslos sprechen," äußerte sie, „denn ich will deine Worte nicht als Königin, sondern als deine gnädige Herrin anhören."

Ralph beugte sein Knie und legte dankend seine Hand aufs Herz. In warmer, lebendiger Rede schilderte er den ehrenwerten

Charakter Arthur Longswords und hob mit besonderem Nachdruck hervor, daß er dem Rat und der Hilfe des edlen Mannes all sein Glück verdanke; sodann kam er auf die treue Anhänglichkeit Longswords als Unterthan zu sprechen, und knüpfte hieran den Bericht über Greedys schändliches Vorgehen gegen ihn. Über seine ungerechte Verurteilung ging er schnell hinweg, um nicht abermals den Zorn der Königin zu erregen; dagegen verweilte er in eindringlicher Rede beim Tode seines Gönners, worauf er auf dessen Sohn Robert und den Auftritt zwischen diesem und Greedy zu sprechen kam.

„Ist es nicht genug," schloß Ralph tief bewegt, „daß der Vater zu Grunde gegangen und der Sohn um sein Erbe gekommen ist? Soll der letztere gleichfalls durch den Spruch der Sternkammer seine Freiheit verlieren und jener Greedy über ihn triumphieren? Das kann meine gnädige Königin nicht wollen, und deshalb bitte ich hier auf meinen Knieen um Gnade für den jungen Longsword und um den Schutz gegen seinen Feind."

Elisabeth hatte ihr Haupt leicht gesenkt, und der Blick ihrer Augen haftete am Boden. So saß sie eine geraume Weile stumm da. Endlich erhob sie sich und schritt mit über der Brust gekreuzten Armen langsam an Ralph vorüber.

„Es gibt viel Unglück in der Welt," sagte sie leise, „das schlimmste dabei ist, daß selbst wir Könige nur den kleinsten Teil davon stillen können."

„Hier ist die Hilfe eurer Majestät aber möglich," stellte Ralph vor. „Ein Wort meiner Königin, und der von der Sternkammer erlassene Verhaftsbefehl gegen Robert Longsword wird aufgehoben. Mein junger Freund darf wieder freier atmen und —"

„Genießt den zweifelhaften Vorzug," fiel Elisabeth sarkastisch ein, „seine Freiheit mit seinem Bettlertum teilen zu können."

„Gnade und Barmherzigkeit helfen oft auch darüber hinaus," erwiderte Ralph bedeutungsvoll.

Die Monarchin blinzelte ihn an, während ein flüchtiges Lächeln um ihre Mundwinkel spielte. Sie blickte nach einer auf

dem Kamin stehenden Uhr hinüber und sagte: „Bringe mir jetzt mein Frühstück, Ralph; die Stunde naht, wo ich die Lords im kleinen Audienzsaal empfangen will."

Der Kammerdiener zog sich unter einer Verbeugung zurück. Bei der Thür machte er aber nochmals Halt und sagte: „Wenn eure Majestät gegen Robert Longsword Gnade üben wollen, so möchte ich bitten, auch seines treuen Genossen nicht zu vergessen."

„Soll ich ihn etwa an Stelle des demnächst in See stechenden Walter Raleigh zum Kapitän meiner Leibwache ernennen?" fragte die Königin spöttisch.

„Dazu wäre er doch noch zu jung," erwiderte Ralph, „denn er zählt erst fünfzehn Jahre. Er schwärmt für das Theater und sein sehnsüchtiger Wunsch geht dahin, in dem Korps der Kapellknaben eurer Majestät Aufnahme zu finden."

„Hat der Junge Talent für das Komödienspiel?" unterbrach Elisabeth.

„Die Wahrheit zu gestehen, das weiß ich nicht," antwortete Ralph und zog sich zurück.

Eine Stunde später schritt Königin Elisabeth durch eine Galerie, in welcher die gegen Spanien gewonnenen Seeschlachten auf Gobelins dargestellt waren, zu dem kleinen Audienzsaal, dessen mit Gold und Silber gewirkte Tapeten dem an und für sich öden Raume ein glänzendes Aussehen verliehen. Vor dem Eingang hielten zwei Hellebardiere Wacht; beim Herannahen der Königin senkten dieselben ihre Spießbeile und öffneten die breite Flügelthür. Ehe jedoch Elisabeth zum Eingang gelangte, kam ihr die elastische Gestalt des Grafen Essex entgegen, welcher, sein Knie beugend, die Hand der Monarchin an seine Lippen führte.

„So früh, Graf?" fragte die Königin in wohlwollendem Tone. „Seid ihr auch zur Audienz befohlen?"

„Wenn Lord Burleigh gegenwärtig ist, so hat mich mein Herz dazu entboten."

„Wahrhaftig? Ei, ich wußte nicht, daß ihr meinem Großschatzmeister so außerordentlich zugethan seid!"

„Davon weiß ich gleichfalls nichts, meine gnädige Königin," versetzte Essex, „nur ersah ich die Gelegenheit, ihm in eurer Gegenwart eine Frage von Wichtigkeit vorzulegen, da von der Antwort das Wohl und Wehe eines Menschenlebens abhängt."

Elisabeth blickte den Sprecher überrascht an, doch Essex erwiderte ausweichend:

„Das Nähere soll eure Majestät im Audienzsaal vernehmen."

„Wenn ich es aber jetzt zu wissen wünschte?" rief die leicht beleidigte Königin. „Wenn ich euch nicht die Erlaubnis erteilte, im Audienzsaal zu erscheinen?"

„Ich würde mich dann mit schwerem Herzen fügen," entgegnete der Graf, „trotzdem ich mir nicht bewußt bin, etwas gethan zu haben, das mich um die Berechtigung bringt, in meiner Eigenschaft als Staatsrat einer Audienz beiwohnen zu dürfen, in welcher Dinge verhandelt werden sollen, die mit den Interessen des Staates eng verknüpft sind."

„Ihr seid gut unterrichtet, Graf," bemerkte Elisabeth, „und müßt vortreffliche Spione haben, da gerade diese Audienz eine geheime sein sollte."

„Wenn Walter Raleigh die Gnade genießt, vor meiner gnädigen Königin erscheinen zu dürfen, so darf ich wohl auch Anspruch darauf haben."

„Gotts Blitz!" lachte Elisabeth, „es ist ein köstliches Ding um den Neid bedeutender Männer. So folgt mir denn, Graf, doch zügelt den Haß eurer Blicke, wenn ihr euren Freund Raleigh erblickt."

Im Audienzsaal befand sich, außer den beiden Seefahrern, nur noch der greise Lord Burleigh. Die Königin vermochte, trotz ihrer hohen geistigen Begabung, den Rat dieses erfahrenen Staatsmannes, der bereits seit sechsunddreißig Jahren das Amt eines ersten Ministers bekleidete, nicht zu entbehren. Sie behandelte ihn mit großer Auszeichnung, da sie die Verdienste William Cecils — wie Burleigh vor seiner Ernennung zum Peer und Lord geheißen — zu würdigen verstand. Er war es gewesen, der den Protestantismus in England wieder hergestellt und

letzteres gegen die Anschläge der Königin Maria Stuart von Schottland und ihrer französischen Verbündeten geschützt hatte. Auch der Krieg gegen Spanien war von ihm ausgegangen und ebenso die Unterstützung der durch denselben Staat bedrohten Niederlande. Burleigh gehörte zu jenen Ministern, die in einer unermeßlichen Arbeitsamkeit ihren Beruf finden; deshalb gestattete er sich auch nur wenig Schlaf, denn die Geschäfte begleiteten ihn bis zu seinem Nachtlager, und nur dann verloren sich seine sorgenvollen Gedanken, wenn er unter seinen aufwachsenden Kindern bei Tische saß.

Beim Eintritt der Königin in den Audienzsaal ging der greise Lord ihr entgegen und führte sie nach einem thronartigen Sessel, welcher an der Wand auf einigen Stufen stand. Nachdem Elisabeth dort Platz genommen, winkte sie den Anwesenden, dasselbe zu thun. Lord Burleigh und Graf Essex setzten sich mit ihren Stühlen an ihre Seite, während Raleigh und Drake sich ihr gegenüber niederließen.

„Ich habe euch hierher beschieden," begann nach kurzer Pause die Königin, „um euch betreffs der wiederholten Auflehnungen Spaniens meine Willensmeinung kundzugeben. Aus den bisherigen Erfahrungen müssen wir ersehen, daß wir der spanischen Monarchie, die noch eine große Kraft des Widerstandes zeigt, keine entscheidenden Nachteile zuzufügen vermögen."

„Trotzdem betrachte ich es als die letzte Pflicht meines Lebens," ergriff Burleigh das Wort, „den Krieg gegen die Spanier siegreich zu Ende zu führen. Es ist nicht gut, ein begonnenes Werk halbfertig liegen zu lassen."

Der Lord durfte sich diese freie Sprache erlauben, da seine persönliche Bedeutung ihn von der Launenhaftigkeit der Königin unabhängig machte. Elisabeth wandte sich jetzt an den Grafen Essex, ihn um seine Meinung befragend.

„Ich huldige der Ansicht eurer Majestät," erwiderte der kluge Günstling, dem heute darum zu thun war, die Königin in einer für ihn günstigen Stimmung zu erhalten. „Von religiösem Fanatismus beseelt, überläßt das spanische Volk Handel und

Gewerbe den Fremden und widmet sich dem Kriegsleben. Dies ist auch der Grund, weshalb die spanischen Heere, selbst nach der größten Niederlage, immer wieder schlagfertig dastehen. Was von Spanien zu erreichen war, das haben wir erreicht. Lassen wir uns daran genügen."

Essex erntete einen freundlichen Blick der Königin, während Burleighs Augen tadelnd auf ihm verweilten.

„Ihr sprecht in eurem Interesse, Graf," begann jetzt Raleigh in erregtem Ton, „da ihr für euer Privilegium fürchtet."

Essex fuhr empor, und nur die Gegenwart der Königin ließ ihn davon absehen, an sein Schwert zu greifen. In der That hatte Raleigh bei ihm eine wunde Stelle berührt. Durch Elisabeths Gnade war nämlich dem Grafen das Privilegium, mit Rotwein handeln zu dürfen, verliehen worden. Durch dieses Vorrecht steigerten sich seine Einnahmen in erheblicher Weise, denn er versorgte nicht nur den Hof, sondern sozusagen das ganze Land mit Rotwein, weil dieser nur allein durch ihn zu beziehen war. Solange die Differenzen mit Spanien andauerten, versiegte für ihn ein guter Teil seiner Bezugsquellen, namentlich in Frankreich, welches, als katholische Macht, Hand in Hand mit Spanien ging.

Die boshafte Bemerkung Raleighs konnte somit recht gut auf Wahrheit fußen, und Essex mußte alle seine Fassungskraft zusammen nehmen, um nicht in hellen Zorn auszubrechen, was die Königin ihm nicht verziehen haben würde. Er begnügte sich daher, dem Spötter zu erwidern:

„Ich opfere gern den Vorteil meines Privilegiums dem Interesse des Vaterlandes. Meinetwegen könnte noch heute unsre gesamte Macht gegen Spanien ziehen, eure roten Krebse, Sir Raleigh, nicht ausgenommen. Sie hätten dann wenigstens etwas Ehrenhafteres zu thun, als unschuldige Menschen zu schrecken und zu verfolgen."

Raleigh biß sich die Lippen. Die Königin blickte die beiden Gegner an und forderte zuletzt den Grafen auf, den dunklen Sinn seiner Rede durch eine Erklärung zu erläutern.

„Ich bin eurer Majestät zu Willen," erwiderte Essex, „doch das Staatswohl geht über alle Privatinteressen, und so bitte ich, zuerst die spanische Angelegenheit zu erledigen."

„Die Reihe zu sprechen ist jetzt an euch, Sir Drake," wandte sich Elisabeth an den ergrauten Seemann.

Dieser zuckte die Achseln und begann in seiner treuherzigen Weise, die den Sohn des Volkes charakterisierte.

„Hol's der Henker, eure Majestät, ich befinde mich da zwischen zwei Bugsprieten. Wenn ich meinen Arm frage, so ruft er mir zu, daß die Spanier zu allen Teufeln gejagt werden müssen, während mein Herz mir wieder zur Antwort gibt: es ist nicht der Wille deiner Königin, und auch nicht der Wille jenes Mannes, unter dessen Vaters Leitung du dereinst als Freiwilliger in Irland gedient und dem du so viel Gutes zu verdanken hast. Mit welcher Lust ich auf die Spanier losschlage, seitdem ihr Gesandter mich der Seeräuberei beschuldigt hat, das weiß eure Majestät, und mit einem wahren Vergnügen gedenke ich der Zeit, wo mir der Oberbefehl über eine Flotte von fünfundzwanzig Schiffen anvertraut wurde, mit denen ich vor San Jago auf den Inseln des Grünen Vorgebirges so unerwartet erschien, daß es mir gelang, die Stadt zu überrumpeln. Hei, und was war das für eine prächtige Fahrt, als ich bald darauf nach Westindien segelte, San Domingo und Cartagena nahm, die Forts der Spanier in Ostflorida zerstörte und dann zu allerletzt zur Vernichtung der spanischen Armada mit beitragen durfte. Jetzt befehlige ich eine Flotte von siebenundzwanzig Schiffen, mit diesen wollte ich mir getrauen, die Spanier aus Portorico zu vertreiben und den Handel dieser Inseln für unser Vaterland flott zu machen. Nehmt mir's nicht übel, Graf Essex, allein ich haute die Spanier gar zu gern noch einmal."

„Ich sehe wohl," lächelte Elisabeth, „daß wir die Raufluft unsres graubärtigen Haudegens befriedigen müssen, und so will ich ihm denn einen Freibrief für sein Kommando ausfertigen lassen."

„Gott segne meine Königin!" rief Drake hoch erfreut, wäh-

rend er sich vor der Monarchin auf ein Knie niederließ und ihre Hand mit Küssen bedeckte.

„Ordnet alles zu eurer Abfahrt," gebot ihm Elisabeth in freundlichem Ton, worauf der wettergebräunte Seeheld von dannen stürmte. Er ahnte nicht, daß er sich zu seiner letzten Fahrt anschickte, denn schon sechs Monate später machte ein schleichendes Fieber seinem Leben vor Portobello ein Ende.

„Nun, Lord-Großschatzmeister," wandte sich Elisabeth an diesen, „ist eurer Befehdungslust durch Drakes Sendung nach dem spanischen Westindien Genüge geschehen?"

Burleigh bejahte stumm.

„Was Sir Raleigh betrifft," fuhr die Königin fort, „so wird er in einigen Tagen mit seiner Flotte nach Guayana segeln, um uns die ersehnten Goldschätze zu holen, dann Cecil, will ich euch gestatten, gegen die ganze Welt Krieg zu führen. Ihr seht," schloß sie lächelnd, „ich bin eine gefällige Königin. Sind wir jetzt fertig oder liegt noch etwas vor?"

Graf Essex erhob sich und erinnerte die Monarchin daran, daß er an Burleigh eine Frage zu richten habe. Elisabeth machte eine gewährende Handbewegung, worauf der Graf, sich an den Großschatzmeister wendend, fortfuhr:

„Als Vorsitzender des hohen Gerichtshofs der Sternkammer werdet ihr mir gewiß Auskunft geben können, wie vieler Zeugen es bei einer Anklage bedarf, um gegen den Angeschuldigten einen Verhaftsbefehl erwirken zu können."

Raleigh, nur zu gut wissend, was sein Gegner mit dieser Frage bezweckte, wollte dem Grafen in die Rede fallen, doch dieser verwies es ihm in ziemlich schroffer Weise, indem er äußerte:

„Ich habe nicht euch gefragt, sondern Lord Burleigh, weil ich weiß, daß er ein Ehrenmann ist und mir die Wahrheit nicht vorenthalten wird."

Die buschigen Brauen des Großschatzmeisters zogen sich finster zusammen. Er war Essex durchaus nicht gewogen, dennoch gab er der Wahrheit die Ehre, indem er antwortete:

„Zur Rechtfertigung eines solchen Vorgehens sind zum mindesten zwei Zeugen von nöten."

„Nun denn," rief Essex, „wie durfte es denn geschehen, daß Hugh Greedy einen Verhaftsbefehl gegen den jungen Robert Longsword erwirkte und ihn gleich einem Verbrecher mit Sir Raleighs Reitern verfolgte?"

Das Interesse der Königin war durch die Nennung des Namens Longsword, über den ihr schon in aller Frühe Ralph berichtet hatte, wachgerufen und nicht ohne Spannung sah sie der weiteren Entwickelung der Angelegenheit entgegen.

„Dies ist ein Ausnahmefall," erwiderte Burleigh nicht ohne Verlegenheit. „Die Sternkammer hat sich wegen ihrer Erlasse gegen niemand zu rechtfertigen. Wenn ich euch trotzdem Auskunft gebe, so geschieht dies nur aus Rücksicht für die anwesende Monarchin!"

„Das nenne ich einen galanten Minister," spöttelte Essex, der seine Abneigung gegen den Großschatzmeister nur schwer zu verbergen vermochte.

„Dieses Lob aus eurem Munde gewinnt an Bedeutung," erwiderte Burleigh in dem kalten Tone der Geringschätzung, „da es wohl niemand in der Kunst der Schmeichelei und Galanterie so weit gebracht hat, als wie ihr."

„Ihr verirrt euch, Lords!" rief Elisabeth mit der ihr eigenen Würde, „bleibt bei der Sache. Warum wurde gegen Robert Longsword ein Verhaftsbefehl erlassen, und wer waren seine Belastungszeugen?"

Burleigh richtete jetzt seine Rede direkt an die Monarchin, indem er begann:

„Der Name Longsword ist bei der Sternkammer nicht gut angeschrieben, da sie den Vater des jungen Longsword als einen Rebellen hatte verurteilen müssen. Der Sohn erging sich wegen dieses Wahrspruchs des obersten Gerichtshofes in schmähender Rede, und zwar an einem öffentlichen Orte. Hugh Greedy that daher recht, uns hievon Anzeige zu erstatten. Er ging vielleicht, da er ihn mit Raleighs Reitern verfolgte, in seinem Pflichteifer

zu weit. Das ist aber auch alles, was gegen den sehr ehrenwerten Sir, welcher der Sternkammer schon viele wichtige Dienste geleistet, vorgebracht werden kann."

Die Erregtheit des Grafen Essex hatte während dieser Rede zugenommen.

„Ich bitte meine Königin um die Gnade," rief er jetzt, sein linkes Knie auf die untersten zum Thron führenden Treppenstufen niederlassend, „die Angaben des Lord Großschatzmeisters in bündigster Weise widerlegen zu dürfen."

Die Monarchin willfahrte dieser Bitte um so lieber, als ihr Mitleid für Robert Longsword durch Ralphs Bericht bereits erregt worden war und sie der Fürbitte des greisen Kammerdieners gern ihre Gnade zuwenden wollte. Sie forderte daher Essex auf, seine Beweisführung anzutreten, worauf dieser unverzüglich begann:

„Die Beschuldigung, daß der im Fleetgefängnis verstorbene Arthur Longsword ein Rebell gewesen sei, beruht auf der lügnerischen Aussage Hugh Greedys, dem es nur darum zu thun gewesen ist, die Besitztümer seines Opfers an sich zu reißen. Er war der einzige Zeuge in dem Prozeß, während die vielfachen Zeugen Arthur Longswords von der Sternkammer nicht angenommen wurden."

„Das ist nicht wahr," warf Burleigh dazwischen.

„Es ist wahr," widersprach Essex mit erhobener Stimme, „selbst Sir Francis Walsingham fand als Zeuge bei der Sternkammer kein Gehör."

„Bleibt bei der Wahrheit, Graf!" rief Burleigh jetzt gleichfalls erregt.

„Oder er wurde wenigstens so lange nicht vorgelassen, bis das Urteil über den unglücklichen Longsword bereits gefällt war."

„Warum wandte er sich nicht an seine Königin?" rief Elisabeth mit einem scharfen Blick auf beide Lords. „In seiner Eigenschaft als Kanzler von Lancaster durfte er sich jede Stunde meinem Throne nahen. Ich habe nie die wichtigen Dienste, welche der verstorbene Walsingham mir geleistet, vergessen. Seinem prote-

stantischen Eifer verdanke ich es allein, daß die von den katholischen Mächten Europas gegen mich gesponnenen Intrigen noch rechtzeitig zerstört wurden; er ist es auch gewesen, der die Verschwörung Babingtons entdeckte und mich in den Besitz von Briefen setzte, welche Maria Stuarts Beteiligung an dem gegen mich gerichteten Komplott klar darlegten. Ihr seht, daß ich jetzt noch der Verdienste dieses Mannes gedenke; warum wandte er sich nicht an mich?"

„Weil er bereits kränkelte, als der Prozeß Arthur Longswords begann," erklärte Essex, „und als die Verurteilung des Bedauernswerten erfolgte, vermochte er sein Krankenlager zu Seething-Lane nicht mehr zu verlassen. Er hat aber alles aufgeschrieben, was zur Entlastung von Arthur Longswords Beschuldigung dienen konnte. Hier sind die Papiere."

Der Graf überreichte dieselben der Königin und fuhr fort:

„Als Philipp II. seine Armada gegen unser Vaterland ausrüstete, wußte Walsingham durch seine Spione und Intrigen das Auslaufen der spanischen Expedition um ein ganzes Jahr aufzuhalten. Arthur Longsword leistete ihm hierin wichtige Dienste, wie eure Majestät aus diesen Papieren ersehen werden."

Die zusammengesunkene Gestalt Lord Burleighs hob sich jetzt wieder, und mit der ihm zu Gebot stehenden Schärfe der Dialektik sagte er:

„Eure letzten Angaben, Graf, entlasten mein Gewissen als Richter der Sternkammer. Die heimlichen Sendungen Longswords nach Spanien schufen das Material seiner Anklage. Er vermochte seine Anwesenheit in dem uns feindlich gesinnten Lande nicht hinwegzuleugnen —"

„Und ihr wiederum verspürtet keine Lust, Sir Walsingham anzuhören," fiel Essex erbittert ein.

„Wie gelangtet ihr zu diesen Papieren, Graf?" fragte Elisabeth.

„Walsinghams Tochter verwahrte sie."

„Warum ließ sie dieselben bisher unbenutzt?"

„Weil es sehr schwer hält, bis zu den Schranken der Sternkammer zu dringen. Man muß da entweder mächtige Freunde

besitzen oder über bedeutende Mittel verfügen. Beides ging jedoch dem verwaisten Mädchen ab, um welches sich nach dem Tode des Vaters niemand mehr bekümmerte, zumal es ohne jedwedes Erbe geblieben war, da der Vater sein Vermögen im Dienste des Staats verausgabt hatte. Eure Majestät wissen ja, welche namhaften Opfer er für die Betreibung der ersten Kolonisationsversuche in Nordamerika brachte."

Elisabeth kniff die Lippen fest zusammen. Es war ihr unangenehm, an die Großmut eines Mannes erinnert zu werden, dessen Verdienste, ihr Vermögen, dieselben zu belohnen, überstiegen. Gleichzeitig erinnerte sie sich, von einer ihrer Hofdamen, und zwar der Lady Nottingham, vernommen zu haben, daß Graf Essex sich um das Schicksal der verwaisten Tochter Walsinghams bekümmere und in dem Hause zu Seething-Lane häufig verkehre. Sie vermochte ihren Ärger über die Verheimlichung des Grafen nicht zu verbergen, deshalb sagte sie jetzt ziemlich spitz:

„Ihr scheint Lady Walsingham beim Ordnen der von ihrem Vater hinterlassenen Papiere fleißig zu helfen?"

Unter einem leichten Erröten erwiderte Essex:

„Wenn ich auch den guten Willen dazu hätte, so würden meine Kenntnisse doch nicht ausreichen, um die in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften zu entziffern. Zwar bin ich nach meines Vaters Tod unter der Leitung Lord Burleighs erzogen worden, dennoch vermag ich mich nicht mit der Gelehrsamkeit meiner Königin zu messen, auf deren Arbeitstisch man die Schriften des Quintilian neben juristischen Akten findet."

Diese in ehrfurchtsvollem Tone ausgesprochene Schmeichelei besänftigte die eitle Elisabeth. Dennoch examinierte sie weiter:

„Wie gelangtet ihr aber in den Besitz dieser wichtigen Papiere?"

„Durch unsern jungen Dichter Shakespeare," lautete des Grafen Antwort. „Der verstorbene Walsingham war ein Freund seiner Muse und ermunterte ihn nicht nur auf der von ihm eingeschlagenen Bahn, sondern entbot ihn auch zum öfteren in sein Haus. Dort lernte Shakespeare die jugendliche Lady kennen,

und da er ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen ist, so übertrug ihm die Dame nach ihres Vaters Tode die Durchsicht der hinterlassenen Papiere."

Die Königin warf auf den Sprecher einen forschenden Blick, da die Worte ihrer Hofdame, welche es Essex nicht verzeihen konnte, auf den Besitz ihrer Hand verzichtet zu haben, ihr noch immer im Ohre tönten. Um sich jedoch von der Richtung ihrer Gedanken nichts merken zu lassen, sagte sie nach einer Pause:

„Ich habe von dem jungen Dichter Shakespeare schon wiederholt gehört, auch sind ein paar Komödien von ihm an meinem Hofe aufgeführt worden. Ich liebe das Theater und habe es durch eine Verordnung zu einem nationalen Institut gemacht. Sorgt daher dafür, daß mir bei passender Gelegenheit der Dichter Shakespeare vorgeführt werde."

„Vielleicht hat eure Majestät die Gnade," versetzte Essex schnell, „ihm zu gestatten, einen Sonettenkranz, der demnächst im Druck erscheint und meinem Freunde Southampton gewidmet ist, selbst überreichen zu dürfen. Eure Majestät können aus dem Inhalt ersehen, mit welcher Liebe und Ehrfurcht der Dichter für seine Königin erfüllt ist. Seine Begeisterung schlägt noch höhere Wellen, als jene Spensers in dem Gedicht der Feenkönigin. Er vereinigt seine Bitte mit der meinigen, den jungen Robert Longsword vor Hugh Greedy zu schützen und den Verhaftsbefehl der Sternkammer aufheben zu wollen."

„Was sagt der Lord-Großschatzmeister dazu?" fragte Elisabeth.

Burleigh zuckte die Achseln.

„Nachdem man dem Vater so Unrecht gethan," ergriff Essex abermals das Wort, „wäre es nicht mehr als billig, gegen den Sohn Gnade zu üben, um so mehr, da eine ganze Menge von Zeugen erhärten kann, daß er die Sternkammer nicht geschmäht. Greedys Haß gegen die Familie der Longswords ist bekannt, und schon deshalb müssen seine Aussagen mit aller Vorsicht aufgenommen werden."

„Hugh Greedy gehört zu der Gentry des Landes," versetzte

Burleigh. „Wer dagegen sind die Zeugen, von denen ihr gesprochen? Zum großen Teil Komödianten."

„Die aber ehrenwerte Männer sind," rief Essex unwillig, „sonst würden sie nicht der Truppe des Lord Hunsdon angehören und unter dem Schutze der Königin stehen. Ihr seid zwar ein sehr kluger und gewiegter Staatsmann, für Poesie und Kunst jedoch habt ihr keinen Sinn; deshalb verzeihe ich euch auch das absprechende Urteil über Männer, die ich verehre."

Ein warmer Blick aus den Augen Elisabeths dankte dem Grafen. Bei allen Herrschergaben, die sie besaß, empfand ihr Herz doch weiblich und erfreute sich an den duftigen Blüten der Poesie und Kunst.

„Zieht den Verhaftsbefehl gegen Robert Longsword einstweilen zurück," äußerte sie zu Burleigh, „bis ich mit dem jungen Edelmann selbst gesprochen habe."

„So darf er sich also eurer Majestät nahen?" rief Essex freudig bewegt.

„Vorerst nicht in Whitehall, sondern auf neutralem Boden," entschied Elisabeth, „den William Shakespeare aber führt mir in einer Privataudienz zu."

„Meine gnädige Königin," erwiderte Essex dankend und die ihm dargereichte Hand ehrfurchtsvoll küssend.

„So können wir uns wohl zurückziehen," äußerte Lord Burleigh in frostigem Ton, gleichzeitig mit Raleigh sein Knie beugend und, auf ein Entlassungszeichen der Königin hin, nach dem Ausgang des Audienzsaales schreitend.

Essex bot inzwischen der Monarchin die Hand und geleitete sie die Stufen vom Thronsessel herab.

„Habt ihr für euren Günstling noch eine Bitte auf dem Herzen?" fragte sie ihn freundlich.

„Was bedarf er noch," antwortete Essex, „da ihn die Gnadensonne meiner Königin bescheint? Wollt ihr eure Güte jedoch noch weiter ausdehnen, so laßt sie einem treuen Gesellen Robert Longswords zu teil werden."

„Gehört er auch zu der Gentry?"

„O nein, es ist nur ein Knabe von bürgerlicher Abkunft."

„Dann wünscht er wohl gar in das Korps meiner Kapellknaben aufgenommen zu werden?" fragte Elisabeth mit einem so schalkhaften Lächeln, daß der Graf ein wenig stutzte.

„Woher wißt ihr —"

Die Königin überhörte diesen Einwurf und fuhr fort: „Besitzt der Knabe Talent?"

„Ein außerordentliches. Sein Name wird sicherlich bald berühmt sein."

„Der Tausend," scherzte die Königin, „was ihr da sagt! Er hat euch wohl etwas vordeklamiert? Wahrscheinlich in derselben Stunde, als mein alter Ralph bei ihm verweilte?"

„Hat der alte Kammerdiener von dem Knaben gesprochen?" erkundigte sich der vorsichtige Graf.

„Allerdings."

„Nun ja," fuhr Essex beruhigt fort, „er war bei dem Vortrag zugegen und über das Talent des Knaben ebenso entzückt, wie ich."

Noch immer lächelte die Königin, und als sie jetzt den Grafen beurlaubte, sagte sie: „Ihr scheint sehr lebhaft zu träumen, Graf, dennoch will ich mich auch eures zweiten Schützlings annehmen. Wenn er mir aber etwas vordeklamiert, müßt ihr zugegen sein, damit ich mich an euer Urteil halten kann. Mag die Probe nur dann ebenso gut ausfallen, wie ihr sie — geträumt." Und in ein lustiges Lachen ausbrechend, fügte sie hinzu: „O, mein guter Ralph, was bist du doch in deiner Nüchternheit für ein Juwel von Wahrheit!"

Damit schritt sie von dannen, den überraschten Grafen seinen Gedanken überlassend.

5.

Ein Sommernachtstraum und seine Folgen.

Zu Essex-Castle fand ein geheimnisvolles Treiben statt. Eine Menge von Handwerkern ging dort aus und ein, und in allen Sälen und Gemächern pochte und hämmerte es. Allmählich kam in das wilde Chaos Ordnung, und wer durch die prächtigen Räume gegen Abend des Tages wanderte, glaubte sich in die Feenmärchen von „Tausendundeine Nacht" versetzt. Die Wände waren mit einem duftigen Grün bekleidet, aus welchem eine Unzahl farbiger Blumenköpfchen lugten, deren süßer Duft sich mit jenem der wohlriechenden Wasser vermengte, die in Gestalt von Fontänen in die Luft wirbelten. Exotische Gewächse der verschiedensten Art bildeten lauschige Bosketts und Tuffsteingruppen künstliche Grotten. Die zahlreichen Kronleuchter, deren Kerzen eine glänzende Helle verbreiteten, waren miteinander durch Blumenguirlanden verbunden, die eine Art von Baldachin bildeten.

In dem größten der Säle war eine Bühne aufgeschlagen, mit deren Ausstattung Vater Timothy beschäftigt war. Der gefällige Dick ging ihm freilich dabei zur Hand, doch hielt er den Alten in der Arbeit mehr auf, als daß er sie förderte, denn der Knabe hatte noch nie zuvor eine Bühne mit ihren verschiedenen Einrichtungen kennen gelernt. Das Verbot seines ehemaligen Lehrherrn war darin zu streng gewesen. Nun wollte

er alles wissen und fragte nach diesem und jenem, und der gute alte Timothy stand ihm Rede und Antwort und versäumte darüber viel Zeit.

Die Bühne, welche bei gewöhnlichen Vorstellungen, gleich dem Fußboden der Wohnhäuser, mit Binsen bestreut war, hüllte sich heute in das Gewand kostbarer Teppiche, den sogenannten „Arras", welche auch die Wände bekleideten, denn Dekorationen gab es zu jener Zeit noch nicht, höchstens einige Versatzstücke, wie Bäume, Felsen u. dergl. Der szenische Apparat war überhaupt höchst unzureichend, und von Hilfsmitteln kannte man, außer der Versenkung, nur noch die Flugmaschine.

„Spielt das Stück unsres Freundes Shakespeare, der Sommernachtstraum, der heute abend hier aufgeführt werden soll, nur immer in einem Zimmer?" fragte der wißbegierige Dick, als Timothy mit Hilfe einiger Zimmerleute den Vorhang, welcher von beiden Seiten aufzuziehen war, befestigt hatte.

„Im ganzen Stück kommt kein Zimmer vor," erwiderte der alte Mann, „wohl aber der innere Hof eines Palastes und ein schattiger Wald, in welchem die Elfen und Kobolde ihren Spuk treiben."

„Wie wollt ihr das alles aber noch bis zum Abend fertig bringen?" fragte Dick besorgt.

„Wir denken nicht daran," lachte der alte Mann, „sondern begnügen uns damit, den Zuschauern durch eine herabhängende Tafel anzuzeigen, ob die Szene einen Saal, Wald oder ein Schlachtfeld und dergleichen darstellt."

Der Knabe schlug enttäuscht die Hände zusammen.

„Siehst du," fuhr Timothy fort, indem er auf ein kleines Mauerstück wies, „das wird heute im ersten und dritten Akt mitten auf die Bühne gestellt. Es soll den Steinbau des Palastes andeuten, und dort der Busch zeigt im zweiten Akt den Wald an."

„Und wenn nun einmal ein Wirtshaus vorkommt?" fragte Dick.

„Je nun, so wird ein Tisch, ein Stuhl und auf den ersteren eine Kanne gestellt."

„Ach, du liebe Zeit," seufzte der Knabe, „das ist aber entsetzlich nüchtern!"

„Die Phantasie der Zuschauer muß eben das ihrige beitragen," versetzte Timothy achselzuckend. „In Frankreich freilich ist man besser daran, dort haben die geistlichen Spiele einen enormen Luxus herbeigeführt; dort haben sie bemalte Leinwand, welche alle nur möglichen Szenerien darstellt."

„Woher wißt ihr das, alter . . . nein, ich wollte sagen, Vater Timothy?" erkundigte sich Dick.

„Ei, ich war vor achtzehn Jahren in Frankreich, und zog dort mit einer Schauspielertruppe umher. Jetzt soll es dort, was die Ausstattung anlangt, noch viel toller hergehen, während es bei uns hier oft so armselig auf der Bühne aussieht, daß man versucht ist, hell aufzulachen. Haben wir doch schon Stücke gehabt, wo auf der einen Seite der Bühne Asien und auf der andern Afrika oder irgend ein Königreich liegen sollte, so daß der Schauspieler, wenn er auftrat, erst dem Publikum erzählen mußte, in welchem Lande er sich befinde. Oder wir sehen einige Damen erscheinen, welche Blumen sammeln, und wir müssen deshalb die Bühne für einen Garten halten. Aus dem Hintergrund kommt gleich nachher ein scheußliches Ungeheuer mit Feuer und Rauch, natürlich nötigt uns das, uns in eine Hölle zu versetzen. Wenige Minuten später sehen wir eine Armee vorüberfliegen, die durch einige Schwerter und Schilde dargestellt wird — natürlich müssen wir dann das Theater für ein Schlachtfeld ansehen."

„Da gehört freilich viel Einbildungskraft dazu," meinte Dick, sich hinterm Ohre krauend. „Aber trotzdem möchte ich doch zum Theater gehen. Ach, alter . . . Vater Timothy, wenn ich nur endlich Gewißheit darüber hätte, ob die großmächtige Königin Kenntnis von meiner geringen Person erhalten hat!"

„Deine Ungeduld wird bald befriedigt werden," versetzte Timothy, „denn Master Shakespeare, welcher im Arbeitszimmer des Grafen Essex verweilt, wird nachher hierher kommen, um nachzusehen, ob alles für die Komödie in Ordnung ist. Ich denke, er wird mit meinen Anordnungen zufrieden sein."

„Gibt's denn bei der heutigen Vorstellung auch Musik?" fragte Dick von neuem.

„Will's meinen," nickte Timothy, „vier Violinen und Flöten kommen, und dazu noch Trommeln, Hörner und Trompeten."

„So hoch gibt's der Graf Essex?" erwiderte der Knabe kopfschüttelnd. „Was mag es nur für ein Fest sein, das er veranstaltet?"

„Weiß nicht," gab Timothy zur Antwort, die Teppiche vor dem bekannten Balkon richtend, hinter denen die Schauspieler aufzutreten und zu verschwinden pflegten.

„O," erwiderte Dick ungläubig, „ihr wißt es gewiß, denn ihr schneidet ein gar zu pfiffiges Gesicht. Ach, wenn ich nur die Königin sehen könnte! Sie nimmt gewiß den ersten Platz auf der Bühne ein."

Er spielte damit auf die damalige Sitte an, nach welcher besonders vornehme Personen ihre Plätze zu beiden Seiten auf der Bühne hatten, aus welcher Berechtigung später die Proszeniums-Logen hervorgegangen sind.

„Ich glaube eher," widersprach Timothy, „daß die Monarchin den heutigen Abend in Whitehall verbringen wird."

Dicks Absicht, mit einer neuen Frage hervorzutreten, wurde durch die Ankunft Shakespeares vereitelt. Der Dichter sah zwar ziemlich aufgeregt, aber doch heiter aus, und als er Dick bemerkte, ging er sofort auf diesen zu, ergriff seine Hand und sagte:

„Ich bringe gute Botschaft für dich und Sir Robert. Der letztere soll der Königin morgen früh, vor ihrem Jagdausflug, durch Graf Essex vorgestellt werden. Du kannst gleichfalls dabei sein, da dich die Monarchin zu sehen wünscht."

Dick geriet vor Freude außer sich, und da er nicht wußte, ob er sich in seinem Jubel auf den Boden werfen, oder ob er in die Luft springen sollte, so hielt er es für das beste, die Arme schlaff herabhängen zu lassen, eine außerordentlich steife Haltung anzunehmen und aus vollem Halse zu lachen.

„Dämpfe deine Freude ein wenig," fuhr Shakespeare fort, „denn noch ist es fraglich, ob du in das Korps der Kapellknaben

aufgenommen werden wirst, da die Königin eine Probe deines Talentes wünscht."

„O, wenn es weiter nichts ist," rief Dick lustig, „so will ich ihr schon etwas vordeklamieren, woran sie genug haben soll. Ich kenne ein schauerliches Gedicht, worin sieben Mordthaten vorkommen, ich kann da schreien, weinen, flüstern und ächzen. Na, und mehr kann die Majestät doch nicht verlangen."

„Nein, wahrhaftig nicht," lachte Shakespeare, die Hand auf das Haupt des mutwilligen Knaben legend, „trotzdem würde ich dir aber raten, recht süß zu sprechen, denn es herrscht großer Mangel an Knaben, die sich zur Darstellung weiblicher Hauptrollen eignen."

Es fällt uns heutzutage schwer, uns in die Sitte der damaligen Zeit versetzen zu können, nach welcher auch die weiblichen Charaktere von jungen Männern oder Knaben dargestellt wurden; denn der erste Fall, daß man in London Frauen auf der Bühne mitwirken sah, kam erst im Jahre 1629 vor, und da war es eine französische Truppe, welche das Unerhörte einführen wollte und dafür ausgepfiffen wurde.

„Ich werde so süß flöten, wie eine Nachtigall," erwiderte Dick auf die Ermahnung Shakespeares hin, „obschon ich es lieber hätte, wenn ich so recht mit einem Schwert herumrasseln könnte."

„Das kommt später alles noch einmal," tröstete der Dichter. „Doch jetzt gehe und überbringe dem Sir Longsword dies Billet des Grafen Essex. Da auch ich unsrer Königin vorgestellt werden soll, so will ich euch morgen früh abholen."

Dick nahm das verschlossene Papier und stürmte mit einem fröhlichen Hurra zum Saale hinaus.

Shakespeare begann jetzt die von Timothy hergestellte Bühne zu mustern und sprach in seiner freundlichen Weise dem alten Manne seine volle Anerkennung aus.

„Wir erleben heute," schloß er seine Rede, „entweder einen Triumph, oder wir erleiden eine Niederlage."

„Das letztere sicherlich nicht," ließ sich die Stimme Southamptons vernehmen, welcher in den Saal getreten war und sich

dem Dichter genähert hatte. „Dafür bürgt uns der Name meines Freundes Shakespeare, denn so darf ich wohl den Mann bezeichnen, welcher mir durch die Widmung seines Sonettenkranzes eine so reine und erhebende Freude bereitet hat."

„Eure Güte beschämt mich, Herr Graf," erwiderte der bescheidene Dichter, „und dennoch thut sie mir auch wieder so außerordentlich wohl. Die Poesie hat zwar bei den Großen dieser Welt Eingang gefunden, aber noch lange nicht unsre dramatische Kunst, und gerade sie ist es, für welche ich lebe und schaffe. Allein die Kunst bedarf der Gunst, und ehe wir uns nicht den Beifall der vornehmen, gebildeten Welt errungen haben, müssen wir sehr bescheiden auf unsre Thätigkeit blicken."

„Ihr habt es wahrhaftig nicht nötig, in dieser Weise zu sprechen," erwiderte Southampton gütig, „denn euch beseelt der Genius, und ich bin gewiß, daß diesem es gelingen wird, die dramatische Dichtung und Kunst zu höchsten Ehren zu bringen."

„Ihr vergeßt die Gegenströmung puritanischer Ansichten," gab Shakespeare zu bedenken.

„Diese frömmelnde Sekte ist allerdings ein Hindernis," räumte Southampton ein, „vor dem Genius jedoch, der sich zum Himmel emporschwingt, muß dieses kriechende Gewürm verstummen. Doch ihr zittert, mein Freund," unterbrach sich der Graf. „Was bewegt euch denn so?"

„Die Angst vor dem heutigen Abend."

Southampton blickte den Dichter verwundert an, welcher fortfuhr:

„Als ich daheim in meiner kleinen Stube der Phantasie die Zügel schießen ließ, als ich mein dramatisches Märchen träumte und es mit Elfen und Menschen bevölkerte, da lebte ich in der glücklichen Gewißheit, etwas Rechtes geschaffen zu haben. Als aber die Proben meines Stückes begannen, da fühlte ich deutlich, daß ich doch nicht erreicht gehabt, was mir vorgeschwebt, und jetzt, wo binnen wenigen Stunden das Märchen meiner Phantasie vor einem auserwählten Zuschauerkreis über die Bühne gehen soll, da empfinde ich meine Ohnmacht, und es will mich bedünken, als ob ich doch kein Dichter sei."

Southampton blickte den Sprecher lange an; er lächelte trübe und schüttelte langsam das Haupt.

„So spricht ein Mann," begann er endlich, „an dessen Wiege sämtliche Musen und Grazien gestanden haben, während die schale Mittelmäßigkeit breitspurig einherstolziert und die Blicke der Welt auf sich lenkt. Ich habe einmal gehört, daß das wahre Talent sehr gering von sich denkt und nie zufrieden ist mit dem, was es schafft. Es ist dies der beste Probierstein für die Außenwelt, und selbst wenn ich in euch, mein Freund, den Dichter noch nicht verehrte, so würde ich aus eurer bescheidenen Denkungsart doch entnehmen, daß ein großes Talent in euch wohnt."

Shakespeare lächelte durch Thränen. Er ergriff die Hand seines Gönners und drückte sie gegen sein Herz. Zu sprechen vermochte er nicht, aber es that ihm wohl, zu wissen, daß Southampton seine Dichternatur verstehe.

Shakespeare mußte hinaus ins Freie. Der Blumenduft des Saales wirkte berauschend auf sein erregtes Gemüt. Er sehnte sich nach der frischen Luft, nach dem endlosen Zeltdache, welches Gott durch seinen Himmelsbogen wölbt. Am Themseufer angelangt, bestieg er einen Kahn.

„Nach Greenwich herunter?" fragte gewohnheitsgemäß der Fährmann, da dieser Lustort das gewöhnliche Ziel der auf der Themse Spazierenfahrenden bildete.

Shakespeare nickte mechanisch, legte sich der Länge nach in das Boot, und die Arme unter dem Kopf blickte er nach dem wolkenlosen Himmel und ließ sich von den Wellen des Stromes vorwärts treiben. Er träumte mit offenen Augen und blickte den Fährmann verwundert an, als dieser ihm die Ankunft in Greenwich meldete. Allmählich kam der Dichter wieder zu sich und ließ an dem Halteplatz beim königlichen Park anlegen. Er liebte diesen weit ausgedehnten Garten mit seinen Thälern und Hügeln, wo er schon oft in dichterischer Stimmung verweilt gehabt und die Schönheit der Natur ihm poetisch zugeflüstert hatte.

Vor einem Waldbogen machte er Halt. Die Mitte desselben stieg sanft bergan und war mit einer Fülle von Schling- und

Wasserpflanzen bedeckt. Ein sprudelnder Quell spendete dem duftigen Grün den Lebenshauch und sein Gemurmel mischte sich mit den süßen Tönen der in den Waldzweigen auf und niederhüpfenden Vögel.

„Ja, das ist meine Märchenwelt!" rief der Dichter, welcher sich vor dem waldbewachsenen Hügel in das hohe Gras geworfen hatte. „Aus jenem Gebüsch dort könnte das schalkhafte Antlitz Pucks schauen, auf diesen Zweigen hier sich Elfen wiegen, und aus dem Dickicht Oberon mit Titania schweben. Warum kann die Natur nicht unsre Bühne sein, warum müssen wir der Phantasie unsrer Zuschauer so viel überlassen, warum kann das Wort des Dichters nicht von der Natur verklärt und gehoben werden!"

„So also lautet der Stoßseufzer eines Dichters," ertönte eine tiefe Stimme hinter dem im Grase lagernden Shakespeare.

Er sprang erschrocken auf und sah vor sich eine ältliche Dame in reicher Gewandung stehen. Ihr rötliches Haar, ihre starkgebogene Nase und der geistvolle Zug ihres Gesichts genügten Shakespeare, in ihr die Königin zu erkennen. Er beugte sofort sein Knie und zog das Barett, dasselbe respektvoll weit von sich haltend.

Die Monarchin betrachtete ihn mit sichtbarem Wohlwollen, seine edle Gestalt, seine träumerisch blickenden Augen und die geistige Verklärung, welche über seinem Antlitz lag, schienen ihr zu gefallen. Nach längerer Pause begann sie von neuem:

„Ich habe euch die Gestalten Robin Goodfellows und seiner Gesellen verscheucht, und wenn ich nicht irre, so spracht ihr auch von dem galanten Oberon. Gedenkt ihr diese lieblichen Gestalten auf die Bühne zu bringen?"

„Es ist nur ein schwacher Versuch, den ich gewagt," versetzte Shakespeare verwirrt.

„Ich wünsche, daß er euch gelingt," fuhr die Königin fort, „denn daß ihr gerade diesen Vorwurf gewählt, zeugt von eurer poetischen Sinnesart. Es soll mich freuen, euer Stück auf der Bühne zu sehen. Wie lautet euer Name?"

Der Dichter kam nicht zur Antwort, da eine der beiden

Hofdamen, welche seitwärts stehen geblieben waren, jetzt an die Königin herantrat und ihr ein paar Worte zuflüsterte.

„Wie, Lady Nottingham, es ist William Shakespeare, der talentvolle Dichter, dessen persönliche Bekanntschaft wir schon längst gewünscht? . . . Ei, mein lieber Sir," fuhr sie, zu dem errötenden Poeten gewandt, fort, „das ist ein günstiger Zufall, der euch heute hierher nach meinem Lieblingsplätzchen geführt hat. Durch den Grafen Essex werdet ihr bereits erfahren haben, daß ihr mir morgen vorgestellt werden sollt. Trotzdem dies schon heute geschieht, so soll es mir doch lieb sein, euch auch morgen zu sehen. Kennt ihr Robert Longsword?"

Shakespeare bejahte.

„Was haltet ihr von ihm?" fragte Elisabeth mit forschendem Blick.

„Er ist ein achtungswerter Edelmann, der durch die harte Schule des Schicksals gegangen ist."

„Hm, — nun, das ist nicht zu viel behauptet. Und sein treuer Begleiter, der Knabe Dick," fügte sie blinzelnd hinzu.

„Ein fröhliches, mutwilliges Kind, dem man gut sein muß," antwortete Shakespeare.

„So, so, — aber ein großes schauspielerisches Talent steckt in ihm, nicht wahr?"

„Ich glaube, daß er begabt ist."

„Sind die Dichter alle so vorsichtig in ihren Äußerungen?" lächelte Elisabeth. „Mir scheint," wandte sie sich an Lady Nottingham, „der Master Shakespeare hält in seiner Wahrheitsliebe die Mitte zwischen einem gewissen Grafen und meinem Kammerdiener. — Ich habe von euren Sonetten vernommen," redete sie den Dichter wieder an. „Könnt ihr uns wohl eines der derselben zum besten geben? Es braucht nicht gerade eines von jenen zu sein, welche meiner Person schmeicheln, da ihr darin schwerlich Edmund Spenser übertreffen könnt."

Shakespeare verneigte sich, dem Wunsche der Monarchin willfahrend. Nach Beendigung seiner Deklamation äußerte die Königin:

„Ihr seid in Wahrheit ein Dichter, „die Verse gefallen mir, und ihr könnt mir das gedruckte Buch zuschicken. Deklamator und Schauspieler seid ihr wohl erst in zweiter Reihe?"

Shakespeare bejahte.

„Das habe ich mir gedacht," lächelte Elisabeth. „Wenn ihr wollt, daß eure Gedichte zur vollen Geltung kommen, so müßt ihr sie Richard Burbadge deklamieren lassen. Das ist ein schauspielerisches Genie. Doch für jetzt lebt wohl. Noch eins," fügte sie schnell hinzu. „Kommt ihr auf eurem Nachhauseweg an Essex-Castle vorüber? In diesem Falle könnt ihr dort für den Grafen ein Billet hinterlassen, das ich euch geben werde."

„Ich werde es Sr. Herrlichkeit selbst überreichen," versetzte Shakespeare.

„Das dürfte euch wohl schwer fallen," äußerte die Königin.

„Gewiß nicht, eure Majestät, denn Graf Essex ist sehr gütig gegen mich und läßt mich ungehindert vor sich."

„Auch heute?"

„Gewiß, zumal ich schon bei ihm war."

„Ihr habt den Grafen Essex gesehen?" fragte Elisabeth plötzlich in strengem Ton. „Wann war das?"

„Vor noch nicht zwei Stunden."

„Das ist unmöglich!" rief die Königin, einen Blick mit Lady Nottingham wechselnd. „Der Graf hat sich bei mir entschuldigt, bei Hofe nicht erscheinen zu können, da er auf eines seiner Güter gerufen wurde."

Shakespeare wurde verwirrt.

„Wahrscheinlich hat sich seine Abreise verzögert," stotterte er.

Die Königin blickte ihn so durchdringend an, daß er seine Augen unwillkürlich zu Boden schlug.

„Das Billet an den Grafen ist jetzt nicht mehr nötig," äußerte sie nach einer Pause. „Morgen also, Master Shakespeare, sehen wir uns wieder. Wenn es dann meine Zeit gestattet, so müßt ihr mir von eurem Märchen erzählen."

Sie winkte freundlich mit der Hand und verschwand mit ihren Hofdamen zwischen zwei Bosketts.

Shakespeare blickte ihr mit geteilten Gefühlen nach. Bei der großen Verehrung, welche Elisabeth von ihrem Volke genoß, fühlte Shakespeare die große Auszeichnung, welche ihm durch die Anrede der Königin geworden war, auch stiegen die glänzenden Feste zu Kenilworth, bei denen er in seiner Jugend zum erstenmal die Monarchin gesehen, in seiner Erinnerung auf. Anderseits vermochte er sich wiederum eines drückenden Gefühls nicht zu erwehren. Ohne es zu wollen, hatte er vielleicht dem Manne geschadet, der ihm sein Wohlwollen und in gewisser Hinsicht auch sein Vertrauen geschenkt, da er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, daß die Aufführung des Sommernachtstraums eine Hochzeitsfeier beschließen solle, welche der Königin noch geheim bleiben müsse. Welches das Brautpaar war, wußte er freilich nicht, und er konnte ebenso gut auf den jungen Grafen Southampton, als wie auf jemand anders raten. Soviel stand jedoch fest, daß sich Essex vor der Königin hatte verleugnen lassen, um ungestört dem Feste beiwohnen zu können.

Der Dichter machte sich im stillen die heftigsten Vorwürfe über seine unbedachte Antwort, und ziemlich verstimmt kehrte er nach der Stadt zurück. Als er jedoch Essex-Castle wieder betrat und einen Blick nach den festlich dekorierten Räumen warf, in denen bereits eine glänzende Gesellschaft verweilte, als er dann die Garderoben aufsuchte, in denen sich seine Kollegen zu dem Festspiel ankleideten, und als er die duftigen Gestalten seines Sommernachtstraums verkörpert vor sich erblickte, da erfaßte ihn abermals die so natürliche Erregung, und klopfenden Herzens sah er dem Beginn der Vorstellung entgegen.

Die üblichen drei Trompetenstöße erklangen, der Vorhang flog auseinander und der Sommernachtstraum nahm seinen Anfang. Es war nur ein kleiner Zuhörerkreis, welcher den Worten des Dichters lauschte, aber ein überaus gewählter und gebildeter. Mit immer wachsenderem Interesse folgten die Zuschauer der sich aus drei Bestandteilen zusammensetzenden Handlung, welche die Hochzeit des Theseus und der Hippolyta mit den damit in Verbindung gebrachten Mißhelligkeiten der beiden Liebespaare —

Lysander und Hermia, Demetrius und Helena — vorführt, sowie die lächerlichen Bemühungen der guten Handwerker, welche für die fürstliche Hochzeit eine Komödie zu stande zu bringen sich bemühen, drastisch vor Augen führt und endlich den Zwist im Elfenreiche zwischen Oberon und Titania mit den Koboldschwänken des Puck behandelt.

Der Dichter, der sich durch die Vorführung seiner lebenswahren Gestalten bereits einen ehrenvollen Namen errungen, hatte in seinem Festspiel der Phantasie freien Lauf gelassen und Gebilde hingezaubert, deren luftige Erscheinungen an den Zuschauern wie heitere Träume vorüberzogen. Die Märchenwelt galt ihm hier als Hauptsache, und den Menschen zog er nur dann in den Kreis seiner Phantasie, wenn es ihm paßte. Deshalb hielt er auch an keinem bestimmten Zeitkostüm fest, sondern vermischte vielmehr die Gestalten der griechischen Mythe mit dem mittelalterlichen Elfenspuk und, an den Voraussetzungen des Märchenhaften festhaltend, schlug er die in der Komödie vorgebrachten armen Sterblichen mit Blindheit, indem die Streiche, welche die Kobolde mit ihnen spielten, nicht zu ihrem Bewußtsein gelangten. So verschmolz er Zauberwelt und Wirklichkeit, und deshalb war es die Form des Traumes, welche er dem Ganzen gab. Mit der Lerche Morgengesang und mit dem Erwachen der Sterblichen huschen in der Komödie die Elfen hinweg aus dem Reiche der Träume, um nur am Schluß noch einmal im Palaste des Theseus zu erscheinen und den verbündeten Paaren allen den Segen zuzusprechen, über den die Elfen — laut dem bestehenden Volksglauben — zu verfügen haben.

Als der Vorhang sich zum letztenmal schloß, da brauste ein Sturm begeisterten Beifalls durch den festlichen Saal. Man rief den Dichter, und nachdem er erschienen und sich dankend verbeugt, verlangte man ihn immer wieder zu sehen. Seinen Mund umspielte das glückselige Lächeln eines Kindes, und auch nicht ein Atom von Stolz drängte in seiner Brust die dankbaren Gefühle zurück, welche der wahre Genius jenem großen Geiste darbringt, von dem er alles empfangen hat.

William Shakespeare befand sich in einem Taumel höchster Freude. Alle seine Bedenken waren zerstoben wie Spreu im Winde, und Southampton, der zu ihm auf die Bühne geeilt war und ihn bewegt an sich drückte, fühlte das Klopfen seines Herzens.

„Mein Freund!" rief der junge Graf aus. „Ich bin stolz auf dich! Empfange meinen Dank. Die Traumgesichte deines Puck haben uns nicht nur die Schwänke des lustigen Kobolds gezeigt, sondern sie zauberten uns eine aus Blütenduft und Mondeslicht gewebte Poesie, eine ungreifbare poetische Welt, wie sie das dichterische Wort nicht süßer und anmutiger schildern kann."

Shakespeare vermochte nicht zu sprechen. Sein Herz war zu bewegt, er lächelte durch Thränen. Viele Arme schlangen sich um ihn, die innigste Umarmung aber, nächst jener Southamptons, ward ihm durch Richard Burbadge zu teil, der ihm zurief:

„Sei du fortan mein zweites geistiges Ich, gönne mir den Blick in die Tiefen deiner Poesie, damit ich durch dich veredelt werde und im Geiste deiner Dichtungen gänzlich aufgehe. O, William, schaffe deinem Richard Rollen, und er wird all sein Können einsetzen, um sie würdig darzustellen."

Burbadge hielt sein Wort, und noch heutigestags lebt das Andenken an die Gebilde seines Hamlet, Othello und Lear im englischen Volke fort.

Shakespeare sah sich von Southampton in den Saal geführt, wo Essex am Arme der Lady Walsingham auf ihn zukam und in den beredtsten Worten ihm seinen Dank spendete. Auch die übrigen Anwesenden stimmten in das Lob ein, und hoch beglückt kehrte William nach der Garderobe zurück, in welcher nur noch der auf ihn wartende Burbadge anwesend war. Er warf sich an die Brust des Freundes und rief:

„Richard, jetzt weiß ich es, daß ich ein Dichter bin!"

So hielten sich die Freunde lange umschlungen, bis sie endlich dem glänzend erleuchteten Essex-Castle Lebewohl sagten und die dunkle Straße betraten.

Ein erfrischender Windhauch wehte ihnen entgegen und kühlte die erhitzten Stirnen ab. Die Wirklichkeit umfing sie wieder und die Frage, wohin sie ihre Schritte lenken wollten, trat auf Shakespeares Lippen.

„Noch bin ich zu erregt, um nach Hause gehen zu können," äußerte er, sich fester an den Arm des Freundes schmiegend.

„Wollen wir nach dem Stahlhof oder nach dem Eberkopf?" fragte Burbadge. „Ich folge dir heute bis an das Ende der Welt."

„Das wäre zu weit, Herzensfreund," erwiderte Shakespeare. „Auch hat die Freude mir den Gaumen ausgetrocknet, und es verlangt mich nach einem guten Tropfen."

„So laß uns nach dem Eberkopf pilgern," entschied Burbadge, „denn dort gibt's den besten Sekt."*

„Einverstanden!" rief der Dichter, dem der Sekt als der Poet unter den Weinen erschien, und beide Freunde wanderten Arm in Arm durch die Nacht.

Zur Zeit des lustigen Altenglands wurde in London wacker gezecht, und zwar war die Gewohnheit des übermäßigen Trinkens aus den Niederlanden gekommen, wie sich denn überhaupt Holländer, Dänen und Deutsche als Meister im Zechen auszeichneten; und da die Engländer betreffs dieses Punktes gleichfalls mit vortrefflichen Anlagen ausgestattet waren, so gingen sie mit Erfolg bei den Fremden in die Schule.

Shakespeare verurteilte die Trunksucht, wie aus seiner geharnischten Strafpredigt gegen das „schwindelköpfige Zechen" im Hamlet zur Genüge hervorgeht. Er besuchte gern muntere und geistvolle Gesellschaften, wie sie in den Wirtshäusern zur Meermaid und zum Eberkopf zu finden waren, und hatte auch Freude

---

* Unter Sekt versteht man nicht etwa Champagner, sondern den sogenannten Trockenbeerwein, welcher aus Trauben bereitet wird, die man nach der Reife so lange hängen läßt, bis Sonne und Luft den Wassergehalt der Beeren auf die Hälfte vermindert haben, infolgedessen der Zucker- und Alkoholgehalt bedeutend steigt. Zum Sekt gehören der Jeres, Peralta, Malagawein und der Kanariensekt.

an maßvollen leiblichen Genüssen. Wüste Trinkgelage widerten ihn dagegen an, und deshalb vermied er auch den Besuch der in besonders üblem Ruf stehenden Speisehäuser, der sogenannten Ordinaries, woselbst sich allerlei liederliches und betrügerisches Gesindel einfand. Ein Mittelpunkt internationalen Trinkens war der Stahlhof, der auch von den Londonern vielfach besucht wurde, da sie dort die Bekanntschaft deutscher Leckerbissen und Gebräuche machten. Shakespeare besuchte den Ort gern am Morgen, wo es im Trinken noch mäßig herging. Er verspeiste dann, als zweites Frühstück, eine Portion Kaviar und trank seinen Rheinwein dazu, wobei er nicht verfehlte, umfassende Charakterstudien zu machen, denn für einen so tiefblickenden Kenner der menschlichen Natur war es von hohem Interesse, das fremdländische Wesen und Gebahren im Stahlhof zu beobachten. Aber auch Holbeins vielbewunderte Gemälde, den Triumph des Reichtums und der Armut darstellend, mit denen der Künstler im Auftrage hanseatischer Kaufleute den großen Saal ausgeschmückt hatte, sah Shakespeare im Stahlhof.

In dem Kreise geistvoller Männer, innerhalb dessen sich der Dichter bewegte, konnte es sich natürlich nur um die Poesie des Trinkens handeln, und als die Schauplätze dieser abendlichen, oft bis zur Nacht sich ausdehnenden Sitzungen galten namentlich die Klubs der Meermaid und des Eberkopfes.

Da der letztere in Eastcheap lag, und somit nicht weit von Essex-Castle entfernt war, richteten am heutigen Abend die beiden Freunde dorthin ihre Schritte.

Das Lokal war ziemlich eng und niedrig; in der Mitte befand sich ein einziger, großer Tisch, an welchem die Mitglieder des Klubs saßen, während Frau Hurtig, die Wirtin, ihnen aufwartete. Als der regelmäßigste Stammgast galt ein junger, einundzwanzigjähriger Schriftsteller Ben Jonson. Dieser war der Klubkönig und deshalb Hahn im Korbe. Obgleich in seinen dramatischen Arbeiten der Witz ihm mangelte, belebte und entzückte er die Gesellschaft im Eberkopf durch seinen Humor und derben Spott. Er war der Sohn eines schottischen Geistlichen,

den der Tod jedoch schon in der frühesten Jugend des Knaben hinweggerissen hatte. Die Mutter verheiratete sich zum zweitenmal und reichte einem Maurermeister ihre Hand. Ben ward zuvor in eine gelehrte Schule geschickt, mußte dieselbe aber infolge der gedrückten Lage der Familie alsbald wieder verlassen und bei seinem Stiefvater als Maurerlehrling eintreten. Das behagte aber dem geistig aufgeweckten Knaben ganz und gar nicht, und als daher die Königin Elisabeth ihren hartbedrängten Truppen in Flandern Verstärkung sandte, ließ sich der junge Jonson anwerben. Nach beendetem Feldzug kehrte er nach London zurück und wandte sich bald der Bühne in schriftstellerischer Thätigkeit zu, indem er Zusätze zu älteren beliebten Stücken schrieb.

Solcher Art war die Vergangenheit des jungen emporstrebenden Dichters, welcher auf erhöhtem Sitz dem Klub im Eberkopf präsidierte. Den ihn an Talent weit überragenden Shakespeare konnte er aus begreiflichen Gründen nicht recht leiden, weshalb er ihn stets als Zielscheibe seines Spottes ersah, wenn der lustige Rat des Klubs, Mr. Henry Chettle, fehlte. Es war dies auch ein Schriftsteller, doch von keiner hervorragenden Bedeutung. Die Gemütlichkeit des ältlichen Herrn dagegen ergötzte jedermann und ebenso seine Aufschneidereien, in denen er Außerordentliches leistete. Er log sozusagen wie gedruckt, und Shakespeare hörte ihn gern erzählen, dazu kam noch sein komisches Äußere, denn das dicke, kahlköpfige Haupt, dessen Antlitz so feist war, daß die allerdings sehr kleine Nase wie der Punkt eines i erschien, thronte mit mehrfachem Unterkinn auf einem kurzen, speckigen Halse, der wiederum auf einer umfangreichen Tonne zu sitzen schien, denn mit einer solchen konnte man den übermäßigen Körperumfang Henry Chettles vergleichen. Mit einem Wort: er erinnerte an die Pagoden, wie sie noch heute aus Porzellan dargestellt werden, und deren Dickköpfe man so gern mit einem Stoß des Fingers in Bewegung setzt.

Außer noch einigen andern Schriftstellern, deren Namen nicht auf unsre Zeiten gekommen sind, war im Klub noch Christopher

Marlowe anwesend, der sich soeben mit Ben Jonson wegen seiner Tragödie „Der Jude von Malta" herumstritt.

„Es ist ja ein poetischer Zug in eurem Drama," rief Jonson, „allein in das eigentliche Wesen der Tragödie seid ihr doch nicht eingedrungen."

„Der Tadel eines Guckindiewelt kann mich nicht verstimmen," erwiderte Marlowe mit seinem wilden Lachen. „Es mag sein, daß die rasche Folge schrecklicher Ereignisse in meinem Stücke die Teilnahme der Zuschauer nur äußerlich berührt; aber ich weiß, daß die Hauptfigur des Juden Barrabas, der für die erlittenen Beschimpfungen und für das seinen Glaubensgenossen angethane schwere Unrecht die raffinierteste Rache gegen die Christen ersinnt, durch die Energie seines Charakters imponierend auf das Publikum wirkt. Warum wird das Stück von allen Schauspielertruppen allwöchentlich überall gegeben?"

„Aus Mangel an besseren," höhnte Jonson.

„Ei, dann nehmt ihr doch einmal die Feder in die Hand und übertrefft mich!" rief Marlowe und fügte, auf den eintretenden Shakespeare deutend hinzu, „und den da womöglich auch!"

„Gebt Friede, ihr Herren!" ertönte die Speckstimme Mr. Chettles, dessen Kneipname Sir John lautete. „Beim hohen Himmelsthrone, ich sehne mich nach Ruhe."

„Mir scheint," lachte Jonson, „unser Sir Dickwanst leidet seit seiner letzten Niederlage an Melancholie."

„O," klagte Chettle, „ich bin schmählich abgefallen. Seht mich an, verzehre ich mich nicht? Schrumpfe ich nicht ein?" Dabei tastete er mit seinen Händen auf seinem dicken Leibe herum und fuhr dann fort: „Wahrhaftig, meine Haut hängt um mich herum, wie das Kleid einer Mumie, ich bin so welk wie ein gebratener Apfel."

„Wir wollen miteinander ein paar Flaschen Sekt ausstechen, Sir John," versetzte Shakespeare, der sich inzwischen mit Burbadge am Klubtische niedergelassen hatte. „Das wird euren Lebensgeistern wieder auf die Beine helfen."

„Auf die Beine?" wiederholte der Dicke. „Glaubt ihr, daß

ich meinen Geist in meinen Waden herumtrage? Doch ich will euch den Gefallen thun und euch beim Trinken des Sektes wacker mithelfen. He da, gute Bierkanne," rief er der Wirtin zu, „öffnet die Schleusen eures Kellers und laßt Sekt strömen."

„Ihr steht bei mir schon zu hoch in der Kreide, Sir John," versetzte schnippisch Frau Hurtig, „und da ich gegenwärtig gar keine mehr habe —"

„Schafft euch einen Kreidefelsen an," fiel Chettle ärgerlich ein, die Wirtin grimmig anblickend und mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Blitz, ich bin so melancholisch wie ein Zottelbär."

„Oder wie ein Lincolner Dudelsack," lachte Marlowe.

„Nein," höhnte Jonson, „mehr wie ein fauler Sumpf."

„Du hast die abgeschmacktesten Gleichnisse von der Welt," erwiderte Chettle, während er den neben ihm sitzenden Shakespeare sehr freundlich auf die Schulter klopfte, da er dessen Bestellung an die Wirtin vernommen.

„Unser Sir Fleischkloß sieht jetzt weniger melancholisch aus," spöttelte Jonson.

„Dennoch wollt ich dich wie Pfeffer beißen, wenn du nach mir verlangtest," gab der Gehänselte zurück.

„Weshalb seid ihr heute so grimmig, Sir John?" fragte Burbadge.

„O, wegen einer schändlichen Niederlage, die ich erlitten," versetzte Chettle, auf seinem doppelten Unterkinn herumtastend, wie auf einer Klaviatur.

„Davon haben wir noch nichts gehört," versetzte Shakespeare, dem es darum zu thun war, die Redelust des alten Schwätzers zu wecken und dadurch etwaigen lustigen Fragen auszuweichen, denn trotz allen Geheimhaltens war doch Nachricht von der Aufführung eines neuen Stückes Shakespeares in die Künstlerkreise gedrungen, und wenn Jonson nicht schon längst nach dem Erfolg gefragt hatte, so geschah dies nur infolge des bei ihm aufsteigenden Gefühls von Neid und Mißgunst, zumal ihm die heiteren und glückseligen Mienen Shakespeares und seines Freundes Burbadge mehr verrieten, als ihm lieb war.

Die Wirtin hatte den Sekt herbeigebracht und Chettle den vor ihm stehenden Humpen gefüllt.

„Ich muß erst all meinen Ärger in dem edlen Naß ertränken," erklärte der Dicke, „ehe meine Zunge aus ihrer Ohnmacht erwacht und eurem Wunsche nachkommt. Es ist entsetzlich, wenn man an einer trockenen Leber leidet."

„Die eurige muß mit einer Rosine, die zwanzig Jahre gelagert hat, eine entsetzliche Ähnlichkeit haben," meinte Jonson.

„Wäret ihr ein gelehrter Mediziner," erwiderte Chettle, „so würde ich sie euch als Erbe hinterlassen."

„Und ich würde sie dann in einem Ring als Edelstein tragen," spöttelte Jonson weiter.

Chettle wollte heftig etwas erwidern, wurde aber von Burbadge davon abgehalten, indem derselbe ihn aufforderte, sein Abenteuer zu erzählen.

„Soll ich es wirklich?" fragte Chettle in sehr melancholischem Tone.

„Thut es, Sir Rinderbraten," nickte Marlowe, dem Dicken seine Hand über den Tisch darreichend.

„Ich will eurer Bitte, edles Senfkorn, nachkommen," gab Chettle zurück, „und ihr sollt sehen, daß ihr in mir aufgeht."

„Das würde zu lange dauern," lachte Marlowe, „denn ich müßte mich dann erst einige hundertmal multiplizieren."

„Nur keine Zahlen," bat Chettle mit einem vielsagenden Blick auf die Wirtin.

„Also euer Abenteuer, Sir John," drängten Shakespeare und Burbadge.

„Jawohl, mein Abenteuer," wiederholte Chettle ingrimmig. „Hol die Pest alle feigen Memmen! Wenn Mannhaftigkeit nicht vom Angesicht der Erde verschwunden ist, so will ich ein ausgenommener Hering sein. Gott helfe uns, das ist eine schlechte Welt. Gebt mir ein Glas Sekt! Ich bin ein Schelm, wenn ich heute etwas getrunken habe."

„Jetzt sehe einer den Lügenhans," rief Jonson, „hat er sich nicht eben erst die Lippen vom Trinken abgewischt?"

„Ei was," brummte Chettle, „es kommt alles auf eins heraus." Nachdem er abermals den Humpen geleert, fuhr er, zu Shakespeare und Burbadge gewandt, fort. „Ich ging mit diesen Memmen hier neulich nachts nach Hause, und sie forderten mich auf, eines von den hübschen Trinkliedchen anzustimmen, welche wir aus Holland überkommen haben. Nun, das that ich. Ich konnte aber nichts dafür, daß meines Basses Grundgewalt die Nachtwächter aus ihrem Schlafe rüttelte. Die kamen nun mit ihren Spießen und Stricken auf uns zu, und — hol der Henker alle Memmen! — meine hochnasigen Begleiter suchten das Weite, mit Ausnahme Marlowes, der mit mir gegen die Hunderte anrückender Feinde kämpfte."

„Was?" rief Shakespeare, nur schwer ein Lächeln unterdrückend, „an die hundert, Sir John?"

„Ich will ein Schuft sein," beteuerte der Kahlkopf, „wenn ich nicht ein paar Stunden lang mit ein paar Dutzend von ihnen handgemein geworden bin. Nur durch ein Wunder entkam ich ihren Klauen. Bedenkt nur, ich habe acht Stöße durch das Wams gekriegt und vier durch die Beinkleider. Mein Degen ist zerhackt wie eine Handsäge. Ecce signum!" Dabei zog er seinen Degen aus der Scheide und hielt ihn seinen beiden Zuhörern entgegen.

„Bewundert nur das Meisterstück," höhnte Jonson, „es hat unserm ritterlichen Fleischberg viel Mühe gekostet, ehe er mit seinem Dolche dem Degen die Scharten beigebracht."

„Haltet euren Mund!" schrie Chettle zornig, „die Pest hole alle Memmen! — Jetzt redet ihr einmal, Marlowe, und wenn ihr mehr oder weniger als die Wahrheit sagt, so seid ihr ein Kind der Finsternis."

Nun nahm der Aufgeforderte den Bericht auf: „Es ist ja ganz richtig, wir wurden von einem halben Dutzend Nachtwächter angefallen —"

„Ein Dutzend mindestens, lieber Christopher," schaltete Chettle ein, „und dann banden wir sie."

„Nein," widersprach Marlowe, „das thaten wir nicht."

„O, du Schelm, freilich wurden sie gebunden, oder ich will ein Hebräerjude sein!"

„Wir wehrten uns tapfer unsrer Haut und würden die Kerle auch zurückgeschlagen haben, wenn sie nicht frischen Zuzug bekommen hätten. Diese hieben nun tüchtig auf uns ein."

„Was," unterbrach Burbadge, „ihr fochtet mit allen?"

„Ich wenigstens mit fünfzig," versicherte Sir John, „oder ich will ein fauler Rettig sein."

„Hoffentlich habt ihr niemand getötet?" fragte Shakespeare ironisch.

„Kann's nicht mehr ändern," versetzte der alte Aufschneider achselzuckend. „Zwei Schelmen habe ich die Freude versalzen. Oho, ich führte eine gar scharfe Klinge. Und als die vier Schelme auf mich eindrangen —"

„Ihr spracht doch nur von zweien," korrigierte Shakespeare.

„Vier," wiederholte Chettle eigensinnig, „sie machten alle einen Ausfall auf mich, aber ich, nicht faul, schlug alle ihre sieben Spieße beiseite."

„Es waren ja nur vier," lächelte Burbadge.

„Ja wohl," nickte Chettle, „und zwar Nachtwächter. Jetzt hört recht aufmerksam weiter zu."

„Das soll geschehen," erwiderte Burbadge, ein Stück Kreide zur Hand nehmend, „ich will mir die Zahlen auch merken, Sir John."

„Das thut nur," erwiderte Chettle. „Also diese neun Nachtwächter —"

„Wieder zwei mehr," lachte Shakespeare.

„Sprengte ich auseinander und begann sie wie ein Sturmwind zu verfolgen. Ich ruhte nicht eher, als bis ich sieben von den elfen ihren Teil gegeben hatte."

„Wahrhaftig, Sir John," versetzte Shakespeare mit anscheinendem Ernst, „ihr könnt zaubern, elf Nachtwächter aus zweien zu gestalten, das vermag selbst der Lord-Mayor nicht."

„Ich bin ein Mordskerl, wenn ich einmal anfange," brüstete sich Chettle, seine kleine rote Nase mit dem Finger bearbeitend.

Er wurde in diesem Geschäft durch den Eintritt zweier Männer unterbrochen, von denen der eine der Schriftsteller Robert Greene war, der sich durch seine Theaterstücke, Gedichte und Traktate bereits einen Namen errungen hatte. Ursprünglich Theologe und Pfarrer zu Tollesbury, war er vor einigen Jahren nach London übergesiedelt, da sein unstäter Geist ihm keine Ruhe ließ. In seinen Stücken prunkte er mit klassischer Gelehrsamkeit, doch entbehrten seine Gedanken allen Schwunges und aller Originalität. Auch schrieb er weniger aus innerem Drang, als um des Erwerbes willen und um den Beifall der Menge zu gewinnen. Da er ein ziemlich ausschweifendes Leben führte, so geriet er häufig in Geldverlegenheit, und dies war auch der Grund, weshalb er es heute wagte, im Klub einen Mann einzuführen, bei dessen Anblick sämtliche Anwesende unmutig auffuhren; namentlich Marlowe, der sogleich den Tisch verließ und an dem Kamin Posto faßte.

„Ich bringe einen Gast mit, ihr Herren," begann Greene, auf die schwarzgekleidete Gestalt seines Begleiters zeigend. „Sir Hugh Greedy ist ein Freund unsrer schriftstellerischen Bemühungen und ein Förderer strebsamer Talente."

„Wenigstens werden einige der hier anwesenden Herren aus Erfahrung wissen," fügte Greedy mit einem unangenehmen Lächeln hinzu, „daß ich das Talent gern unterstütze."

„Ja, ja," brummte Chettle, der gleichfalls in Greedys Schuldbuch stand, „und ihnen das Fell vom Leibe ziehe."

Greedy war diese Bemerkung nicht entgangen, weshalb er zu Sir John äußerte: „Wie ich sehe, ist eure Haut noch ganz und erfreut sich sogar jenes Fettglanzes, den nur ein lukullisches Leben erzeugt. Wer hat euch zu dieser Behaglichkeit verholfen?"

„Wenn der Wind aus Westen kommt, höre ich schlecht," erwiderte Chettle, sich auf die andre Seite wendend. Greedy ließ indessen mit seiner Spötterei nicht nach; er deutete auf die rote Nase des Dicken und sagte in seiner boshaften Weise:

„Auch euer Salamander verdankt mir sein Feuer, und wenn ihr einigermaßen der Tugend ergeben wäret, so könnte ich die

Wahrheit, welche ich soeben gesagt, durch den Schwur erhärten: bei diesem flammenden Cherubschwerte!"

Dieser Hohn war dem Kahlkopf doch zu toll, und deshalb rief er mit vor Wut zitternder Stimme:

„Ich wollte, meine Nase fäße euch im Leibe!"

„Gott stehe mir bei," lächelte Greedy, „dann müßte ich ja vor Sodbrennen umkommen. Doch nichts für ungut, ich befinde mich ja hier unter den lustigen Mitgliedern des Klubs zum Eberkopf. Ist es erlaubt, am Stammtische Platz zu nehmen?"

Er ließ seine stechenden Augen rings umher gleiten, doch keiner der Anwesenden ehrte ihn durch eine einladende Handbewegung. Der geldbedürftige Greene fand es daher für geraten, ihm selbst einen Stuhl hinzuschieben.

Marlowe, welcher sein Begegnis mit Greedy in der Taverne des Seefahrers nicht vergessen, dürstete nach einer Gelegenheit, dem unliebsamen Gaste seine hochmütige Unverschämtheit heimzuzahlen. Er hatte bisher unbeweglich am Kamin gestanden, doch wer ihn beobachtete, erkannte in dem Zucken seines Gesichts, in welchem mehr und mehr die dämonische Leidenschaft zu leuchten begann, den nahenden Sturm. Jetzt verließ er seinen Standort, ging auf Greene zu, ließ seine Hand nicht eben sanft auf dessen Schulter fallen und sagte:

„Ich bin bisher ein eifriges Mitglied unsres Klubs gewesen, der sich dadurch auszeichnet, daß nur lautere Elemente ihm angehören, Männer geistiger Bildung, ausgestattet mit dem Verständnis für Kunst und Poesie. Doch ihr, Robert Greene, habt unsern schönen Klub entweiht!"

„Marlowe," unterbrach der Angeredete in großer Verlegenheit, „wie könnt ihr so sprechen."

„Entweiht," wiederholte der Dichter mit erhobener Stimme. „Welch köstliche Abende haben wir hier erlebt, wie oft platzten die Geister aneinander und deckten ihre gegenseitigen Schwächen auf, und wie klärten sich gerade dadurch ihre Ansichten; all das ist jetzt vorüber, und der spiegelglatte See ist zu einem Sumpf geworden!"

„Ganz recht, ein Sumpf," rief Chettle, „und ich komme mir bereits wie ein Irrlicht vor."

„Tränkt euren Docht mit Sekt," versetzte Shakespeare besänftigend, indem er den Humpen Sir Johns wieder füllte.

Marlowe warf beiden einen zornigen Blick zu, fuhr aber fort: „Ich verzichte auf meine Mitgliedschaft, weil mir jetzt die Satzungen des Klubs wie Hohn erscheinen. Greene allein trägt die Schuld, wenn sich Kunst und Poesie von uns wenden, weil wir dem Geiste niedriger Gesinnung die Thür geöffnet haben."

„So ist es," unterbrach Sir John abermals. „Ich trete gleichfalls aus dem Klub aus und gehe in ein Kloster; beim hohen Himmelsthron, ich will mich bekehren, solange ich noch einigermaßen bei Fleische bin, und wo ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer Kirche aussieht, so bin ich ein Pfefferkorn."

„Still, elender Erdkloß!" donnerte Marlowe. „Lege deine Zunge in Ketten, wenn es sich um Mut und Ehre handelt. Wahrhaftig, Robert Greene," fuhr er, seine Fäuste gen Himmel streckend, in größter Leidenschaft fort, „ich verspüre Lust, den Teufel auszutreiben, den ihr uns heute mitgebracht habt."

Greedy, der bisher nur spöttisch gelächelt, stand jetzt auf und maß den kühnen Sprecher mit Blicken des Hasses. Dem dämonischen Ausdruck von Marlowes Augen vermochte er jedoch nicht stand zu halten.

„Freund," ergriff jetzt Greene das Wort, „ich begreife und verstehe euch nicht! Der Gast, den ich eingeführt, ist ein ehrenwerter Mann und ein Freund der Kunst und Poesie."

„Pfui über euch," rief Marlowe, „daß ihr zur Lüge eure Zuflucht nehmt; ihr wißt so gut wie ich und alle hier Anwesenden, daß dieser Mensch, dieser wandelnde Geldsack, trotzdem er zu der Gentry gehört, die erbärmlichste Wucherseele ist, welche in ganz London existiert, daß in seinem Hirnkasten nur Zahlen stehen, und daß er sein bißchen Verstand nur dazu benutzt, seine Mitmenschen ins Unglück zu stürzen. Was weiß denn diese personifizierte Sünde von Kunst und Poesie, darum hinaus, du elende Wucher-

seele, hinaus aus diesem Raum, den wir ausräuchern müssen, damit nichts von deinem vergifteten Atem zurückbleibt."

Er deutete gebieterisch nach der Thür, doch Greedy stürzte, sein Schwert ziehend, auf ihn zu. Ehe er aber den Dichter erreichte, befand sich dessen Degen gleichfalls aus der Scheide, und in wilder Erbitterung kreuzten sich die Klingen der beiden Gegner. Die Anwesenden bemühten sich zwar, das kämpfende Paar auseinander zu bringen, da die Stöße aber ebenso schnell als gewuchtig geführt wurden, so wagte niemand, thatkräftig einzugreifen.

Sir John hatte sich in die entfernteste Ecke des Zimmers geflüchtet, dabei aber seines Humpens nicht vergessen, den er gewissermaßen als Schild vor sich hielt; er schrie abwechselnd Feuer und Wasser und gelobte, jeden Sonntag in die Kirche gehen zu wollen. Ben Jonson und die andern Mitglieder des Klubs hatten sich gleichfalls zurückgezogen; nur Shakespeare und Burbadge suchten nach einer Gelegenheit, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen. Die Wirtin war auf die Straße geeilt, wo sie nach den Konstablern rief.

Inzwischen nahm die Erbitterung der Kämpfenden zu, und Marlowe hatte seinem Gegner bereits mehrere Fleischwunden beigebracht. Greedy, der sich auf seine Fechtkunst viel einbildete, fühlte, daß er es mit einem ebenso gefährlichen als gewandten Gegner zu thun habe, deshalb nahm er seine Zuflucht zu einem Scheinangriff. Er verleitete Marlowe zu einer Parade, durch welche derselbe sich eine Blöße gab. In möglichst engem Bogen ging Greedy um seine Klinge herum, drückte sie mit aller Wucht nieder und stieß hierauf nach der Brust seines Gegners. Die scharfe Spitze der Waffe drang tief ein, Marlowe senkte sofort seinen Degen, seine Kräfte erschlafften, und mit bleichem Antlitz sank er in die Arme des ihn auffangenden Burbadge.

Greedy stand einen Augenblick triumphierend da, dann wandte er sich zur Flucht; doch ehe er noch den Ausgang erreichte, erschien die Wirtin mit mehreren Konstablern, die sich auf den Ruf der Gäste: „Dies ist der Mörder!" sofort seiner bemächtigten.

Der zum Tod getroffene Dichter ward von Shakespeare und

Photo-aquatinte Boussod Valadon & Cie

Tod des Dichters · Marlowe

Burbadge sanft auf den Boden gelegt, wobei sein Haupt auf den Armen der beiden Freunde ruhte. Noch einmal schlug er die Augen auf, blickte Shakespeare an und flüsterte:

„Gebrochen ist der Zweig, der nach den Wolken strebte,
Verbannt Apollos grüner Lorbeersproß!"

Es waren die Worte des Chorus, mit denen Marlowe die Dichtung seines Faust abgeschlossen, und nachdem der seltsame Dichter sie gesprochen, dem durch einen jähen Sturz der Weg in seinem kühnsten Lauf abgeschnitten worden war, hauchte er seine Seele aus, und Friede senkte sich auf das Antlitz nieder, dessen Züge bisher einen wild dämonischen Ausdruck gehabt.

„Schlafe wohl, armer Marlowe," flüsterte Shakespeare, einen innigen Kuß auf des Toten Stirn drückend, „du weißt es jetzt, daß ich dir den Lorbeer nicht neidete. Ach, Richard," rief er in ausbrechendem Schmerze dem Freunde zu, „welchem Wechsel sind wir armen Menschen doch unterworfen!"

„Der Künstler und Poet muß den bitteren Kelch leeren," erwiderte der gleichfalls erschütterte Burbadge, „damit er Meister über alle Stimmungen wird, damit das Glück ihn vor Hochmut bewahrt und das Leid ihn nicht mutlos findet."

„Der Wechsel ist heute für mich zu jäh," versetzte Shakespeare mit gebrochener Stimme, „denn ich werde heruntergestoßen von der Höhe menschlichen Glücks in die Untiefe schmerzlichster Trauer."

„Darum verlaß das Haus des Todes," bat Burbadge, „und überlaß es mir, für unsern toten Genossen zu sorgen."

Shakespeare seufzte tief auf und blickte empor. Er sah die finsteren Mienen Hugh Greedys, der soeben von den Konstablern abgeführt wurde. Die Mitglieder des Klubs waren samt und sonders verschwunden, nachdem sie dem Anführer der Wache das Nötige über den Zweikampf mitgeteilt.

So endete ein Abend, der in Freude und Lustigkeit begonnen, und die widerwärtige Gestalt Hugh Greedys erschien Shakespeare jetzt wie das dunkle Verhängnis, das der Mensch oft selbst über die Schwelle seines traulichen Heims geleitet.

Der furchtbare Kontrast wirkte mächtig auf sein weiches Gemüt, und er nahm daher den Vorschlag des Freundes an, ihm den toten Dichtergenossen zu überlassen und in der frischen Nachtluft die stürmische Flut seiner Gedanken und Gefühle zur Ruhe zu bringen.

Ohne Plan und Ziel irrte der Dichter durch die menschenleeren Gassen. Der Mond schien hell und klar und beleuchtete seinen Weg. Doch in jeder dunklen Ecke erblickte Shakespeares Phantasie das bleiche Antlitz des getöteten Marlowe und die steinernen Züge seines Mörders.

„So will ich den grimmen Tybald gestalten," flüsterte Shakespeare zusammenschauernd, und indem er diesem Gedanken nachhing, vergaß er allmählich die Außenwelt und versenkte sich in jene schönere der Poesie. Das tote Antlitz Marlowes verschwand, und schelmisch blickte Puck ihn an; und mit diesem neckenden Kobold zog der ganze Reiz der Märchenwelt wieder in sein Herz, und wenn er sich auch düsterer Bilder nicht gänzlich zu entziehen vermochte, so gelangten dieselben doch nach und nach in den Kreis seines schaffenden Genius. Er gedachte der rührenden Erzählung von Romeo und Julia, und die unheimliche Gestalt Hugh Greedys verwandelte sich gänzlich in jene des blutigen Tybald, vor welchem es ihm aber jetzt nicht mehr graufte. Die Gebilde seines Sommernachtstraums verwebten sich mit jenen des hohen Liedes der Liebe, wie er die rührende Geschichte von Romeo und Julia bezeichnete. Seine schaffende Phantasie erweiterte jedoch die Handlung, und indem er wieder des toten Marlowe gedachte, schuf er für das neue Trauerspiel, welches bereits in seinem Kopfe kreiste, eine neue Gestalt.

„Er war ein wilder Gesell, der arme Marlowe," sagte William zu sich, „aber doch nicht schlecht. Die unselige Händelsucht war sein Verderben. Diesen Fehler soll auch ein lebenslustiger, liebenswürdiger Kavalier besitzen, den ich den Personen des Stücks zufügen will. So werde ich die trübe Erfahrung dieser Nacht am besten los. Merkutio will ich meinen lieben Raufbold taufen und Greedy-Tybald soll sein Gegenstück sein.

Beide sind die Vertreter der Streitsucht, allein wie diese Leidenschaft bei Merkutio aus einer überkräftigen Natur, aus einer frischen, fröhlichen Thatenlust entspringt, so muß der Zuschauer in dem schwarzgallichten Tybald nur die finstere Seele seines blinden Hasses sehen: Mein Merkutio muß aber auch Poesie besitzen, die Märchenwelt darf für ihn kein fremdes Reich sein."

William Shakespeare hatte sich eben durch seinen Sommernachtstraum so sehr in das luftige Reich der Elfenwelt versetzt, daß er noch immer nicht aus dem schönen Traum zu erwachen wünschte. Mit einer wahren Genugthuung rief er daher: „Mein Merkutio muß ein herziges Märchen erzählen, und ich will es ihm erfinden!"

Eine immer heiterere Stimmung bemächtigte sich des Dichters, und als die Sterne erbleichten, der Mond verschwand und das junge Tageslicht die Schatten der Nacht verjagte, da war es ihm, als ob alles, was er seit gestern erlebt, nur ein Traum gewesen sei.

Dennoch vergaß er nicht sein Versprechen, das er Sir Robert durch Dick gegeben, und als die Feuerkönigin am Himmel erschien, wendete er seine Schritte dem Straßengewirr von Blackfriars zu, wo er endlich vor dem kleinen Hause Vater Timothys stehen blieb.

Lucy öffnete ihm die Thüre und zeigte sich hocherfreut, daß der von ihr verehrte Dichter das bescheidene Daheim ihres Großvaters durch seinen Besuch auszeichnete.

„Sir Longsword und Dick warten bereits auf euch, Master Shakespeare," redete sie den eintretenden Dichter an, ihm die Thür des Wohnzimmers öffnend.

„Gott segne euren Eingang," rief der greise Timothy dem Dichter zu, „ich hätte nicht geglaubt, daß mir je die hohe Ehre zu teil werden würde, euch hier begrüßen zu dürfen."

„Thut ihr doch wahrhaftig," lachte Shakespeare „als ob ich zu der Gentry oder gar zu der Nobility des Landes gehörte."

Lucy hatte inzwischen den in ihrem Zimmer verweilenden Robert und Dick die Ankunft des Dichters gemeldet. Beide eilten jetzt über die Schwelle, und jeder ergriff Shakespeares Hand, ihn zu dem großen Erfolge des gestrigen Abends beglückwünschend.

„Ich danke euch, meine Freunde," erwiderte der Dichter, mit einem Seufzer hinzufügend: „doch könnt ihr mir auch kondolieren."

„Wieso?" fragte Timothy besorgt. „Ist euch Unheil widerfahren?"

Shakespeare vermochte nicht sogleich zu antworten. Die Wehmut übermannte ihn. Als er endlich die nötige Fassung gewann, um Marlowes trauriges Ende mitzuteilen, sah er die Trauerbotschaft in sehr verschiedener Weise aufgenommen.

„Gott gebe seiner Seele den ewigen Frieden!" äußerte Timothy sanft. „Unsre Bühne verdankt ihm so manches Gute."

Robert und Dick dagegen begnügten sich nicht mit diesem Ausspruch; vielmehr erwachte der Zorn, den sie gegen Greedy im Herzen trugen, und der junge Edelmann rief:

„Jetzt wird doch endlich der Elende den verdienten Lohn bekommen!"

„Man hat ihn hoffentlich festgenommen?" fragte Dick.

Shakespeare bejahte stumm. Das Bild des bleichen Marlowe war wieder vor seine Seele getreten, und die wunderbare Wandlung, welche der Tod in den sonst so wild verzerrten Zügen hervorgebracht, gab seinem Nachdenken reichlichen Stoff.

„Laßt uns jetzt gehen," äußerte er nach einer Weile, „denn die Stunde naht, wo wir uns im Schloßhof zu Whitehall einfinden sollen."

„Wohin begibt sich die Königin?" fragte Robert.

„Nach eurer Heimat Bedford," erwiderte Shakespeare, „zur Falkenbeize."

Der Dichter verabschiedete sich von dem greisen Timothy und seiner lieblichen Enkelin und trat mit Robert und Dick den Weg nach dem königlichen Residenzschlosse an.

In dem geräumigen Hofe von Whitehall herrschte bereits reges Leben. Zahlreiche Falkoniere ordneten sich mit ihren Gerätschaften zu einem langen Zuge. Pagen hielten den Zelter der Königin und die feurigen Rosse ihres Gefolges. Eine Abteilung der Leibtrabanten bildete Spalier, und die jüngsten zwei Pagen

bedeckten den Weg, welchen die Monarchin bis zu ihrem Zelter zurückzulegen hatte, mit Teppichen.

Ein Offizier der Leibwache wollte Shakespeare und seinen beiden Gefährten den Eingang in den Hof verwehren, zeigte sich jedoch außerordentlich höflich, als er zur Antwort erhielt, daß man sich auf Befehl ihrer Majestät eingefunden habe. Der Dichter stellte sich mit Robert und Dick seitwärts auf, und sie brauchten nicht mehr lange zu warten, denn bald kündigten Trompetenklänge das Erscheinen der Monarchin an. Die Soldaten präsentierten ihre Spieße und die Pagen salutierten. Jetzt tauchte die Gestalt Elisabeths unter dem breiten Thorbogen auf. Die lange Schleppe ihres grünsamtenen Kleides, das der hohe aufrechtstehende Kragen verzierte, wurde von zwei Edelknaben getragen. An ihrer Seite schritt Graf Essex, auf dessen linker Hand die Rechte der Monarchin ruhte. Hinter Elisabeth kamen die Hofdamen, denen sich ein Zug von Kavalieren anschloß.

Als Elisabeth des Dichters ansichtig ward, winkte sie ihn herbei und sagte in gütigem Tone:

„Ist dies dort der junge Robert Longsword? und der Knabe daneben wohl das gerühmte Genie?“

Shakespeare verneigte sich.

„Sagt mir, Master Shakespeare,“ fuhr Elisabeth fort, „benutzt ihr Poeten auch die Nacht zu euren Arbeiten?“

„Je nach unsrer Stimmung, Majestät.“

„Wenn die eurige der meinigen gleicht, so müßt ihr in den letzten zwölf Stunden viel gedichtet haben; ich vermochte wenigstens den Zauber eurer Märchenwelt nicht zu vergessen, sie ging sogar in meine Träume über. Wann gedenkt ihr das Stück zu beenden?“

„Ich habe es bereits vollendet, Majestät,“ entgegnete Shakespeare ziemlich verlegen und mit einem Seitenblick auf Essex.

„Dann muß der Lord-Kämmerer für baldige Aufführung sorgen. Doch jetzt führt mir den jungen Longsword vor.“

Auf einen Wink Shakespeares nahte sich der junge Edelmann, seine Kniee vor der Beherrscherin Englands beugend.

Elisabeth betrachtete die edle Gestalt des Jünglings mit Wohlgefallen und flüsterte Essex zu: „Es ist hart, wenn Jugend und Schönheit unter einem schweren Schicksal seufzen müssen.“ Sie wendete sich hierauf direkt an Robert und sagte: „Der Verhaftsbefehl, welchen die Sternkammer gegen euch erlassen, ist zurückgenommen.“

„Ich danke, eure Majestät!“

„Was wollt ihr jetzt aber in dem großen London beginnen, da ihr aller Mittel entblößt seid?“

„Gott sorgt für alle seine Geschöpfe, er wird auch meiner nicht vergessen.“

„Das ist eine fromme Denkungsart,“ äußerte Elisabeth, den jungen Edelmann noch fester anblickend. „Meint ihr nicht auch, daß es Fürsten gibt, welche sich des Hilflosen annehmen?“

„Es ist wohl möglich,“ versetzte Robert, „mein armer Vater jedoch starb im Gefängnis, und er war ein braver Mann.“

„Euer Vorwurf trifft mich nicht,“ erwiderte die sich leicht verletzt fühlende Königin stolz, „denn euer Vater suchte nicht bei mir Hilfe, und für ein Urteil der Sternkammer bin ich nicht verantwortlich.“

Essex winkte dem jungen Edelmann zu, schnell ein andres Thema anzuschlagen, worauf Robert nach kurzer Pause begann:

„Die Pläne, welche mich hierher nach London geführt, haben ihre Berechtigung verloren. Ich wollte meinen Vater an seinem Feinde rächen, doch ist Hugh Greedy in letzter Nacht der irdischen Gerechtigkeit verfallen.“

„Sprecht deutlicher, Sir,“ drängte Elisabeth, worauf Robert, von Shakespeare unterstützt, den blutigen Vorgang der letzten Nacht erzählte.

Die Königin blickte finster.

„Ich habe den Dichter des Tamburlaine und des Juden von Malta nicht persönlich gekannt,“ sprach sie in langsamem Ton, „wohl aber der Aufführung seiner Stücke beigewohnt. Es war viel Wildes und Verworrenes in seiner Poesie, die einem niederstürzenden Bergstrom glich, der die Gefilde des Thals er-

schreckt. Aber er war dennoch ein von der Vorsehung Auserwählter, ein begnadeter Dichter. Wer vermag ihn zu ersetzen? Jeder Mord ist verwerflich, doch ein solcher greift in das Herz eines jeden für Poesie empfänglichen Menschen. Es gibt keine Qual, die für diesen elenden Greedy zu grausam wäre. Er soll es teuer büßen, das Lebenslicht eines wirklichen Dichters ausgelöscht zu haben."

Sie stand eben im Begriff, den ängstlich harrenden Dick vor sich zu bescheiden, dem sich ein wunderlich aussehender alter Mann mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe beigesellt hatte, als am Eingange des Schloßhofes der Sheriff mit mehreren Konstablern erschien, welche den gefangenen Hugh Greedy in ihrer Mitte führten.

Die Königin blickte streng auf die sich ihr nähernde Gruppe. Plötzlich rief sie dem Sheriff zu:

„Wie könnt ihr es wagen, einen Mörder in den königlichen Schloßhof zu führen?"

Der Beamte salutierte mit seinem weißen Stabe, dann erwiderte er ehrfurchtsvoll:

„Hugh Greedy gibt vor, ein Geheimnis zu wissen, dessen Kenntnis für eure Majestät von höchster Wichtigkeit sei, doch will er es euch nur unter der Bedingung sagen, daß ihr ihm seine Freiheit versprecht."

Elisabeth lachte zornig auf, vermochte aber ihrer weiblichen Neugierde nicht zu gebieten. Essex bemerkte ihr Schwanken und suchte ihr den Gedanken, auf Greedys Forderung einzugehen, auszureden, indem er äußerte:

„Sobald eure Majestät dem verabscheuungswürdigen Verbrecher den Zutritt gestattet, so seid ihr verpflichtet, ihm seine Bitte zu gewähren, selbst wenn das Geheimnis, welches er eurer Majestät anvertrauen will, sich noch so gering erweist, denn Gnade bringt die königliche Nähe."

„Welche Beredsamkeit ihr doch entwickelt, Graf," spöttelte die Monarchin, „fast will es mich bedünken, als ob ihr die Aussage jenes Greedy fürchtetet."

Essex zeigte ein verächtliches Lächeln, ohne den Verdacht zu ahnen, welcher in Elisabeths Seele erwacht war, seitdem Shakespeare die unvorsichtige Äußerung über des Grafen Anwesenheit in London gethan. Die Königin wandte sich zu ihren Hofdamen und rief die Gräfin Nottingham herbei, mit ihr einige Worte wechselnd. Die kurzen Antworten der Lady schienen auf die bereits erregte Königin einen eigentümlichen Reiz zu üben, und während Elisabeth den Befehl erteilte, den Gefangenen vorzuführen, haftete ihr zorniger Blick auf dem Grafen Essex.

Hugh Greedy bat um ein heimliches Gehör, und sein Wunsch fand Erfüllung, indem die Monarchin sämtliche Anwesende zurücktreten ließ.

„Zunächst will ich eurer Majestät gestehen," begann der knieende Sir, „daß meine That mich aufrichtig reut. Doch will ich eurer Majestät Zeugen vorführen, welche erhärten werden, daß ich von Christopher Marlowe in einer Weise beleidigt worden bin, die es meiner Ehre zur Pflicht machte, ihn zum Zweikampf herauszufordern. Wir haben ehrlich mit einander gekämpft, und er ist gefallen. Unsre peinliche Gerichtsordnung enthält jedoch keine Strafbestimmungen gegen den Zweikampf, und somit bin ich auch kein Mörder. Ich weiß, daß die Richter mir meine Freiheit zurückgeben müssen, sobald der Thatbestand festgestellt ist; dennoch bitte ich eure Majestät, mich jetzt schon auf freiem Fuß zu lassen, wogegen ich mein Ehrenwort verpfände, keinen Schritt weit aus London zu weichen, ehe das Gesetz nicht über mich entschieden hat."

Die juristisch gebildete Königin sah ein, daß das Recht sich auf Greedys Seite befand. Sie übte daher um so lieber Gnade gegen ihn, weil er dadurch gleichzeitig sein Versprechen erfüllen und ihr das Geheimnis entdecken mußte.

„Wohlan denn," entschied sie nach kurzem Bedenken. „Ihr sollt bis zur Fällung des Richterspruches frei sein, sobald ihr gegen mich das erfüllt, was ihr versprochen."

Es waren nur wenige Worte, welche Hugh Greedy der Monarchin zuflüsterte, aber sie übten auf sie eine namenlose

Wirkung. Elisabeth schrie laut auf und krampfte die Hände. Als Essex mit dem übrigen Gefolge besorgt herbei eilte, stieß sie den Grafen mit den Worten zurück:

„Geht nach Haus zu eurem Weibe! Hier ist eures Bleibens nicht länger. Hinweg!" wiederholte sie, mit dem Fuße zornig stampfend, während sie der Lady Nottingham einen vielsagenden Blick zuwarf.

Mit vor Zorn gerötetem Antlitz schleuderte sie ihren Jagdspieß einem der zunächststehenden Pagen zu, gab dem Sheriff den gemessenen Befehl, den Gefangenen frei zu lassen, und eilte mit hastigen Schritten in den Palast zurück.

Im Hofe standen überraschte Gruppen. Zu ihnen gehörte auch Shakespeare mit seinen beiden Genossen. Plötzlich fühlte er einen kräftigen Schlag auf seiner Schulter, er wandte sich um und blickte in ein ihm wohlbekanntes Gesicht, das von einer Narrenkappe umgeben war, und dessen schmale Lippen jetzt in ausgelassener Heiterkeit zu singen begannen:

„Laß weinen das getroffene Tier,
Das freie spielt im Feld;
Denn weinen dort und lachen hier:
Das ist der Lauf der Welt!"

Es war Lord Hunsdons aus der Mode gekommener Narr, der stets im Schloßhofe zu finden war, wenn sein Herr in den Büreaus der Kämmerei verweilte.

6.

Neues Schaffen.

Die irdischen Reste des unglücklichen Marlowe waren zur Erde bestattet, und der Schmerz seiner Freunde und Bekannten war dadurch etwas zurückgedrängt worden, daß bei ihnen das Gefühl der Erbitterung um sich gegriffen hatte, welches infolge der Lossprechung Greedys von jeder Schuld entstanden war. Der Mörder ging frei umher und trug ein triumphierendes Lächeln zur Schau.

„Meiner Rache entgeht er dennoch nicht," äußerte Robert zu Shakespeare, dem er sich mit Dick nach dem Begräbnis angeschlossen hatte.

„Überlaßt die Rache dem Himmel," erwiderte der Dichter, „und glaubt meiner Erfahrung, daß sich schon hier auf Erden alles rächt. Freilich tritt uns diese Vergeltung nur selten sichtbar vor Augen, denn Gott straft in aller Stille. Er wird auch Hugh Greedy nicht vergessen. Laßt es mich euch durch ein Beispiel klar machen. Ich beschäftige mich gegenwärtig mit der Geschichte zweier Familien, die sich in aller nur erdenklichen Art anfeindeten und vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurückschreckten. Diese Feindschaft erbte von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis die Vorsehung die thörichten Menschen endlich durch ihre Kinder strafte, in denen eine gegenseitige Zuneigung erwacht war. Alles

Wüten und Eifern der Alten fruchtete nichts, denn da das junge Paar sich im Leben nicht angehören durfte, so vereinigte sie der Tod. Die Eltern standen trauernd an den Leichen ihrer Kinder, und indem sie die strafende Hand Gottes erkannten, tilgten sie den Haß in ihrer Brust und versöhnten sich. So rächt Gott das Unrecht der Menschen, und so wird einst auch Hugh Greedys Stunde ohne euer Zuthun schlagen."

Robert reichte dem edeldenkenden Dichter die Hand, sie herzlich schüttelnd.

„Warum seht ihr aber so trübe?" fragte ihn Shakespeare.

„Meine Zukunft bekümmert mich," gestand Robert seufzend. „Ich rechnete auf die Fürsprache von Essex bei der Königin und gab mich der Hoffnung hin, irgend eine für meinen Stand passende Anstellung zu erhalten. Das jähe Ende jener Audienz hat mich jedoch um alle meine Aussichten gebracht, und ich muß fürchten, daß die Monarchin mir jetzt feindlich gesinnt ist, da der in Ungnade gefallene Essex mein Fürsprecher war."

„Da seht mich einmal an, Sir Longsword," mischte sich jetzt Dick in das Gespräch, „trage ich den Kopf nicht noch ebenso hoch wie vordem? Ihr habt doch wenigstens die Majestät gesprochen, ich dagegen hatte nur die Angst. Das weiß der Kuckuck, die Königin hat ein verwünscht strenges Gesicht, so daß ich mir unwillkürlich den Buckel hielt, und ihr Lächeln ist so sauertöpfisch, daß es einem das Wasser im Munde zusammenzieht. Ich bin recht froh, daß sie mich nicht deklamieren ließ, denn ich bin fest überzeugt, daß ich stecken geblieben wäre."

Shakespeare lachte. „Was willst du aber jetzt anfangen?" fragte er; „am Ende bleibt dir doch nichts andres übrig, als zu dem Buchhändlerstand zurückzukehren."

„Eher verdinge ich mich bei Jahrmärkten und Kirchweihen als Hanswurst," erklärte Dick sehr bestimmt. „Ihr habt mir ja gesagt, Master Shakespeare, daß ihr eines Darstellers weiblicher Rollen sehr benötigt. Nun also, hier bin ich!"

„Hast du vergessen, daß man selbst das niedrigste Handwerk erst erlernen muß?" erwiderte Shakespeare im Tone leisen Vor-

wurfs. „Warum soll also der Mensch im höchsten was es gibt, in der Kunst, gleich ein Meister sein?"

Der Knabe blickte beschämt zu Boden.

„Obgleich ich," fuhr Shakespeare fort, „kein Freund unsrer Kindertheater bin, weil ihre Vorstellungen mit der Kunst nur wenig zu thun haben, so wäre es mir doch lieb gewesen, wenn du als Kapellknabe deine Lehrzeit begonnen. Du hättest dann deinen Lebensunterhalt gehabt und mein Freund Burbadge würde dich für die Bühne ausgebildet haben."

„Der Kuckuck hole Hugh Greedy!" rief Dick ärgerlich; „hätte er die Audienz nicht gestört und der Königin die heimliche Vermählung des Grafen nicht verraten, so trüge ich wahrscheinlich jetzt schon die Uniform der Kapellknaben."

Während dieses Gesprächs hatte man die Wohnung Shakespeares erreicht. Der letztere setzte bereits den Thürklopfer in Bewegung, als Southampton die Gasse heraufgeritten kam und allen dreien freundlich zuwinkte. Am Hause angelangt, schwang er sich rasch vom Pferde, dasselbe einem der zahlreichen Jungen zum Halten gebend, die damals damit ein Geschäft betrieben.

„Ich bringe gute Nachrichten," rief der junge Graf. „Meinem Freunde Essex scheint wiederum die Sonne königlicher Gnade."

Ein Ruf freudiger Überraschung bildete die Antwort.

„Wie ist das so schnell gekommen?" fragte Shakespeare.

„Wer vermag den Launenwechsel Elisabeths zu bestimmen und nach einem Grunde zu forschen?" gab Southampton zurück. „Trotzdem die Nottingham, Burleigh und andre guten Freunde nichts unversucht gelassen haben, die Gunst der Königin dem Grafen dauernd zu entziehen, nahm sie ihn dennoch in allen Gnaden wieder auf. Ihren weiblichen Stolz hatte Essex beleidigt, da er sich nicht von ihr diejenige bestimmen lassen wollte, welche sie für ihn zum Weibe ausersehen. Da es jedoch Lady Walsingham war, mit der sich Essex heimlich vermählt, so unterdrückte sie ihren Zorn, der großen Verdienste des Kanzlers von Lancaster gedenkend. Sie mochte wohl auch bereuen, daß sie sich gegen Essex hatte aufhetzen lassen, denn sie schenkte ihm heute

morgen einen kostbaren Siegelring und begleitete die Gabe mit den bedeutungsvollen Worten, ihr denselben, wenn sie ihm jemals zürnen sollte, zu senden. Sie werde ihm dann stets verzeihen."

„Der Graf verdient das Vertrauen und die Gnade der Monarchin," erwiderte Shakespeare erfreut, „und es ist gut, daß er durch das Geschenk des Ringes gegen seine Feinde am Hof sozusagen gefeit ist."

„Einen seiner Hauptgegner sind wir vorerst los," versetzte Southampton, „Walter Raleigh ist heute mit seinem Schiff in See gegangen. Da die Königin jetzt nicht besonders gut auf ihn zu sprechen ist, so könnt ihr Kempe sagen, daß er als Zettel dem Eselskopf, ohne Anstoß zu erregen, immerhin eine gewisse Ähnlichkeit mit Raleigh verleihen darf. Die Königin wird nur darüber lachen."

„Soll der Sommernachtstraum denn bei Hofe aufgeführt werden?" fragte Shakespeare nicht ohne Staunen.

„Natürlich," nickte Southampton, „die Königin freut sich außerordentlich auf die Vorstellung."

„So zürnt sie mir nicht, daß ich die heimliche Hochzeitsfeier des Grafen Essex —"

„Durch euer prächtiges Märchen verherrlichtet?" beendete Southampton. „O nein, sie scherzt jetzt sogar darüber, nennt euch den Puck unter den Dichtern und rühmt euern Koboldmut, mit dem es euch gelungen, sie zu täuschen. Jetzt aber zu euch, Sir Longsword," wandte er sich an diesen. „Mein Freund Essex hat heute morgen zu euern gunsten gesprochen, und die Königin läßt euch durch mich zu einer Audienz entbieten; nehmt daher die Beine unter den Arm und eilt nach Whitehall."

Die Mitteilung Southamptons rief bei Robert eine große Freude hervor; er dankte dem liebenswürdigen Grafen und verabschiedete sich eilig.

„Nunmehr kommt Dick an die Reihe," fuhr Southampton lustig fort, seine Hand auf die Schulter des ziemlich niedergeschlagen aussehenden Knaben legend. „Ihr sollt gleichfalls vor der Königin erscheinen."

Dick riß die Augen weit auf.

„Was er dort soll, weiß ich freilich nicht, vielleicht hat er etwas Schreckliches begangen, und die Monarchin will ihn eigenhändig hinrichten.“

„O,“ rief Dick, sich an den Hals fassend, „ich bin mir durchaus keiner Sünde bewußt. Ich weiß es besser, was die Majestät von mir will.“

„Nun, was denn?“ lächelte Southampton.

„Sie will — doch nein, das sage ich erst, wenn ich von Whitehall wieder zurückkomme.“

Damit eilte der Knabe pfeilgeschwind davon.

Southampton und Shakespeare blickten ihm lachend nach, bis er um die Ecke verschwunden war, dann bestieg der Graf wiederum sein Pferd, während der Dichter sich nach seiner Wohnung verfügte, um an der bereits begonnenen Tragödie „Romeo und Julia“ weiter zu arbeiten und durch neue, selbständige Behandlung des allbekannten Stoffes, sowie durch psychologische Vertiefung des gegebenen Verwurfs demselben ein erhöhteres Interesse zu verleihen.

In seiner Arbeit wurde er durch Timothy unterbrochen, der von dem Regisseur Heminge entsendet worden war, um dem Dichter einen von Hunsdon erlassenen Befehl mitzuteilen, daß der Sommernachtstraum noch an demselben Abende in dem weißen Saale von Whitehall vor der Königin aufgeführt werden sollte.

Shakespeare zeigte sich nicht eben sehr erfreut darüber, da sich in dem königlichen Schloß die für eine theatralische Aufführung erforderlichen Einrichtungen nicht vorfanden, trotz der Vorliebe Elisabeths für diese Kunstgattung. Gleichwohl konnte sie nur in ihrem eigenen Palast einer Theatervorstellung beiwohnen, da in den neuentstandenen Schauspielhäusern noch keine Vorrichtung getroffen worden war, der Inhaberin des Thrones den Besuch zu ermöglichen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Auch war das Publikum zu bunt und ausgelassen und ermangelte jenes rücksichtsvollen Anstandes, wie er heutzutage in unsern Hoftheatern zu finden ist. Da also die Königin nicht ins Theater

kommen konnte, so blieb kein andres Auskunftsmittel übrig, als daß das Theater zur Königin kam, und zwar in Gestalt der Truppe des Lord-Kämmerers, welche dafür durch ein Honorar von dreißig Nobel (etwa einhundertachtzig Mark) belohnt zu werden pflegte. Gewöhnlich fanden derartige Vorstellungen bei Hofe an großen Festtagen statt, wie am Weihnachts- und Dreikönigsabend, zu Lichtmeß und zur Fastnacht. Da diese wenigen Vorstellungen der theaterliebenden Königin jedoch nicht genügten, so verwendete sie ihre Kapellknaben, die ursprünglich nur den Singchor in der Kirche bildeten, zu theatralischen Zwecken. Diesem gegebenen Beispiele waren alsbald sämtliche Knabenchöre der Residenz gefolgt, und da die Theater fortwährend junge Leute zur Darstellung der Frauenrollen bedurften, so konnten diese Kindertheater sehr leicht zu Vorschulen und Pflanzstätten der Bühne eingerichtet werden.

Diese Kindertheater erfreuten sich eines außerordentlich guten Besuchs, denn die Sache war etwas Neues, und außerdem wurden die Knabentruppen vom Hofe begünstigt, was schwer in die Wagschale fiel. Der freundliche Beifall des Publikums verleitete leider die jugendlichen Darsteller zu großen Anmaßungen, so daß sie schließlich vor einer Konkurrenz mit den Mitgliedern des Blackfriarstheaters nicht zurückschreckten, bis ihnen Shakespeare später in seinem Hamlet eine verdiente Zurechtweisung zukommen ließ. Als nämlich in dem genannten Drama der Prinz den Hofmann Rosenkranz befragt, ob die Schauspieler aus der Stadt noch dieselbe Achtung genießen, wie sonst, erhält er zur Antwort: „O nein, denn da ist eine Brut von Kindern, Nestlinge, kaum aus dem Ei gekrochen, die bis zum Überschnappen der Stimme schreien und ganz grausam dafür beklatscht werden."

Nachdem Timothy sich seines Auftrags bei Shakespeare entledigt, eilte er zu den übrigen Mitgliedern der Truppe, um ihnen dasselbe anzukündigen. Der gute Alte ahnte nicht, daß sich inzwischen in seinem Häuschen eine Szene ereignete, deren Folgen ihn später mit geteilten Gefühlen erfüllten.

Robert Longsword war nämlich in freudiger Erregung aus

Whitehall zurückgekehrt und Lucy bis in die Küche gefolgt, wo das junge Mädchen sich soeben damit beschäftigt gehabt, einen Teig zu kneten. Zu diesem Zwecke hatte sie die Ärmel ihres Kleides aufgeschürzt, verbarg aber jetzt die mit Mehl bestaubten Arme hinter ihrem Rücken.

„Was kommt ihr denn so hereingestürmt, Sir Robert?" fragte sie verschämt, „man hat ja nicht einmal Zeit, seine Toilette zu ordnen."

„Ihr seht gerade so ganz reizend aus, Miß Lucy," erwiderte Robert fröhlich, „auch würde es mir das Herz abgedrückt haben, wenn ich erst lange hätte warten müssen, ehe ich euch mein Glück verkünden könnte."

„Euer Glück?" erwiderte das junge Mädchen aufhorchend.

„Mein Glück, Miß Lucy. Ich komme von einer Audienz, welche mir Königin Elisabeth gegeben."

„Ach, du grundgütiger Himmel," rief Lucy erschrocken, „und meine armen Hände sind noch ganz von Mehl; das ist ja höchst despektierlich. Nein, Sir Robert, wenn ihr mir von unsrer hochverehrten Königin etwas erzählen wollt, so müßt ihr hinausgehen."

„Ja," lachte Robert, „wie kann ich euch dann aber etwas erzählen?"

„Ach," stotterte Lucy verlegen, „ich meine nur so lange, bis ich meine Arme und Hände von dem Mehl gesäubert habe. Und dann, dann —" fügte sie rasch hinzu, „dann komme ich ins Zimmer."

„Ich muß euch schon gehorchen, Miß Lucy," erwiderte Robert, „nur bitte ich euch, meine Geduld auf keine zu harte Probe zu stellen."

Damit verließ er die Küche und betrat den Wohnraum, welchen er mit jener freudigen Ungeduld durchmaß, wie sie uns Menschen eigen ist, wenn Lust und Wonne unsre Brust schwellt.

Lucy ließ nicht lange auf sich warten, sie hatte ihren Küchenanzug mit einem himmelblauen Hauskleide vertauscht, welches ihr reizend zu Gesicht stand.

„Jetzt erzählt, Sir Robert," begann sie, die Falten ihres Kleides glättend. „Ich bin furchtbar neugierig."

„Das ist ein Vorzug eures Geschlechts," scherzte der junge Edelmann, „denn man nimmt die Neugierde keinem Mädchen übel."

„Man befriedigt aber nur selten unsre Neugierde, wie wir es möchten," sagte Lucy bedeutungsvoll.

„Das ist ein indirekter Vorwurf für mich," lächelte Robert. „Ich will das Versäumte indessen schnell nachholen und mit der Thür ins Haus fallen."

„Ach ja, fallt," scherzte Lucy, in die kleinen Hände klatschend, „aber nur recht schnell!"

„Hebt ihr mich dann aber auch wieder auf?" versetzte Robert in demselben Tone.

„Das ist eine neugierige Frage," schalt lächelnd Lucy, „die einem Manne nicht zukommt."

„Ihr habt recht! So vernehmt also, daß ich bei der Königin zur Audienz war —"

„Ach," seufzte Lucy, „das habe ich schon lange vernommen. Wo bleibt denn der Fall?"

„Er kommt gleich. Doch haltet euch mit beiden Händen am Stuhle fest, damit ihr nicht allzusehr davon erschüttert werdet."

Lucy kam der Aufforderung in komischster Weise nach und schnitt dabei ein so ängstlich schalkhaftes Gesicht, daß der junge Edelmann laut auflachen mußte.

„Ich war also bei der Königin —"

„Ach Gott!" ächzte Lucy, das Haupt wie erschöpft zur Seite neigend.

„Sie war sehr gnädig gegen mich —"

Lucy hob das Köpfchen wieder empor.

„Versicherte mich, angesichts der vielen harten Erfahrungen meiner Jugend, ihrer Teilnahme, und —"

„Und?" wiederholte Lucy erwartungsvoll und sich ein wenig vom Stuhle erhebend.

„Haltet euch fest," mahnte Robert, „oder ich muß eine noch längere Pause machen."

Lucy drohte ihm mit dem Finger.

„Und teilte mir mit," fuhr Robert fort, „daß ich — nun ratet einmal!"

Lucy sprang ärgerlich auf, ging ans Fenster und versetzte schmollend: „Und sagte euch wahrscheinlich, daß ihr ein ganz ungalanter junger Edelmann seid, der arme Mädchen zur Verzweiflung bringen kann."

„Das sagte die Königin nicht," lächelte Robert, „wohl aber, daß sie für meine Zukunft gesorgt und mich als Sekretär in dem Ressort des Grafen Essex angestellt habe, und zwar mit einem Jahresgehalt von dreihundertfünfzig Pfund!"

„Mein Gott," erwiderte Lucy mit einem tiefen Atemzuge, „dann seid ihr ja ein Millionär!"

„Wenn ich so ein dreitausend Jährchen von der Luft leben wollte," lächelte Robert, „so würde ich wohl auf dieses Prädikat Anspruch machen können. Ich verspüre jedoch keine Lust zu dieser Hungerkur, zumal mir die Kochkunst einer gewissen Miß Lucy meinen verloren gegangenen Appetit wiedergegeben hat."

„Bei euch weiß man auch nicht, ob ihr im Ernst sprecht oder nur scherzt," erwiderte das junge Mädchen, nach den aufgeblühten Knospen der am Fenster stehenden Rosen sehend.

„Ich spreche immer nur im Ernst," versicherte Robert mit komischem Pathos. „Ich bin der Königin zu großem Dank verpflichtet, daß sie meinem Leben wieder einen Gehalt gegeben, dennoch thut es mir leid, daß ich aus eurem trauten Kreis scheiden und mir in der Nähe von Essexhouse eine Wohnung mieten muß."

Lucy entfärbte sich. Es war ihr zu Mute, als ob ihr kleines Herz still stehe. Sie neigte sich zu ihren Blumen tief herab und entgegnete mit umflorter Stimme:

„Ihr wollt uns verlassen, Sir Robert? Darauf war ich nicht gefaßt, und es thut mir sehr leid."

„Wirklich, Miß Lucy?" fragte Robert, dem errötenden jungen Mädchen näher tretend und ihre Hand erfassend. „Das freut mich!"

Lucy blickte unwillig zu ihm empor, doch er fuhr fort:

„Weil ich aus eurem Bekenntnis ersehe, daß ich euch nicht gleichgültig geblieben bin, deshalb nehme ich auch eure Güte in Anspruch und bitte euch, mir beim Suchen einer passenden Wohnung behilflich zu sein, die Frauen haben darin mehr Geschick und Geschmack, als wir Männer. Es muß aber eine sehr hübsche und behagliche Wohnung sein," fügte er nach einer kleinen Pause bedeutungsvoll hinzu, „da ich mich bald zu verheiraten gedenke."

Lucy schrak zusammen, als ob sie einen Natterbiß empfangen hätte. Nur mit großer Mühe vermochte sie die Frage herauszustoßen:

„So besitzt ihr wohl schon eine Braut?"

„Ich vermag darauf nicht zu antworten," versetzte Robert ausweichend. „Lieb aber wäre es mir, wenn ihr auch in diesem Punkt —"

„Ich soll euch doch nicht etwa auch eine Frau suchen?" rief Lucy mit hervorstürzenden Thränen, ihre zierliche Hand dem Spötter entziehend.

„Nein, das nicht," versetzte Robert. „Ihr sollt mir nur sagen, ob die Beschreibung des Mädchens, welches ich heimzuführen gedenke, euren Beifall findet."

„O," erwiderte Lucy, nur schwer ein Schluchzen unterdrückend, „ich verstehe mich ganz und gar nicht auf solche Beschreibungen, ich bin ein schlichtes, einfältiges Mädchen, das — das am besten wieder in die Küche geht und —"

„Nein," widersprach Robert sanft, „ihr müßt mich erst anhören. Stellt euch also ein schlankes Mädchen vor mit einer elfenhaften Gestalt. Eine Fülle des herrlichsten goldblonden Haares fließt auf ihre Schultern herab, ihre großen, dunkelblauen Augen blicken freundlich in die Welt und wenn sie lächelt, erscheinen auf ihren Wangen zwei reizende Grübchen. Was meint ihr zu meiner Beschreibung?"

„Daß ihr sehr übertrieben habt," platzte Lucy heraus, hielt aber erschrocken inne, da Robert in ein fröhliches Lachen ausbrach.

„Jetzt sagt mir nur noch eins, Miß Lucy, glaubt ihr wohl, daß mich das Mädchen lieb haben könnte und mir ihre Hand reichen würde?"

„Das weiß ich gar nicht," versetzte die verwirrte Lucy, deren Antlitz bald blaß, bald rot erschien, „da — da müßt ihr schon mit dem Großvater des Mädchens reden." Bei diesen Worten bedeckte sie ihre Augen mit beiden Händen und lief eilig in die Küche zurück, deren Riegel sie hastig vorschob.

Robert blickte ihr mit einem glückseligen Lächeln nach und stand eben im Begriff, sich nach seinem Zimmer zu verfügen, als der Klopfer draußen an der Thür in Bewegung gesetzt ward.

Robert eilte hinaus und öffnete. Der Einlaßbegehrende war Dick. Mit einer unnachahmlichen Gravität schritt der Knabe nach dem Wohnraum, stellte sich dort in eine Positur, die einem Balletttänzer Ehre gemacht haben würde, und äußerte zu Robert im Tone vornehmer Herablassung:

„Seht auf mich. Wer schaut wohl so aus?"

„Ein Pfau," lautete die kurze Antwort, „nur fehlt das Rad, das er in seinem Übermute schlägt."

„Das kann ich auch," meinte Dick und vollführte einen kunstgerechten Purzelbaum.

Robert berührte seine Stirn und fühlte ihm in komischer Art nach dem Pulse. „Die Audienz bei der Königin hat dich wohl den Verstand gekostet, mein lieber Junge?"

„So fragt mich, nachdem ich zum erstenmal aufgetreten bin," erwiderte Dick stolz.

„Erkläre dich deutlicher."

„Ich bin Mitglied des Korps der königlichen Kapellknaben geworden, erhalte morgen meine Uniform, weiß und blau mit Silber, empfange freie Kost und Wohnung und beziehe ein monatliches Taschengeld von zehn Schilling."

„Das freut mich um deinetwillen," rief Robert freudig, dem Knaben die Hand schüttelnd, „so hat dein Vortrag also der Königin gefallen?"

„Hm," versetzte Dick mit einer geringschätzenden Kopfbe-

wegung, „ihr denkt sehr gewöhnlich von unsrer Monarchin, deren Blick tiefer ist als der gewöhnlicher Menschen. Als sie mich sah, hatte sie gleich genug."

„In diesem Falle verlief die Audienz allerdings sehr kurz," schaltete Robert lächelnd ein.

„Was ihr da sprecht," versetzte Dick verächtlich. „Ich wollte mit meinen Worten sagen, daß sie mein Talent bereits erkannt hatte, noch ehe ich ihr etwas vordeklamiert. Auch meinte sie, dies sei nicht nötig, da Graf Essex mich bereits gehört. Ich weiß zwar nicht, wo und wann dies geschehen, doch lächelte sie mich dabei sehr freundlich an. Ich bin ihr außerordentlich dankbar und werde mich bemühen, ihre Zufriedenheit zu erringen."

„Dann wandeln wir dieselbe Bahn," rief Robert, das Ergebnis seiner Audienz dem aufhorchenden Dick mitteilend.

Es läßt sich denken, daß das Mittagsmahl sehr fröhlich verlief und Vater Timothy an dem Glücke seiner beiden Mieter herzlichen Anteil nahm. Nur Lucy zeigte sich etwas einsilbig, auch waren ihre hübschen Augen zumeist zu Boden gesenkt.

Als am späten Abend Timothy von Whitehall wieder zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, daß Shakespeares Sommernachtstraum auch bei Hofe einen großen Erfolg errungen und die Königin ihm ihren Beifall ausgesprochen habe. Den Spaß mit dem Eselskopf und dessen Bedeutung hatte sie sehr wohl verstanden, wenigstens ging dies aus einer Äußerung hervor, welche sie gegen den Dichter, ihm freundlich mit der Hand drohend, gethan, indem sie sagte: „Gut für euch, mein lieber Master Shakespeare, daß Walter Raleigh nach dem Goldlande schwebt. Ihr würdet wohl schwerlich einer Herausforderung entgangen sein."

Doch ein ebenso feines Verständnis hatte sie für die im Stück enthaltene Schmeichelei gezeigt, wo von einer Königin die Rede ist, die als „hohe Vestalin im Westen thront."

„Morgen," berichtete Timothy weiter, „geht der Sommernachtstraum zum erstenmal in Blackfriarstheater in Szene. Das Haus wird ausverkauft, und ich bin gewiß, daß viele Wiederholungen des Stückes stattfinden werden."

„Das ist mir lieb zu hören," rief Robert mit einem vielsagenden Blick auf Lucy, „dann werde ich der Vorstellung bei meiner Hochzeitsfeier gleichfalls beiwohnen und mir einbilden, daß ich Graf Essex sei, dem zu Ehren der Sommernachtstraum über die Szene geht."

„Wollt ihr euch vermählen?" fragte der hoch aufhorchende Timothy.

„Allerdings," nickte der junge Edelmann, „und zwar mit einem reizenden Mädchen. Ehe sie jedoch ja sagt, muß ich mit ihrem Großvater reden."

„Ei, so thut es," versetzte der ahnungslose Timothy.

„Ich bin eben dabei," erwiderte Robert lächelnd, auf den alten Mann und Lucy deutend.

„Ihr wollt doch nicht etwa damit sagen, daß ihr meine Lucy meint?" erwiderte Timothy ängstlich.

„Das ist allerdings meine Absicht," bestätigte Robert, jetzt mit der vollen Wahrheit herausrückend.

In dem Antlitz des alten Mannes erschien ein wehmütiger Zug, der ihm auch verblieb, als er jetzt sagte:

„Ihr seid ein achtbarer junger Edelmann, und meine Lucy könnte unter Umständen sich glücklich schätzen, daß ein so vornehmer Freier um sie wirbt. Aber dennoch —"

„Nun — dennoch," unterbrach Robert gespannt.

„Ihr müßt mir Zeit zur Entscheidung lassen," bat Timothy. „Noch vermag ich euch die mich bestimmenden Gründe nicht anzugeben, doch so viel kann ich euch sagen, daß sich Lucy vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht verheiraten darf."

Mit Roberts Fröhlichkeit war es vorbei. Er gab sich alle Mühe, Timothy zu einem Geständnis zu bringen, allein derselbe blieb fest und hüllte sich zuletzt in ein düsteres Schweigen. Lucy weinte still vor sich hin und Dick schnitt grimmige Gesichter.

Als er sich endlich mit Robert zur Ruhe begab, äußerte er in verdrießlichem Tone:

„Ihr seid ein sehr voreiliger Herr, Sir Robert, der mir in allem vorgreift, ich bin daher froh, von morgen an in Whitehall zu wohnen."

Robert forderte den jungen Übermut auf, sich deutlicher auszusprechen, allein Dick wickelte sich fester in seine Decke und murmelte nur:

„Sehr voreilig, das muß ich gestehen . . . ."

Vater Timothys Vermutung, daß Shakespeares Sommernachtstraum sich einen nachhaltigen Erfolg erringen werde, bestätigte sich in vollem Maße, und an jedem Tage, an welchem eine Aufführung des Stückes stattfand, wurden die Plätze im Theater von der eindringenden Menge geradezu gestürmt. Der Dichter wurde sehr vielen vornehmen Leuten vorgestellt, und eines Tages erhielt er auch von Lord Hunsdon eine Einladung, ihn zu besuchen. Shakespeare ließ nicht lange auf sich warten, denn der seltsame Lord, welcher ihm früher unangenehm erschienen war, hatte sein Mitleid erregt und interessierte ihn jetzt. Der große Menschenkenner betrachtete ihn als eine Studie, als ein Rätsel, nach dessen Lösung er trachtete.

Heinz, der ausrangierte Narr, befand sich heute nicht auf der Flur neben dem Studierzimmer seines Herrn, vielmehr erblickte ihn Shakespeare beim Eintritt in das Gemach zu Füßen des Lords. Er saß mit gekreuzten Beinen auf einem niederen Taburett und lächelte, aus einer Thonpfeife rauchend, zu seinem Herrn empor, der sich heute in einer ganz andern Gemütsverfassung befand, als wie damals, wo er dem Dichter Stoff zu einem Familiendrama gegeben. Das Zimmer war auch heute nicht verdüstert, sondern das Tageslicht strömte ungehindert herein. Die Vorhänge des anstoßenden Kabinetts waren dagegen zugezogen.

Die Gesichtsfarbe des Lords zeigte gleichfalls eine Veränderung; die hageren Wangen waren rosig angehaucht und der Blick der Augen war ungemein freundlich. Sein langer, weißer Bart, sowie das glänzend weiße Haupthaar verliehen ihm etwas ungemein Ehrwürdiges, auch erschien seine hohe Gestalt heute durchaus nicht gebückt und hinfällig.

Beim Eintritt Shakespeares streckte er diesem die Hand entgegen und rief in herzlichem Tone:

„Willkommen, lieber Master Shakespeare! Ich bin euch großen Dank schuldig."

„Ich wüßte nicht wofür, eure Lordschaft," versetzte dieser.

„Euer Sommernachtstraum hat all meine trüben Gedanken verscheucht," fuhr Hunsdon fort, die Hand des Dichters immer noch festhaltend. „Eure Poesie hat vermocht, was keinem Sterblichen gelungen wäre. Ich atme wieder freier, ich empfinde neue Lebenslust und bin," fügte er, auf Heinz deutend, hinzu, „sogar zu Narrheiten aufgelegt."

„Insofern du auf meinen Schultern liegst, Väterchen," gab Heinz zurück, „hast du allerdings recht. Immerhin aber ist es ein schlimmes Zeichen, wenn ein vernünftig sich dünkender Lord sich auf die Narrheit stützt."

„Du wirst ungezogen," rief Hunsdon, dem Narren einen leichten Schlag versetzend.

„Das kommt von deiner schlechten Erziehung," spottete der retirierende Heinz. „Warum bist du so oft unzurechnungsfähig? Da muß deine Umgebung ja närrisch werden."

„Ich bitte dich, höre mit deinen Wortspielen auf," rief der Lord ärgerlich, „denn mir wird übel!"

„Das ist eine sehr natürliche Folge," kicherte der Narr und fuhr, zu Shakespeare gewandt, fort: „Du mußt nämlich wissen, daß Väterchen mich gebeten, ihm den Duft von Walter Raleighs Kraut in die Nase zu blasen; das habe ich denn auch redlich gethan, wie du an diesem Pfeifchen, dessen Inhalt noch glimmt, ersehen kannst. Er glaubte, mir einen Streich zu spielen und mich taumeln zu machen. Doch nun ist *ihm* übel und mir so wohl, wie einem gewissen Tiere, das unter keinen Umständen hoffähig ist."

„Jetzt packe dich!" gebot Lord Hunsdon.

Heinz erfaßte den Kragen seiner bunten Jacke und hielt ihn in die Höhe.

„Er ist unverbesserlich," äußerte Hunsdon zu dem Dichter, „und doch ist er ein gar getreuer Diener, den ich nicht missen möchte."

„Weil wir zusammen passen, Väterchen," ergriff Heinz abermals das Wort, indem er sich dem Lord nahte und über dessen Haare strich. „Dir fehlt der Witz und mir deine trübe Laune, so gleichen wir uns aus, und wenn ich mein fünfzigjähriges Jubiläum feiere, so schenke ich dir meine Narrenkleider." Damit sprang er über den zunächst stehenden Stuhl und zog sich unter ironischen Verbeugungen zurück.

Hunsdon war ernster geworden. „Es ist schlimm," äußerte er, „daß in den Worten des Schuftes immer ein Körnchen Wahrheit liegt. Diese Thatsache könnte einen allerdings selbst zum Narren machen, besonders da es in unsrer nüchternen Welt keinen neckischen Puck gibt, der die Zauberkraft besitzt, unser krankes Gemüt wieder zu heilen. Wie gesagt, lieber Master Shakespeare, euer Sommernachtstraum hat mein Herz erquickt. Es war ein wohlthuender Sommerregen nach heißen, brennenden Tagen. Leider verdunstet er nur zu rasch und die Sonne beginnt wieder zu brennen."

Seine Mienen hatten jetzt wieder den Zug der Trauer angenommen. Er schritt durch das Gemach und fuhr nach einer Pause fort:

„Nur eines hat euer Stück, das mir nicht gefallen will."

Shakespeare blickte ihn fragend an.

„Die Töchter gehorchen da ihren Vätern nicht. Es könnten freilich auch Söhne sein und —"

Tiefe Melancholie sprach jetzt aus seinen Zügen.

„Ich will nächstens ein Fest geben," fuhr er, den Arm an die Wand lehnend und den Kopf darauf stützend, fort: „Es soll dabei Komödie gespielt werden. Damit die Lustigkeit der Gesellschaft aber nicht einen zu hohen Grad erreicht, so möchte ich ein Stück mit einem tragischen Schluß haben. Könnt ihr mir ein solches verfassen?"

„Ich habe gerade ein solches unter der Feder," entgegnete Shakespeare. „Doch weiß ich nicht, ob euch die Handlung genehm sein wird. Es handelt von zwei Familien, die sich befehden, und von deren Kindern, die sich wider den Willen der Eltern vermählen und dafür den Tod erleiden."

Der Lord erhob die rechte Hand und versuchte zu sprechen. Ein aufsteigender Schmerz schnürte ihm jedoch die Kehle zu und erst nach einer Pause erwiderte er:

„Das . . . ist eine harte Strafe, aber . . . eine gerechte. Ich wünsche das Stück zu sehen. Vielleicht —"

Er atmete tief und schmerzlich auf und begann zu wanken. Shakespeare sprang herbei und stützte ihn.

„Heinz hat recht," lächelte Hunsdon wehmütig, „mir ist übel geworden."

Er setzte eine auf dem Tisch stehende Klingel in Bewegung, deren Ton sofort den Narren herbeirief. Als derselbe den veränderten Gemütszustand seines Herrn bemerkte, wurden seine Mienen traurig.

„Verhülle die Fenster," gebot ihm der Lord, „und ziehe die Vorhänge des Nebengemachs zurück."

Heinz nahte sich dem Lord, kniete vor ihm nieder, erfaßte seine Hand und drückte sie an seine Wangen.

„Thränen, Heinz?" rief Hunsdon in schmerzlicher Bewegung. „Es muß schon schlimm um mich stehen, wenn Narren weinen."

„Du thust mir nur wehe," erwiderte Heinz, „da du so oft mit mir die Narrheit wechselst."

Der Lord antwortete nichts, sondern deutete gebieterisch nach den Fenstern. Mit einem Seufzer zog der verblichene Narr die Gardinen zu, während er die andern öffnete. Hunsdon wandte sich noch einmal an Shakespeare, indem er mit Nachdruck sagte:

„Die ungehorsamen Kinder erleiden den Tod, aber unsre Seele weint ihnen nach, bis ans Ende der Dinge. Ich will das Stück sehen — und weinen, weinen, weinen!"

Er lehnte für einen Augenblick sein weißes Haupt auf den Kopf des Narren, dann schritt er langsam nach dem geöffneten Nebengemach, wo noch immer die umflorten Bilder hingen.

Heinz drängte Shakespeare hinaus, und während dieser die Treppen hinabstieg, hockte er sich auf den Boden nieder und verhüllte sein Gesicht. Dem Dichter aber wollte es bedünken, als ob der Narr weine.

7.

Romeo und Julia.

Die Schauspielkunst, welche unter den Griechen und Römern den Grad hoher Vollendung erreicht gehabt und Namen wie Roscius, Pylades und Bathyllos aufzuweisen hatte, war allmählich in einer solchen Weise wieder gesunken, daß sie zum Verfall der Sitten nicht wenig beitrug. Dies war denn auch der Grund, weshalb sie von dem erstarkenden Christentum mit besonderer Heftigkeit bekämpft wurde.

Gleichwohl sollte die Kirche die Wiege einer neuen dramatischen Kunst werden. Aus den kirchlichen Wechselgesängen der Liturgie entwickelten sich nach und nach die geistlichen Schauspiele, und die frühesten Spuren davon reichen in England und dem westlichen Europa bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts hinein. Die Laienwelt konnte und sollte die Bibel nicht lesen, daher empfahlen sich diese geistlichen Spiele (Mysterien), welche nur von Geistlichen, Mönchen und Klosterbrüdern aufgeführt wurden, als das kürzeste, lebendigste und zugleich anziehendste Mittel, um das Volk mit der biblischen Geschichte und den Legenden der Heiligen bekannt zu machen. Diese Einrichtung, den Laien die geschichtlichen Bestandteile des Gottesglaubens plastisch vor Augen zu führen, bewährte sich, und deshalb ging man noch einen Schritt weiter, indem in das Bereich der Auf-

führungen auch das Dogmatische, d. h. die christliche Glaubenslehre, mit verflochten wurde. Diese Mirakelspiele verdrängten, namentlich in England, rasch die Mysterien; beide Gattungen jedoch wurden in der Kirche aufgeführt. Da aber alsbald von Päpsten und Konzilien den Geistlichen die Mitwirkung untersagt wurde, und außerdem ihre Zahl für den wachsenden Personalbestand der Stücke nicht mehr ausreichte, so wurden Küster, Ministranten und Laienbrüder zu den Aufführungen zugezogen. Die Aufnahme dieser weltlichen Elemente konnte nicht ohne Folgen bleiben, und es machte sich alsbald fühlbar, daß die geistlichen Schauspiele sich immer mehr von der Stätte ihrer Geburt entfernten. So kam es, daß das Schauspiel nicht mehr im Innern der Kirche geduldet, sondern auf den Vorplatz verwiesen wurde. Doch auch hier war seines Bleibens nicht allzulange, da bei dem Gedränge der Zuschauer die um die Kirche liegenden Gräber betreten und beschädigt wurden. So gelangten die dramatischen Darstellungen Schritt für Schritt auf Straße und Markt hinaus, wo sie sich hinsichtlich ihrer Darsteller und ihres Inhalts sehr verweltlichten.

Vornehmlich waren es die Zünfte, welche sich der Mirakelspiele bemächtigten, und alsbald besaß eine jede Zunft ihr selbstständiges Repertoire. Auf die Herstellung und Ausschmückung des Schaugerüstes, auf Kostüme und dergleichen wurden beträchtliche Summen verwendet und die Darsteller angemessen bezahlt. So erhielt beispielsweise der Darsteller des Gottvater zwei Schillinge, jene des Teufels und Judas je achtzehn Pence. Herodes dagegen drei Schillinge vier Pence, weil er, wegen seines furchtbaren Wütens, eine sehr anstrengende Partie war.

Das bewegliche Schaugerüst, auf welchem gespielt wurde, konnte, gleich dem griechischen Thespiskarren, mit leichter Mühe nicht nur durch die Gassen, sondern auch von einer Stadt zur andern gefahren werden. Die Aufführungen beschränkten sich jetzt nicht mehr auf die hohen Kirchenfeste, sondern man zog in den Städten des Landes herum, wo entweder ein Jahrmarkt abgehalten wurde, oder die Schaulust des Publikums überhaupt

nach Bühnenspielen verlangte. Weil die Einnahmen sehr glänzende waren, so gaben viele der Zunftgenossen ihr Handwerk auf, und zu ihnen gesellten sich wandernde Sänger (Minstrels), Spaßmacher und Taschenspieler (Joculatoren). Auf diese Weise entstanden die herumziehenden Schauspielertruppen, welche in England bereits um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einen eigenen Stand bildeten. So besaß schon Richard III. als Herzog von Gloucester seine eigene Schauspielertruppe, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren in allen Teilen Englands theatralische Darstellungen bekannt. Es bestanden einzelne Truppen unter den Bezeichnungen: „die Schauspieler des Königs," „des Prinzen Schauspieler," „die Schauspieler aus der Kapelle" u. s. w. Schon damals war also die Sitte aufgekommen, daß von einzelnen fürstlichen Personen Schauspielertruppen gehalten wurden, die dann die Erlaubnis bekamen, den Namen ihres Protektors als Firma anzunehmen und unter solcher im Lande herumzureisen.

Es war natürlich, daß das Repertoire sich mehr und mehr erweiterte und zu den Mirakelspielen sich noch eine andre Gattung gesellte, nämlich jene der Moralitäten. Sie erhielt diesen Namen, weil in ihr Sittenlehren als Persönlichkeiten dargestellt wurden. Der lehrhafte und moralisierende Charakter, welcher den Mirakelspielen inne wohnte, wurde in den Moralitäten nur erhöht und fortgebildet.

Die persönliche Darstellung der Tugend und der Sünde, der Armut und des Reichtums, des Alters und des Todes, der Welt und der Seele u. s. w. wurden nunmehr die Träger der Hauptrollen. Die allegorische Auffassungsweise war damals dem Volke ungleich geläufiger als heutzutage; außerdem wurde es durch die beiden Rollen des Teufels und des Lasters, die als komische Personen für die Belustigung der Zuschauer zu sorgen hatten, für eine etwaige Langweiligkeit der Allegorie entschädigt.

Der nächste Schritt in der Entwickelung des Dramas war der, daß man anfing, unter die allegorischen Figuren Gestalten aus dem wirklichen Leben einzumischen, die teils die Sitten und Modethorheiten der Zeit versinnbildlichten, teils Persönlichkeiten

aus der geschichtlichen Vergangenheit vorführten. Das Volk fand an dieser Neuerung großes Wohlgefallen, und indem die Allegorie allmählich sich in den Hintergrund gedrängt sah, wurde einerseits der Übergang zum Lustspiel, anderseits jener zur Historie angebahnt.

Neben den Moralitäten entwickelte sich noch eine andre Gattung der dramatischen Poesie. Es waren dies die sogenannten Interludes (Zwischenspiele). Dieselben stammten aus dem Altertum, wie denn überhaupt der Chor der altgriechischen Tragödie nach und nach zum bloßen Zwischenspiel herabsank und das vorgeführte Stück in eine bestimmte Zahl von Teilstücken oder Akten zerlegte. Diese Zwischenspiele dienten dem Zuschauer als Ruhepunkte, und da sie die künstlerische Illusion weder gänzlich unterbrechen, noch das Publikum ermüden sollten, so mußten die Interludes verschiedene Formen annehmen. Entweder sollte das Zwischenspiel die Überleitung von einem Akt zum andern bilden und demgemäß in einer inneren oder äußeren Beziehung zum Stück bleiben, oder aber nur zur Erholung des Zuschauers dienen. Im letzteren Fall mußte es mehr auf einen Gegensatz zu dem Stück gerichtet sein, wie ihn z. B. der Kontrast des Komischen und Tragischen darbot. Auch nahm man seine Zuflucht zur Musik oder zur Pantomime. Aus der letzteren gingen die Späße der Clowns und Hanswürste hervor, sowie die sogenannten Rüpelspiele. Auf den Mummenschanz der englischen Bühne wirkte der aus Nachahmungen des griechisch-römischen Chors hervorgegangene Prolog noch mit ein, der sich zu allerlei dramatischen Formen entwickelte. Erst mit der Ausbildung der Orchestermusik verschwand allmählich diese Gattung von Zwischenspielen, und die Musik füllte die Zwischenakte aus.

Das letzte Stadium seiner Entwickelung legte das englische Drama mit erstaunlicher Schnelligkeit zurück, und zwar war es die Reformation und der Humanismus, welche dazu den mächtigen Anstoß gaben und das gesamte geistige Leben der Nation durchdrangen. Mirakelspiele und Moralitäten waren auf dem Boden des Katholizismus entstanden, mußten jetzt aber, wo die Macht

der römischen Kirche erschüttert war, absterben. Die dramatische Poesie trat sozusagen in den Dienst der Reformation, und die Bühne erhob sich eine Zeitlang zu einer zweiten Kanzel. Dichterische und schauspielerische Talente, welche bisher den Provinzbühnen angehört hatten, deren Mitglieder in Wirtshäusern und passenden Höfen spielen mußten, und nur selten den Vorzug genossen, die Hallen der Gildehäuser bewilligt zu bekommen, sie alle strömten jetzt der Reichshauptstadt zu, wo das in der Bildung begriffene berufsmäßige Theater naturgemäß seinen Hauptsitz aufgeschlagen hatte. Hier wurden die ersten wirklichen Theater erbaut, und ihre beträchtliche Anzahl lieferte den unzweideutigen Beweis für die allgemeine Volksbeliebtheit des Schauspiels. Mit der Befestigung des Protestantismus durch die Königin Elisabeth gewann das Theater immer mehr an Freiheit und Ausdehnung, zumal die Monarchin das Schauspiel entschieden begünstigte. Zwar erhoben die puritanischen Eiferer ihre Stimmen, um das Theater, das sie für eine Unsittlichkeit erklärten, wie das Tanzen um den Maibaum, zu verfolgen, doch der Sinn für die Kunst und Poesie wurzelte in dem englischen Volke bereits zu fest, als daß das Geschrei dieser Zeloten irgend etwas erreicht hätte.

Doch nicht nur im Volk fand sich dieser Sinn für dramatische Poesie. Die Wiederbelebung der klassischen Studien lenkte die Aufmerksamkeit der Universitäten und andern gelehrten Anstalten, sowie des Hofes und der höheren Aristokratie auf das antike römische Drama. Seneca erfreute sich der ungeteiltesten Beliebtheit, und zahlreiche lateinische Dramen wurden aufgeführt. Wenn nun auch die Bestrebungen der Humanisten keinen besonderen Ausschlag gaben, so lenkten sie doch die Aufmerksamkeit der jüngeren Dichter auf das Antike, wie man aus den fünf Dramen Shakespeares — Julius Cäsar, Antonius und Kleopatra, Coriolan, Timon von Athen und Troilos und Kressida — ersehen kann. So wirkte also allmählich die Bildung der höheren Stände auf das Volk.

Da die feindlichen Angriffe der Puritaner und ihrer Anhänger fortdauerten, so wandten sich die Schauspieler des Lord

Leicester, welche sich einer besonderen Bevorzugung erfreuten, an ihren Protektor, denselben bittend, ihnen zu dem Besitz eines eigenen Theaters in unmittelbarer Nähe der Stadt behilflich sein zu wollen.

Der Lord-Mayor und die Aldermen von London, welche gleichfalls gegen das Theater eine feindselige Stellung einnahmen, hatten nämlich im Jahre 1575 verlangt, daß ihnen über die in der City aufzuführenden Stücke eine amtliche Probeaufsicht erteilt werde, und daß die Hälfte der Einnahmen zu frommen Zwecken verwendet werden sollte. Alle Gegenvorstellungen der Schauspieler halfen nichts, der Lord-Mayor und sein Anhang bestanden auf ihrer Forderung, welcher sie noch hinzufügten, daß die Schauspieler sich in der City auf Privatvorstellungen zu beschränken hätten und an Sonntagen gar nicht spielen dürften. Die Folge davon bestand darin, daß die Schauspieler ihre eigenen, von Holz erbauten Schauspielhäuser errichteten und sich so durch die sogenannten „Freiheiten von London" schützten. In dem Bezirk und der Freiheit von Blackfriars, dem ehemaligen Kloster der schwarzen Mönche, entstand das nach diesem Bezirk genannte Theater, das schon 1576 eröffnet wurde, und zwar durch den Vater von Richard Burbadge. Ein Jahr später erstanden zwei weitere Schauspielhäuser, und zwar das sogenannte „Theater" und „der Vorhang". Im Jahre 1578 zählte man bereits acht kleinere und größere Schauspielhäuser, welche alle sozusagen vor den Thüren der City lagen, wodurch sie einerseits der Gerichtsbarkeit des gestrengen Lord-Mayors entrückt worden waren, ohne anderseits das ihnen vorzugsweise aus der City zuströmende Publikum zu entbehren.

Die Theater teilten sich in zwei Gattungen, nämlich in die öffentlichen und in die Privattheater. Die letzteren waren oben gedeckt, während bei dem ersteren der obere Zuschauerraum offen blieb. Derselbe wurde von der Bühne durch ein Geländer, sowie durch einen wollenen oder seidenen Vorhang getrennt, der auf einer eisernen Stange lief und sich nach beiden Seiten öffnete. An den drei Seiten des Zuschauerraums zog sich, nach dem Vor-

bild der Wirtshaushöfe, ein Balkon herum, der den heutigen Logen entsprach und für das bessere Publikum bestimmt war. Ein zweiter, höherer Balkon diente für das Orchester, während der ebenerdige Teil, das ziemlich tief liegende Parterre — auch Hof oder Grube genannt — fast nur Stehplätze enthielt. Die Besucher dieses Raums erhielten durch Shakespeare den Namen „Gründlinge".

Im Hintergrund der Bühne befand sich ein acht Fuß hohes Gerüst, der bereits erwähnte Balkon, welcher zu verschiedenen Zwecken diente. Aber auch im Hintergrunde der Bühne befanden sich Logen für das Publikum, und junge Aristokraten, sowie solche, welche für die Kritik den Ton angaben, nahmen sogar auf der Bühne selbst Platz. Leider ward während der Vorstellungen auch geraucht, und hinter den Gentlemen standen deren Diener, um ihnen die kurzen Pfeifen zu stopfen.

Die Eintrittspreise stellten sich ziemlich niedrig; ein Stehplatz im Parterre kostete in Theatern niederen Ranges nur einen Penny, in Blackfriars dagegen sechs Pence. Für die besseren Plätze auf den Galerien und in den Logen auf der Bühne stellte sich der Preis auf einen Schilling. Das Eintrittsgeld wurde am Eingange in eine Büchse gesteckt, die der Kassierer dem Eintretenden darreichte. Die Theaterbesucher waren meist Männer, und die wenigen Frauen erschienen nur mit Masken vor dem Gesicht, da zu jener Zeit noch kein so feiner Ton im Zuschauerraum herrschte, wie dies glücklicherweise heutzutage der Fall ist.

Was die szenische Ausstattung betraf, so war das Publikum Shakespeares leicht zu befriedigen. Es besuchte das Theater nicht, um Dekorationskünste wie das gemalte Venedig mit seinen Kanälen, Gondeln und Schwänen zu sehen, oder chemische Sonnenaufgänge zu bewundern, denn noch existierten derartige Wunderwerke nicht; es kam auch nicht besonderer musikalischer Genüsse wegen, da Opern erst mit der Restauration auftauchten; es begnügte sich vielmehr mit der überaus einfachen szenischen Ausstattung, und nur auf das Kostüm der Darsteller verwendete man ziemlich verschwenderische Summen. Auf historische Treue der Garderobe

wurde nicht gesehen, sondern nur auf den äußerlichen Glanz, der sich auch auf die Waffen, Harnische und Helme erstreckte. Es kam gar nicht darauf an, ob ein Samtmantel sechzehn bis zwanzig Pfund kostete, was umsomehr heißen will, als der Verfasser eines Stückes für dasselbe nur vier bis acht Pfund erhielt.

Trotz aller Kleiderpracht bildete die dramatische Dichtung den hauptsächlichsten Anziehungspunkt, und wenn man bedenkt, wie bescheiden der szenische Apparat und wie beschränkt der Schauplatz selbst gewesen, so muß man allerdings zugestehen, daß Shakespeares Publikum dem Dichter ein größeres poetisches Verständnis entgegen gebracht hat, als sich das heutige dessen rühmen darf. Wir können füglich sagen: Auch Shakespeares Drama war in einer Krippe geboren, aber um so gewaltiger gestaltete sich die Kraftfülle, in welcher die an der Schwelle der höchsten Popularität angelangte Kunst sich entwickelte.

Rasch war der Dichter in der Gunst des Publikums gestiegen; seit der Aufführung des Sommernachtstraumes hatten die Theaterlustigen der Hauptstadt nur die eine Frage: „Wann wird ein neues Stück von Shakespeare aufgeführt?"

Als daher die an den Pfählen der Hauptstraße angeschlagenen Theaterzettel, durch welche bereits seit den sechziger Jahren zu den Vorstellungen eingeladen wurde, die erste Aufführung von Romeo und Julia verkündeten, ging eine gewisse Erregung durch die ganze Stadt.

Die Tragödie hatte ursprünglich in dem Privatkreise des Lord-Kämmerers zuerst in Szene gehen sollen; infolge der andauernden düsteren Gemütsstimmung Lord Hunsdons war aber davon wieder abgesehen worden. Als aber der Tag der Aufführung anbrach, fühlte sich der alte Herr wieder vollkommen frisch und munter, weshalb er die Einladung zu einer Abendgesellschaft ergehen ließ, welche nach Schluß der Vorstellung stattfinden sollte.

Er befand sich heute unter den Besuchern des Blackfriarstheaters, dessen Räume sich für die Zahl des herandrängenden Publikums viel zu klein erwiesen. Es konnte buchstäblich kein

Apfel zur Erde fallen, und selbst die für die Musik bestimmte Loge war zu hohem Eintrittspreis verkauft worden.

Was Wunder auch, spielte doch Burbadge den Romeo und Shakespeare den Bruder Lorenzo.

Die rührende Geschichte von dem traurigen Schicksal Romeo und Julias war dem Volke nicht fremd, da eine größere Anzahl von Gedichten und Novellen ihn behandelt hatten und er so gewissermaßen volkstümlich geworden war. Die vielfachen Feinheiten jedoch, welche Shakespeare in diese Tragödie verwoben, wirkten noch dazu, die Begeisterung des aufhorchenden Publikums zu steigern. Die reizende humoristische Gestalt des Merkutio mit seinem duftigen Märchen von der Fee Mab, welche in einem aus einer Nußschale verfertigten Wagen fährt, der mit Geschirren von Spinnweben und Mondschein versehen ist, riß das Publikum zum rauschenden Beifall hin, und nicht minder wohlthuend wirkte die zweite, von dem Dichter geschaffene Gestalt des Grafen Paris. Wie Shakespeare ihn schon früher erscheinen läßt, um sein wichtiges Eingreifen in die Handlung vorzubereiten, so hat er auch für den weiteren Verlauf der Tragödie der Gestalt des liebenswürdigen Jünglings die zarteste Behandlung angedeihen lassen; und es ist dies schon deshalb von großer Wichtigkeit, weil Julia einem weniger würdigen Freier gegenüber an ihrem Heroismus einbüßen würde. Graf Paris gehört unstreitig zu den feineren Naturen im Stück, und hebt sich von dem rauhen Hintergrund nicht minder wohlthuend ab, als die Liebe des tragischen Paares selbst. Welchen hohen Wert der Dichter auf diese Gestalt legte, geht schon daraus hervor, daß er ihn würdig erachtete, mit seinem Herzblut auch seinen Anteil an der letzten Verherrlichung Julias zu nehmen und gleich Romeo in der Gruft an ihrer Seite zu liegen; denn sein Tod bildet einen schönen Schmuck für Julias Grab.

Der Bruder Lorenzo, der einerseits die Handlung mit Betrachtungen begleitet, die ihm zuweilen die Bedeutung des moralisierenden Chors der Tragödie geben, anderseits aber durch sein beabsichtigtes Rettungsmittel den tragischen Ausgang veranlaßt, wurde von dem Dichter meisterlich dargestellt. Die Rücksicht auf

die schließliche Erkenntnis des Franziskaners, daß er sich mit all seiner Weisheit und Berechnung doch einer höheren Macht beugen muß, veranlaßte den Darsteller, mehr den Weltweisen und Philosophen zur Geltung zu bringen, als den frommen Bruder. Mit großer Feinheit führte Shakespeare die Umwandlung des Bruder Lorenzo aus, welcher von dem Augenblick an, wo alle seine Weisheit zu schanden wird, als ein schwacher Mensch dasteht, der in der Bestürzung über das tragische Ereignis die arme Julia allein an dem Schreckensort zurückläßt.

Richard Burbadge überbot sich geradezu am heutigen Abend und riß das Publikum derart mit sich fort, daß es vor innerer Bewegung oft den äußerlichen Beifall vergaß. In der tragischen Schlußszene des Stückes wurde viel geweint, denn man schämte sich damals noch nicht der Thränen, welche wahre Poesie und Kunst hervorzurufen vermögen. Die Zuschauer überließen sich gänzlich ihrer Stimmung, und diese war an dem heutigen Abend eine überaus weihevolle. Dazu gesellte sich noch der nationale Stolz, mit welchem das Publikum auf Burbadge und Shakespeare blickte, und das Bewußtsein, daß diese beiden großen Männer dem englischen Volke angehörten, erfüllte gänzlich ihre Seele. Die volle Schönheit des Jugendglanzes der Shakespeareschen Poesie leuchtete ihnen aus der Tragödie entgegen, und als das Ende derselben gekommen war und die Schauspieler, nach der üblichen Sitte, knieend ein Gebet für das Wohl der Königin verrichtet hatten, tobte ein Sturm durch das ganze Haus, welches die Menge gar nicht verlassen wollte, denn immer wieder rief sie nach Shakespeare und Burbadge, die infolge der zahllosen Verbeugungen sich bereits ermüdet fühlten. Erst als der Regisseur Heminge vor dem Vorhang erschien und das Publikum ersuchte, dem Dichter und dem Künstler, die sich sehr erschöpft fühlten, Ruhe zu gönnen, begann sich das Haus zu leeren; doch noch immer ertönten die begeisterten Rufe: „Hoch William Shakespeare!“ und „Hoch Richard Burbadge!“

Graf Southampton war wiederum der erste, welcher sich in der Garderobe einfand und den Darstellern sein Lob spendete.

Zu Shakespeare sagte er weiter nichts, als daß er, während er ihn umarmte, zu ihm äußerte:

„Vergönne es einem verdienstlosen Gräflein, daß es den König unter den Poeten bittet, mit ihm die Brüderschaft zu schließen."

Ohne die Antwort des freudig erstaunten Dichters abzuwarten, küßte er ihn, schüttelte seine Hand und fügte hinzu: „Jetzt, William, wollen wir beide Hand in Hand durchs Leben gehen, und um damit den Anfang zu machen, ersuche ich dich, mich in die Abendgesellschaft Lord Hunsdons zu begleiten."

Obwohl Shakespeare mit Burbadge die Verabredung getroffen, den Rest des Abends allein mit ihm zu verleben, so vermochte er doch der Bitte Southamptons nicht zu widerstehen, dessen Herz so voll Liebe und Begeisterung für den Dichter schlug, daß er alle Standesrücksichten vergaß. Der hochbegeisterte Graf dachte nicht im mindesten daran, daß es angesichts der strengen Regeln der Etikette, auf deren Einhaltung gerade damals die höhere Aristokratie hielt, ein Mißgriff war, William in die Gesellschaftshalle des Lord Hunsdon einzuführen, in dessen Diensten der Dichter als Schauspieler stand. Shakespeare, durch den Erfolg seines Stückes und von dem Beifall des Publikums berauscht, dachte ebensowenig daran und folgte daher seinem gräflichen Freunde nach dem Palast des Lords.

Das breite Treppenhaus, die Korridore, die hohen Zimmer und vor allem der prächtige Gesellschaftssaal schwammen heute in einem Lichtermeer. Noch standen die Gäste in Gruppen herum, sich teils über die wundervollen Schönheiten des neuen Shakespeareschen Stückes unterhaltend, dessen bezaubernde Sprache selbst ihre Höflingsherzen durchdrungen hatte, teils sich in Vermutungen über die verdrießliche Laune Lord Hunsdons ergehend, mit welcher derselbe aus dem Theater zurückgekehrt war. Da trat Southampton am Arme des Dichters ein.

Betroffene Blicke höchster Überraschung begegneten beiden, und alsbald machte sich eine laute Unruhe bemerkbar, deren Grund Southampton nur zu gut verstand.

Der Graf hatte nur ein verächtliches Lächeln für die vornehme Gesellschaft, welche in ihrem Hochmut so weit ging, daß sie wegen der Gegenwart eines von Gott begnadeten Dichters die Nase rümpfte.

Shakespeare fühlte sich sehr unbehaglich, und er bat seinen Gönner, ihn wieder zum Saal hinauszuführen; der Graf jedoch packte ihn nur fester am Arme und schritt mit ihm mitten durch die in der Halle herumstehenden Gruppen hindurch.

„Die Herrschaften," äußerte er zu einigen Kavalieren und Hofdamen, „zeigten sich heute im Theater so begeistert über den Genius unsres William Shakespeares, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihnen den Dichter in eigener Person zuzuführen; es wird ihnen sicherlich eine Ehre sein, die nähere Bekanntschaft dieses Königs unter den Poeten zu machen."

Die Damen wedelten mit ihren Fächern und warfen dem Sprecher mißbilligende Blicke zu. Die Kavaliere trugen jetzt ihre Nasen womöglich noch höher und musterten den verlegen daneben-stehenden Shakespeare von Kopf bis zu Fuß.

„Seid ihr dessen so gewiß, Graf?" fragte einer der Gecken, dessen abgelebtes Gesicht zu der Farbenpracht seiner Kleidung paßte, wie ein verblichenes Gemälde zu einem blitzenden Edelstein. „Wenn ihr uns den Master Shakespeare da auf einem Korridor vorgestellt hättet, so würde ich ihn wohl durch ein gnädiges Kopfnicken ausgezeichnet haben, allein ihn hier in die Gesellschaftshallen des Grafen Hunsdon einzuführen, das ist für sämtliche Anwesende eine Beleidigung."

„Eine Beleidigung, Lord Bigot?" fuhr Southampton auf. „Ihr werdet mir dafür Genugthuung geben, und seid versichert, daß ich euer Gesicht dafür gebührend zeichnen will."

Der Geck entfärbte sich, zumal er wußte, daß Southampton äußerst geschickt seine Klinge zu führen verstehe, während er dies von sich nicht behaupten konnte.

Der Wortwechsel hatte die gesamte Gesellschaft herbeigeführt, und auch Lord Hunsdon wurde jetzt sichtbar. Er blickte mit dem Ausdruck finsteren Zornes auf den Grafen und Shake-

Photo. aquatinta Boussod, Valadon & Cie

Shakespeare bei Lord Hunsdon

Verlag von Franz Edlinger in Berlin

speare und rief dem letzteren, dessen Verlegenheit mit jedem Augenblick stieg, in ziemlich barschem Tone zu:

„Entfernt euch aus den Gesellschaftshallen, Master Shakespeare, und erwartet mich drüben in meinem Arbeitszimmer!"

Shakespeare verbeugte sich und kam dem Geheiße nach.

„Da es der Wirt dieses Hauses so haben will," begann Southampton abermals, „so muß ich mich seinem Willen fügen. Wäre dieser Auftritt dagegen in meinem Hause geschehen, so gebe ich euch mein Wort als Edelmann, daß ich eher alle meine Gäste hätte ziehen lassen, als meinen Freund Shakespeare."

Ein Gemurmel ging durch den Saal und der Ruf: „Freund Shakespeare!" ward wiederholt vernommen. Jetzt war es mit der Ruhe Southamptons völlig vorbei. Sein sonst so freundlicher Blick sprühte Zorn, seine glatte Stirn faltete sich und die sanften Linien seines Mundes machten einer gewissen Härte Platz.

„Allerdings Freund Shakespeare!" rief er mit lauter Stimme in das andauernde Gemurmel hinein, „und ich bin stolz, daß ich dies sagen kann. Nach vielen hundert Jahren, wo die hochadligen Herren und Damen hier schon längst vermodert sind und ihr Name höchstens noch in ihren Hauschroniken zu finden ist, wird jener William Shakespeares am Horizonte der Kunst und Poesie strahlen gleich einer Sonne! Weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus wird sein Name mit Bewunderung genannt werden und so manches Herz, von seinen Meisterwerken hingerissen, wird ihn und sein Andenken segnen!"

„Wohl gesprochen, Southampton," ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, und aus den Reihen der Gäste trat ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, dessen kühnes, bärtiges Antlitz den ihm innewohnenden Heroismus verriet. Es war Graf Pembroke, der Sohn jenes Mannes, welcher zu den Vormündern Eduard VI. gehörte, sich aber im Jahre 1569 nach Frankreich geflüchtet hatte, da er sich der gefangenen Maria Stuart angenommen. „Wir alle müssen uns geehrt fühlen, die Zeitgenossen des genialen Dichters zu sein, von dem wir viel, sehr viel lernen können. Ich glaube kaum," fuhr er fort, seinen durchdringenden Blick auf

die Gäste richtend, „daß ein einziger hier verweilt, der im stande wäre, auch nur einen einzigen Satz in Shakespeareschem Geiste abzufassen. Ich meine, daß ein solcher Genius über alle unsre Stammbäume geht, und reichten dieselben selbst bis zur Königskrone hinauf.“ Er deutete damit auf die entfernte Verwandtschaft Lord Hunsdons mit der Königin hin, welcher er noch immer nicht das strenge Vorgehen gegen seinen Vater, welcher dem Staate wichtige Dienste geleistet hatte, verzeihen konnte.

„Ich danke euch für eure männlich kühnen Worte,“ erwiderte Graf Southampton, dem Sprecher die Hand bietend. „Ich hoffe, daß wir mit unsrer Ansicht und unserm Urteil nicht allein stehen, sondern daß sich unter den hier versammelten Gästen noch mehr Gesinnungsgenossen befinden.“ Er blickte prüfend um sich, und in der That traten noch die Grafen Somerset, Salisbury und Northumberland hervor, gleichfalls eine Lanze für den Genius Shakespeares brechend.

Der Dichter war inzwischen nach dem Arbeitskabinett Hunsdons gegangen. Dasselbe war heute gleichfalls hell erleuchtet, denn sowohl an den Wänden wie auf den Tischen brannten zahlreiche Kerzen. In dem Nebengemach verbreitete die Ampel ihren matten Schein, bei welchem der Dichter erkannte, daß der Flor von den beiden Bildern verschwunden war. Er wollte dieselben sich näher betrachten, als von dem Betpult sich die Gestalt des Meister Heinz erhob.

„Ihr staunt,“ äußerte er zu dem verwundert dastehenden Dichter, „ihr wißt nicht, was ihr dazu sagen sollt, daß der Narr das Betpult gebraucht. Aber ich bin nicht immer närrisch, mein Freund. Ich werde fromm, wenn mein Herr glänzende Gesellschaften gibt. Das führt immer zu einem üblen Ende,“ schloß er kopfschüttelnd.

„Warum soll die heitere Laune des Lords nicht endlich einmal anhalten?“ gab Shakespeare zurück.

„Warum soll der im Delirium liegende nicht endlich zu seinem Bewußtsein gelangen?“ äffte Heinz. „Ihr braucht nur das wildgewordene Blut in seinen Adern zu bannen, und er wird so vernünftig sprechen, wie ein Narr.“

„Sollte es denn gar kein Mittel geben, die Melancholie des Lords zu verscheuchen?“ fragte Shakespeare.

„Reißt ihm das Bewußtsein seiner Schuld aus Herzen und Hirn, und er wird leidlich vernünftig werden. Vielleicht gelingt es euch, da ihr ein Hexenmeister in der Dichtkunst sein sollt. Oder,“ fuhr Heinz hastig fort, „entfernt diese Bilder von der Wand, ohne daß er es merkt. Löscht sein Gedächtnis aus, mit einem Worte seid so allmächtig wie ein Gott, und der Erfolg wird nicht ausbleiben.“

„Warum ist der Flor von den Bildern entfernt?“ erkundigte sich Shakespeare, „und wessen Porträts sind es denn eigentlich?“

„Ihr seid ein sehr neugieriger Frager,“ versetzte Heinz, „doch da ihr mein Kamerad seid, so will ich euch nichts vorenthalten. Der Flor wird von den beiden Bildern alljährlich nur einmal entfernt und zwar am Geburtstag des Lords, dann schmückt er, wie ihr hier seht, die Rahmen mit Immergrün. Die Porträts selbst stellen zwei Verstorbene dar: den jungen Hunsdon und dessen Gemahlin.“

Shakespeare, der die beiden Porträts besichtigte, fühlte sich namentlich von dem weiblichen angezogen. Es war ein liebliches Frauenantlitz, das ihn an ein andres erinnerte. Auf das letztere vermochte er sich aber, trotz angestrengten Nachgrübelns, nicht zu besinnen. Nur soviel erkannte er, daß die Ähnlichkeit eine ganz frappante war.

Er hätte das Porträt gern noch länger betrachtet, doch Heinz zog ihn plötzlich nach dem Arbeitskabinett, da sein lauschendes Ohr den Schritt des Lord vernommen. Derselbe trat auch gleich darauf ein, warf Shakespeare einen finsteren Blick zu und gebot sodann dem Narren, das Zimmer zu verlassen.

„Ich habe mich in euch getäuscht,“ begann er nach einer Pause, „ich hielt euch für ein schlichtes, bescheidenes Menschenkind, allein ihr versteckt hinter eurer spiegelglatten Bildfläche einen gefährlichen Charakter.“

„Ich weiß nicht, wodurch ich einen so harten Vorwurf verdiene,“ erwiderte Shakespeare, dessen Blut durch die unhöfliche

Behandlung, welche ihm in den Gesellschaftshallen zu teil geworden, ziemlich erregt war.

„Ich spreche nicht davon," fuhr der Lord fort, „daß ihr die Unziemlichkeit begangen, euch in die aristokratische Gesellschaft meines Hauses zu wagen; dieser Fehler ist auf Southamptons Rechnung zu setzen. Allein ihr verleitetet mich, euer neues Stück anzusehen, dessen Ausgang gänzlich anders ausgefallen ist, als ihr ihn mir erzählt."

„Waren es nicht eure Lordschaft selbst, die mich aufforderten, das Drama zu schreiben?" erwiderte Shakespeare überrascht.

„Allerdings", räumte Hunsdon ein, „aber ihr ändertet die Tendenz. Nach euren Mitteilungen mußte ich glauben, daß ihr in dem Tod Romeos und Julias die gerechte Sühnung den Eltern gegenüber erblickt, allein in eurem Stück triumphiert die Liebe über den körperlichen Untergang des Paares, das ohne Reue in die Totengruft steigt, — den Haß ihrer Familien beschämend und vernichtend. Hätte ich diesen Ausgang geahnt, so würde ich mich der Aufführung eures Stückes fern gehalten haben. Gewalt der Sprache habt ihr ja freilich für euch, aber ihr versündigt euch an allen Eltern, indem ihr in Romeo und Julia den Kindern ein leuchtendes Beispiel gebt, daß das Schicksal den Ungehorsam nicht bestraft."

„Eure Herrlichkeit verkennen gänzlich meine Absicht," versetzte der Dichter in bedauerndem, aber kühlem Tone.

„Glaubt ihr?" brauste Hunsdon auf. „Vielleicht durchschaue ich euch mehr, als ihr glaubt. Schielt nur immer nach den beiden Bildern im Nebengemach hin, ihr kennt die Geschichte derselben wahrscheinlich ebenso genau, als ich. Jenes Paar dort hat euch auch bei dem Abfassen eures Stückes vorgeleuchtet, und ich — ich mußte mich mit der Rolle des Montague und Capulet begnügen!"

Shakespeare blickte überrascht auf.

„Die Vorwürfe eurer Lordschaft verstehe ich nicht," erwiderte er mit großer Offenheit. „Habt doch die Güte, mir die Ge-

schichte jener beiden Porträts mitzuteilen, damit ich mich gegen die Beschuldigung eurer Lordschaft rechtfertigen kann."

Hunsdon warf dem Sprecher einen scharfen, durchdringenden Blick zu, den derselbe jedoch mit seinen treuen, offenen Augen ruhig aushielt. Ein tiefer Seufzer entwand sich der Brust des Lords.

„Ich scheine euch Unrecht gethan zu haben," äußerte er leise, „tragt es einem unglücklichen Vater nicht nach, dem das Schicksal alles geraubt hat, Sohn, Schwiegertochter und —." Er schüttelte langsam das graue Haupt und blickte nach dem Nebengemach. Der Ausdruck unsäglichen Schmerzes glitt über seine Züge, und er rief Shakespeare zu, die Vorhänge schnell zu schließen.

Während der Dichter den Befehl vollzog, fügte der Lord hinzu: „Heinz soll den Flor wieder über die Bilder hängen, sie mögen weiter schlummern. Ein volles Jahr. Sterbe ich während dessen, so mag das schwarze Gewebe meinen Sarg überziehen."

„Möchten sich doch eure Lordschaft nicht immer von neuem dieser Melancholie überlassen," versetzte Shakespeare teilnahmsvoll.

„Ihr seid ein guter Mensch, Master Shakespeare," erwiderte Hunsdon, seine Hand ergreifend. „Ich fühle, daß ich euch bitter Unrecht gethan. Schreibt ihr bald ein neues, lustiges Stück?"

„Noch waltet zu sehr die Trauer, in welche der Tod Marlowes mich versetzt, in meinem Herzen."

„Nun, seht ihr," rief der Lord, „dies ist auch bei mir der Fall, und deshalb vermag ich meiner Melancholie nicht zu gebieten. So hängt der Mensch von seiner Seele ab, und selbst ein begnadeter Geist, wie ihr, der andre Menschen so trefflich zu charakterisieren vermag, ist ohnmächtig gegen seine eigene Stimmung. So sind wir Narren und Totengräber zugleich. Doch ich muß jetzt zu meiner Gesellschaft zurück," schloß er aufseufzend.

An der Thür wandte er sich nochmals um und äußerte: „Die Standesvorurteile unsrer Gesellschaft gehören auch zum Narrentum. Durch dasselbe seid ihr, Master Shakespeare, in meinem Hause tief gekränkt worden. Ich aber will euch Genugthuung geben. Folgt mir."

Der Dichter wollte dankend ablehnen, allein ein bittender Blick Hunsdons bewog ihn, seiner Aufforderung zu entsprechen. So kehrte er an der Hand des Lords in die Gesellschaftshallen zurück, wo sich inzwischen zwei Parteien gebildet hatten. Die Überraschung beider beim Eintritt des vornehmen Wirtes mit Shakespeare, gestaltete sich über alle Beschreibung groß. Southampton und seine Gesinnungsgenossen brachten ein begeistertes Hoch auf Hunsdon aus, in welches die Gegenpartei notgedrungen mit einstimmen mußte, da die Verwandtschaft des Lords mit der Königin auf sie einen zu mächtigen Druck ausübte und sie jetzt nicht mehr länger wagen durfte, zu opponieren.

Als es zur Tafel ging, genoß Shakespeare die außerordentliche Auszeichnung, neben dem Hausherrn sitzen zu dürfen, dessen anfänglich düstere Stimmung er durch seinen liebenswürdigen Humor verscheuchte. Southampton, welcher dem Dichter gegenüber saß, lächelte ihn glückselig an, und Graf Pembroke brachte auf den Dichter und dessen Genius einen Toast aus.

Da sah man beim Aneinanderklingen der Gläser freilich so manche sauertöpfische Mienen, welche die Fröhlichkeit der andern jedoch nur herausforderten.

Erst gegen Morgen trennte sich die Gesellschaft.

Lord Hunsdon wies jede Dankbezeugung Shakespeares auf das freundlichste zurück und schüttelte sowohl ihm, als Southampton und Pembroke herzlich die Hand.

Die beiden Parteien verabschiedeten sich bereits oben auf dem Korridor, indem Southampton mit seinen Freunden die linke Freitreppe hinabstieg, während seine Gegner die rechte erwählten.

Diesen leuchtete Meister Heinz mit komischer Grandezza voran, und als ihn Southampton nach dem Grund befragte, rief er lustig aus: „Ei, ich muß mich doch der armen Narren erbarmen, die da im Finstern wandeln. Ihr braucht mich freilich nicht, denn mit euch zieht ein glänzender Stern, der Licht in Menge spendet und William Shakespeare heißt."

8.

Der Doppelgänger.

Seit jenem Gesellschaftsabend bei Lord Hunsdon waren mehr als drei Jahre vergangen.

In einem Rauchhaus der Towerstraße saßen an einem kleinen Tische zwei Personen bei einer Flasche Wein. Die ältere, ein freundlicher Greis, wehrte dankend die kleine gestopfte Pfeife ab, welche die jüngere ihm darbot.

„Ich besitze keinen Sinn für diese Kunst, lieber Dick," äußerte der Alte zu dem keck ausschauenden Jüngling, welchen die geschmackvolle Tracht der Kapellknaben außerordentlich gut kleidete. „Die Narrheiten in London nehmen zu rasch überhand, als daß ein so alter Mann, wie ich, ihnen zu folgen vermöchte. Ich befinde mich heute zum erstenmal in einer dieser neuaufgekommenen Rauchakademien und würde es wahrhaftig nicht gethan haben, wenn du mir nicht in die Quere gekommen wärest und mich mit dir genommen hättest. Ich habe dich lange nicht gesehen, und du bist inzwischen zu einem recht stattlichen Jüngling herangewachsen."

„Schönen Dank, Vater Timothy, für eure freundliche Beurteilung," erwiderte der schmunzelnde Dick. „Ich würde jedenfalls noch viel stattlicher aussehen, wenn ich mir einen Schnurrbart wachsen lassen dürfte. Allein das geht nun einmal nicht, solange ich dem Korps der Kapellknaben angehöre. Wie geht's denn euch, Vater Timothy?"

„O, man muß zufrieden sein. Ich befinde mich jetzt viel auf den Beinen, da ich oft von Blackfriars nach Bankside, wo demnächst die Einweihung des neuen Globustheaters stattfinden soll, hinüber gehen muß."

„Davon müßt ihr mir nachher erzählen," erwiderte Dick. „Jetzt laßt uns vorerst hier eine Rundschau halten, denn ich befinde mich heute auch zum erstenmal in einem Rauchhause und bin sehr neugierig auf die Wirkung des virginischen Krautes."

An den verschiedenen Tischen saßen größtenteils junge, nach der neuesten Mode gekleidete Gentlemen um einzelne Rauchvirtuosen herum, welche ihnen die Kunstgriffe der verschiedenen Raucharten beizubringen suchten. Jeder derselben hatte seinen besonderen Namen. Einige der Schüler rauchten den „Brodel", indem sie den Rauch längere Zeit im Munde behielten und ihn erst dann ausstießen; andre übten sich im „Euripus", d. h. sie dampften abwechselnd aus Mund und Nüstern; nur wenige hatten es zum künstlichen „Whiff" gebracht, indem sie den eingesogenen Tabaksdampf wie einen Hauch wieder herausziehen ließen. Hinter einem erhöhten Tischchen saß ein Bursche und hackte auf einem Block von Maserholz die Tabaksblätter klein, während ein andrer dicht daneben ein kleines Feuer von Wachholderholz unterhielt und die glühenden Kohlen mit einer silbernen Zange an die Raucher herumreichte.

„Die ganze Qualmerei ist eigentlich rechter Unsinn," meinte Dick, die noch glimmende Pfeife beiseite legend. „Essex' Rotweine munden mir besser, als Raleighs Kraut."

„Kannst du mir vielleicht sagen, mein Junge," unterbrach ihn Timothy, „ob der Graf bald zurückkehrt?"

„Natürlich," lachte Dick. „Wir Hofleute wissen alles. Und jetzt freue ich mich doppelt, daß es der Essex dem Raleigh so tüchtig heimgegeben hat."

„Wieso, was ist denn geschehen?"

„Ei nun, ihr wißt doch, daß die beiden sich nicht eben wie zwei Turteltauben lieben, und als Raleigh aus dem vermeintlichen Goldland ohne die gehofften Schätze wieder zurückkehrte,

hatte er viel von den Spötteleien des Grafen zu ertragen. Nach dem kühnen Handstreich auf Cadiz, den Essex unternahm, gingen die Sticheleien weiter fort, weil der Graf reiche Beute nach England gebracht hatte. Das Hauptzerwürfnis kam aber erst, als Raleigh sich unter den Oberbefehl von Essex gestellt sah und Kontreadmiral auf der gegen das spanische Amerika gerichteten Flotte wurde. Sein Schiff litt so sehr vom Sturm, daß er bei den Azoren zurückbleiben mußte. Essex beorderte ihn nach der Insel Fayal; Raleigh nahm aber eigenmächtig die Hauptstadt dieser Insel und wurde deshalb von dem von Essex berufenen Kriegsrat zum Tode verurteilt; durch die Fürbitte des Grafen Howard ward er zwar begnadigt, doch hat er jetzt großen Respekt vor Essex und nimmt sich vor ihm fein in acht."

„Möge er nur nicht einmal Rache an ihm üben," äußerte Timothy. „So können wir also den Grafen bald in London erwarten?"

„Wollt ihr ihm etwa ein Ständchen bringen," scherzte Dick, „daß ihr euch so genau nach seiner Ankunft erkundigt?"

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: „Ihr wißt doch, daß sich Sir Robert Longsword in dem Gefolge des Grafen befindet. Ich habe daheim, wo sich jemand nach der Wiederkehr des jungen Edelmannes sehnt, viel zu trösten."

„Aha," seufzte Dick, „ihr meint Lucy. Ich kann es dem Longsword noch immer nicht vergessen, daß er mir damals zuvorgekommen ist. Ich glaube, Lucy hätte eine bessere Partie gemacht, wenn sie mit mir zum Altar getreten wäre."

Timothy blickte ihn von der Seite zweifelhaft an. „Du bist ein guter, braver Junge," versetzte er, „und ich bin fest überzeugt, daß dein Name beim Theater dereinst berühmt sein wird, allein meine Lucy hätte ich dir doch nicht geben können."

Dick schnellte empor. „Warum nicht?" fragte er, beide Hände auf dem Tisch ausstreckend.

„Ich darf mich über diesen Punkt noch nicht aussprechen," entgegnete der alte Mann, „und noch weiß ich nicht einmal, ob ich es wagen darf, Sir Longsword als meinen Schwiegersohn anzunehmen, obwohl ich es ihm fest versprochen habe."

„Da thut ihr recht," pflichtete Dick bei, „laßt ihn mit langer Nase abziehen. Doch sagt mir einmal, warum die Mitglieder der Lord-Kämmerertruppe ein neues Theater gebaut haben?"

„Über den wahren Grund sollte ich eigentlich auch schweigen," lächelte Timothy, „indessen —"

„Seid ganz ruhig," fiel Dick beteuernd ein, „was ihr da sagt, bleibt unter uns Männern!"

Timothy blickte den Sprecher schelmisch an, dann sagte er: „Die Mitglieder haben es übel vermerkt, daß seit einiger Zeit im Blackfriarstheater zwischen ihren Vorstellungen auch noch die Knaben der königlichen Kapelle spielen."

„Hm, wie einfältig," gab Dick geringschätzig zurück. „Unsre Kapelle gebietet über sehr bedeutende Talente. Meine Bescheidenheit gestattet mir leider nicht, den Namen, welcher euch besonders interessieren dürfte, zu nennen, doch will es mich bedünken, als ob bei der ganzen Geschichte ein wenig Neid und Mißgunst im Spiele wäre."

Timothy drohte lächelnd mit dem Finger. „Dick, spiele nicht den kleinen Gerngroß! Du hast es in der Darstellungskunst noch lange nicht zu jener Meisterschaft gebracht, die deinem vortrefflichen Lehrer Burbadge eigen ist. Du hast noch viel zu lernen, und nur die Bescheidenheit macht Fortschritte."

Dick kraute sich hinterm Ohr und versetzte: „Ihr habt recht, Vater Timothy, ich bin mitunter ein ganz hochnasiger Bengel; aber wißt ihr, das kommt davon, wenn man bei Hofe angestellt ist. Ich will mich aber bessern, Vater Timothy."

Er schüttelte dem alten Manne die Hand, und beide verließen das Rauchhaus.

„Welchen Weg nehmt ihr?" erkundigte sich der Kapellknabe.

„Ich gehe über die Londoner Brücke nach dem Globustheater."

„Da begleite ich euch. Ich habe heute den ganzen Tag frei und muß den Neubau sehen."

So wanderten beide zusammen dem südlichen Themseufer zu, wo in nächster Nachbarschaft des Bärenzwingers die Häuser von Bankside sich erhoben. Das dort errichtete Globustheater war,

wie alle damaligen Theater, von Holz erbaut und mit einem Schilfdach über der Bühne versehen, das nachmals die Ursache seiner Zerstörung wurde. Es brannte nämlich im Juni 1613 bei der Aufführung von Shakespeares Heinrich VIII. ab, indem die Pfropfen der abgeschossenen Böller das Dach in Brand setzten. Seinen Namen erhielt das Globustheater teils von seiner inneren Gestalt, teils von dem über dem Haupteingange befindlichen Herkules mit der Weltkugel und der Umschrift: Totus mundus agit histrionem (Die ganze Welt spielt den Schauspieler). Das Globustheater sollte als Sommerbühne dienen, weshalb denn auch der Zuschauerraum ohne Bedachung, aber um vieles geräumiger, als in Blackfriars war. Das Theater dort hatte man für die Wintervorstellungen ausersehen und unterzog es deshalb einer umfassenden Renovierung. Wahrscheinlich glaubte man auch, durch den längeren Schluß dieser Bühne dem Mißstand abzuhelfen, daß die königlichen Kapellknaben ferner nicht mehr in Blackfriars spielen würden. Das Globustheater gab, da es zu den öffentlichen Bühnen gehörte, seine Räume nicht zu den Vorstellungen der Kindertheater her.

Der eigentliche Besitzer des Globus war Master Henslowe, der Schwiegervater des berühmten Schauspielers Edward Alleyn, welcher der Lord-Admiralstruppe angehörte, die im Rosentheater ihre Vorstellungen gab.

Henslowe war jetzt alltäglich im Globustheater anzutreffen, und so stießen denn auch Timothy und Dick auf ihn. Neben ihm stand sein Schwiegersohn, den er für das neue Unternehmen bereits gewonnen. Den höflichen Gruß der beiden Ankommenden erwiderte Henslowe, der fast ebenso lang als breit war, mit der hochmütigen Herablassung eines reichen Theaterdirektors.

„Nun," fragte er Timothy, während er Dick wohlgefällig musterte, „was läßt mir Master Shakespeare sagen? Wenn die Lord-Kämmerertruppe im Globus Gastvorstellungen gibt, so darf er nicht fehlen."

„Er ist gegenwärtig sehr beschäftigt," erwiderte Timothy, „und erst gestern aus seiner Heimat zurückgekehrt."

„Er treibt sich seit dem letzten Jahre viel dort herum," bemerkte Henslowe, welcher seine Neugierde nicht verbergen konnte.

„Shakespeare hatte auch Ursache dazu," meinte Timothy, „da er im vorigen Jahr seinen zwölfjährigen, einzigen Sohn Hamnet durch den Tod verloren. Außerdem sehnt er sich doch, von Zeit zu Zeit seine Familie zu sehen."

„Na, na, na," versetzte Henslowe mit den Augen zwinkernd, „mit der Sehnsucht wird es wohl nicht so weit her sein."

„Was sein Weib Anna betrifft, mögt ihr recht haben," räumte Timothy ein, „sein Töchterchen und seine alten Eltern liebt indessen unser Master Shakespeare vom Grunde seines Herzens. Das weiß ich ganz genau."

„So galt also sein letzter Besuch in Stratford auch nur der Familie?" fragte Henslowe in seiner schlauen Weise.

„Nicht so ganz," lautete Timothys Bescheid. „Dagegen hat er für sich und seine Familie in der Heimat ein gutes und geräumiges Wohnhaus mit Gärten und Scheunen für sechzig Pfund gekauft."

„Alle Wetter!" rief der hoch überraschte Henslowe, indem er seine dicken Hände faltete. „Da sehe einer, wie sich die Vermögensverhältnisse solch eines Dichters rasch bessern. Als er damals, ein hilfloser junger Bursche hierher nach London kam und mich um ein Darlehen anging, weil er wußte, daß ich —"

„Daß ihr auf Pfänder leiht," bemerkte Timothy trocken.

„Ei was, so müßt ihr nicht sprechen," rief Henslowe ärgerlich. „Ich besaß von jeher ein gutes Herz und half meinen Mitmenschen aus der Klemme —"

„Papachen," fiel Alleyn dem Sprecher ins Wort, „wäre es nicht gut, wenn wir Shakespeare einen Besuch abstatteten und über die bewußte Angelegenheit mit ihm persönlich Rücksprache nähmen?"

„Ja, du hast recht, mein Junge," pflichtete Henslowe bei, „und damit wir bald nach Blackfriars hinüber kommen, wollen wir uns ein Boot mieten."

Ehe er sich jedoch mit seinem Schwiegersohn auf den Weg

begab, wendete er sich zu Dick, ihm freundlich auf die Schulter klopfend: „Ihr seid ein stattliches Bürschchen," meinte er, „ich glaube, ihr werdet bei der Bühne euer Glück machen, vorausgesetzt, daß ihr die bunten Lappen der königlichen Kapellknaben nicht zu lange tragt. Wenn ihr einmal selbständig seid, so meldet euch bei mir. So einen Frauenzimmerspieler kann ich immer brauchen."

Damit humpelte Henslowe, mit seinem Schwiegersohne dem Themseufer zu.

Der Wohlstand Shakespeares war in der That im Wachsen begriffen. Er führte ein einfaches, schlichtes Leben und hatte Freude daran, wenn er seine Ersparnisse nach Stratford an seine Familie schicken konnte. Er war ein spekulativer Kopf, der die Rechts- und Geschäftskenntnis, welche er sich in seiner Jugend bei einem Advokaten erworben, praktisch verwertete. Er lieferte dadurch den besten Beweis, daß es durchaus nicht unumgängliche Bedingung für ein Genie ist, ein unpraktischer Mensch zu sein, welcher mit Geld nicht umzugehen versteht und der das Wort „sparen" nicht kennt. Neben seinem dichterischen Genie war Shakespeare die nicht zu unterschätzende Fähigkeit gegeben, das Leben mit all seinen kleinlichen Sorgen, Mängeln und Unannehmlichkeiten sich vollkommen zu unterwerfen. Es ist wahrhaftig nicht die geringste Seite an diesem genialen Menschen, daß er, dessen poetischer Blick nach allen Richtungen hin die weitesten Ziele und Grenzen der Menschheit klar erkannte, gleichzeitig alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten in seinem beschränkten, kleinbürgerlichen Leben, das ihn herabzuziehen drohte, siegreich überwand.

Noch immer bewohnte der Dichter das schlichte, einfache Stübchen zu Blackfriars, und noch immer stand der schmucklose Schreibtisch an seinem alten Platz. Welche weltbewegenden, hochpoetischen Stücke waren hier entstanden. Eine tiefgreifende Ironie gegenüber den luxuriös ausgestatteten Schreibpulten der damaligen Zeit und vornehmen Welt, deren einzige Leistung vielleicht nur darin bestand, das kostbare Möbel fleißig abstauben zu lassen.

Auf diesem elenden Tische hatte der Dichter von seinen eng-

lischen Königsdramen bereits König Johann und Richard II. geschrieben. Jetzt beschäftigte ihn die Ausführung Heinrich IV., denn seine Absicht ging dahin, die Kämpfe der beiden fürstlichen Häuser Lancaster und York in einem in sich zusammenhängenden großen dramatischen Gemäldecyklus vorzuführen.

Die Erinnerung an jene historischen Stätten, die er in seiner Jugend so oft besucht, hatte diesen Gedanken in ihm entstehen und reifen lassen. Shakespeare wurde der Arbeit nie müde, denn sein Genius bildete die für ihn unversiegbare Quelle der Phantasie und Poesie. Trotz seiner anstrengenden schauspielerischen Beschäftigung fühlte er immer neuen Schaffensdrang in sich, und als er die großartigen Erfolge seiner dramatischen Dichtungen sah, empfand er einen freudigen Ehrgeiz, welcher nach immer größerer Vollendung trachtete.

Er hatte soeben die große Szene des zweiten Aufzugs zwischen Prinz Heinrich und Falstaff vollendet, welche in der Schenke zum wilden Schweinskopf spielt, als an die Thür gepocht wurde und Henslowe mit seinem Schwiegersohn eintrat.

Shakespeare klappte unwillig sein Manuskript zu, denn welcher Schriftsteller vermöchte wohl bei guter Laune zu bleiben, wenn er mitten in seinem Schaffen so unangenehm gestört würde. Indessen war William ein viel zu höflicher Mann, um seinen Gästen den inneren Ärger merken zu lassen. Er bot ihnen Stühle an und kam hierauf sofort auf die Angelegenheit zu sprechen, welche Henslowe zu ihm führte.

„Ich schließe mich durchaus nicht aus," äußerte er zu dem aufhorchenden Theaterdirektor, der sein Kinn auf einen Stock stützte, den er, fest umschlungen, zwischen seinen Beinen hielt. „Wenn ihr also mit den Mitgliedern der Lord-Kämmerertruppe einen Vertrag schließen wollt, so könnt ihr auf meine Mitwirkung zählen, vorausgesetzt, daß mein Freund Burbadge nicht fehlt. Ihr müßt diese Offenheit schon entschuldigen, Master Alleyn," fügte er, zu diesem gewandt, hinzu, welcher höflich erwiderte:

„Ich kann eure offene Sprache nur ehren. Auch denke ich, daß Burbadge und ich uns schon vertragen werden."

„Ich bin es von zwei so großen Künstlern überzeugt," versetzte Shakespeare.

„Mein Edward ist ein Lamm," ergriff Henslowe wieder das Wort. „Er hat noch nie einen Streit gehabt. Doch um in unsrer Angelegenheit weiter zu kommen: wie gefällt euch das Globustheater?"

„Recht gut, namentlich seitdem ihr es habt ziegelrot anstreichen lassen."

„Das ist meine Lieblingsfarbe," meckerte Henslowe. „Was sagt ihr aber zu dem Herkules oberhalb des Eingangs, — wißt ihr, den mit der Weltkugel und der gelehrten Überschrift: Totum muldum agum histerium —"

„Nicht doch, Papachen," fiel Alleyn mit verlegenem Lächeln ein, „ihr habt den Satz nicht im Kopfe."

„Ei was," brummte Henslowe, „es kommt darin etwas von einem hisperium vor."

„Histrionem wollt ihr wohl sagen," korrigierte Alleyn, welchem die Unwissenheit seines Schwiegervaters, dem gelehrten Shakespeare gegenüber, unangenehm war.

„Richtig, Historien," fiel Henslowe wohlgemut ein, „denn Historien brauchen wir für das neue Theater, und zwar solche nach Art des Romeo und seines Julchens, oder wie den rothaarigen Juden, den Master Shakespeare im vorigen Jahre losgelassen hat, wißt ihr, die Geschichte von der Fleischschneiderei, ich glaube, der Kerl heißt Schneelocke."

„Verlaßt euch nicht zu sehr auf euer Gedächtnis, Papachen, sondern steuert direkt auf eure Zwecke los."

„Recht so, mein Junge," pflichtete der Theaterdirektor bei, „ich will lossteuern, ich könnte auch sagen: Ich will auf mein Ziel losschwimmen, doch das ist ein garstiges Wort in der Theologie unsrer Kunst."

Er spielte damit auf die technische Bezeichnung des Wortes "schwimmen" an, welches in der Theatersprache so viel wie „steckenbleiben" bedeutet.

„Wir müssen in unserm Globustheater sehr hohe Einnahmen

erzielen," fuhr Henslowe fort, „und wir brauchen deshalb pikierte Historien, wißt ihr, ich meine damit solche Stücke, in denen Schläge, Dolche, Gift, Strickleitern und Brecheisen vorkommen, wie in eurem Romeo, das zieht die Menge an, und wir machen ein brillantes Geschäft."

„So rückt doch endlich einmal mit eurem Anliegen heraus, Papachen," drängte der Schwiegersohn.

„Ei was," polterte Henslowe, „ihr jungen Leute überstürzt euch, ihr schlagt mit eurer Zunge Purzelbäume, und dann wißt ihr nicht, was ihr gesagt habt. Ich aber weiß es, und damit Punktum!"

„So wollt ihr mir also heute nichts mehr sagen," äußerte Shakespeare, dem daran lag, in seiner Arbeit nicht mehr lange unterbrochen zu werden.

„Natürlich will ich euch's sagen," rief Henslowe. „Ich bin nämlich gekommen, Master Shakespeare, um mit euch einen sogenannten Vertrag abzuschließen. Ich will aus dem Globus sozusagen eine Musterbühne konstruieren, deshalb habe ich auch die besten Schauspieler von den Privatbühnen mehrerer Lords, wie z. B. den Burbadge, den Kempe, den Heminge, den Pope, den Lowin und den Armin und außerdem noch eine Menge von Chorknaben mit glattem Kinn für die Frauenrollen zu gewinnen gesucht. Kurzum, wir wollen ganz London bezaubern, wenn wir die richtigen Stücke haben —"

„Und diese soll ich euch wohl liefern?" fragte Shakespeare lächelnd.

„Ihr habt's erraten," nickte der ziemlich schwerfällige Henslowe hoch erfreut. „Wenn ihr euch verpflichtet, für den Globus eine Anzahl geeigneter Stücke zu liefern, so sollt ihr einen Anteil am Globus erhalten. Ich sage euch, die Eröffnung wird großartig. Ich lasse einen Posaunentusch blasen von dreißig Yard Länge!"

„Das ist allerdings sehr verführerisch," versetzte Shakespeare ironisch, fügte aber auf einen bittenden Blick Alleyns hinzu: „Ich werde euren Vorschlag in Erwägung ziehen."

„Acceptiert ihn gleich," drängte Henslowe. „Ihr sollt an jedem Abend, an welchem eines eurer Stücke am Globus aufgeführt wird, ein Fünftel der Einnahme haben. Ist das nicht edel von mir?"

„Ihr seid der reinste Edelstein," versetzte Shakespeare.

„Aber nicht von wässeriger Farbe," setzte Alleyn scherzend hinzu, „Papachen könnte eher für einen Rubin gelten."

Dieser Witz war nach Henslowes Geschmack, weshalb er denn auch übermäßig lachte und mit einem gewissen Wohlbehagen auf seine rote Nase herabschielte.

„Ich will euer Anerbieten annehmen," erklärte Shakespeare, nachdem sich Henslowes Lachlust gelegt. „Auch habe ich gerade ein Stück unter der Feder, das ich demnächst beendige; das will ich euch geben."

„Vortrefflich!" rief Henslowe, in seine feisten Hände klatschend. „Wie ist denn der Titulus?"

„Heinrich IV."

Henslowe zeigte sich etwas enttäuscht.

„Hm," räusperte er sich, „Heinrich ist ein furchtbar gewöhnlicher Name, und dann noch eine Zahl dabei —. Könntet ihr denn nicht vielleicht einen andern Namen wählen, wie z. B. Nathaniel, und statt der Zahl etwas interessant Greifbares hinzusetzen, wie z. B. der Dolch des Nathaniel, oder noch besser: Samuels Strickleiter?"

Shakespeare vermochte vor Lachen nicht zu antworten. Alleyn war vor Verlegenheit purpurrot geworden und flüsterte seinem Schwiegervater zu:

„Heinrich IV. war ja ein König von England."

„Ach so," nickte Henslowe verständnisvoll, „da wollen wir wenigstens das Wort „König" voransetzen. Die Zuschauer wissen schon dann im voraus, daß ein Purpurmantel mit Hermelin im Stücke vorkommt. Das zieht schon. Wie wäre es mit so einer recht fidelen Schlacht?"

„Die kommt auch darin vor," lächelte Shakespeare.

„Das ist vortrefflich," rief der Theaterdirektor, „dann kann

ich auch die drei Lanzen und Helme, die ich erst jüngst erworben, mit vorbringen. Der König stirbt natürlich?"

Der Dichter bejahte stumm.

„Wird er abgemurkst?"

„Nein, er stirbt im Bett," lächelte Shakespeare, dem es insgeheim Spaß bereitete, die Bemühungen des armen Alleyn mit anzusehen, der seinen Schwiegervater zum Schweigen bringen wollte. Derselbe ließ sich jedoch in seinem Feuereifer nicht stören, pfiff jetzt vielmehr zwischen den Fingern und rief:

„Die Aufführung wird großartig! Erstens ist das Sterben im Bett auf der Bühne ganz neu, und zweitens besitze ich noch ein ganz altertümliches Bett von dem Oheim meines Großvaters, ein, sozusagen, historisches Bett."

„Dann kann meinem Stücke der Erfolg nicht fehlen," äußerte Shakespeare ironisch. „Auch kommt darin eine Kneipe zum wilden Schweinskopf vor und ein ungemein dicker Mann."

Henslowe war gerührt, er fiel dem Dichter um den Hals und bedeckte trotz aller Abwehrungen sein Gesicht mit Küssen. Dazwischen rief er unter Weinen und Lachen:

„Ein wilder Schweinskopf und ein furchtbar dicker Mann, — das wird himmlisch!" Gleich darauf aber fügte er, nach Hut und Stock greifend, viel ernster hinzu: „Wir wollen euch nicht länger mehr stören, Master Shakespeare, dichtet und trachtet!" Dabei drückte er den Dichter auf den Stuhl vor dem Pult nieder und fügte hinzu: „Seht zu, daß ihr bis Ende der Woche mit dem Stück fertig werdet. Hurra, es lebe das Globustheater!"

Nachdem er vor lauter Vergnügen seinen Hut in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen hatte, schob er den Arm unter jenen seines Schwiegersohnes, mit ihm das Zimmer verlassend. Aber noch von der Treppe her vernahm Shakespeare die Freudenrufe:

„Königsmantel und Hermelin! Schlachtgewühl, Tod im Bette, wilder Schweinskopf und dicker Mann!"

Mit einem fröhlichen Lachen nahm Shakespeare die unterbrochene Arbeit wieder auf, beschäftigte sich heute aber nur mit der Figur seines dicken Helden, des Sir John Falstaff.

Der Zufall wollte, daß in den nächsten Tagen keinerlei Störung an ihn herantrat, denn die Grafen Southampton und Pembroke, welche sonst häufig zu seinem Dichterstübchen emporstiegen, waren mit den Empfangsfeierlichkeiten beschäftigt, welche für den zurückkehrenden Essex vorbereitet wurden; und als derselbe nach einigen Tagen eintraf, fanden die Freunde noch weniger Zeit, an den Dichter zu denken. Dem letzteren war jetzt dies ganz recht, und so brachte er denn auch das Kunststück fertig, seinen König Heinrich bis zum Schluß der Woche zu beendigen.

Eine neue Meisterschöpfung war erstanden, für deren schleunige Einstudierung Master Henslowe umfassende Sorge trug.

So kam der Tag der ersten Aufführung alsbald heran, und ehe der Vorhang auseinander flog, stürzte Henslowe mit triumphierender Miene in die Garderobe und rief, sich die Hände reibend:

„Wir haben weit über zwanzig Pfund eingenommen!"

Das war allerdings eine Einnahme, wie sie bisher noch kein Theater erzielt. Der Mut stieg daher den Schauspielern, und John Lowin, welcher den Falstaff spielte, tanzte, trotzdem er in einem halben Wollballen steckte, vergnügt in der Garderobe herum.

Henslowe hatte sein Wort gehalten und alles für einen durchschlagenden Erfolg der Eröffnungsvorstellung gethan. Der Posaunentusch ließ nichts zu wünschen übrig und der darauf folgende Prolog fand eine freundliche Aufnahme.

Während der ersten Szenen des Shakespeareschen Dramas verhielt sich das Publikum ruhig; als aber die Verwandlung kam, welche das Wirtshaus zum wilden Schweinskopf darstellte und der Dialog zwischen Prinz Heinrich und Falstaff begann, da warf die Heiterkeit der Zuschauer immer höhere Wellen, bis sie beim Abgange Falstaffs sich zu einem noch nie dagewesenen Jubel erhob und viele Hundert von Stimmen unter schallendem Gelächter riefen: „Henry Chettle, Hurra! Henry Chettle!"

Es war gut, daß der in der Figur des Falstaff auf die Bühne gebrachte umfangreiche Dichter nicht zugegen war, denn

sonst hätten die Zuschauer nicht eher geruht, als bis Chettle selbst die Bühne erstiegen.

Shakespeare war die Kopie über alles Erwarten gelungen, und obwohl seinem Falstaff jene harmlose Gemütlichkeit abging, die Henry Chettle auszeichnete, so erkannte doch ein jeder in dem Sir John auf der Bühne den Sir John des Clubs vom Eberkopfe. Ohne in die eigentliche Handlung des Stückes einzugreifen, fesselte diese dicke Schöpfung durch die Fülle von Witz und Humor, womit der Dichter sie ausgestattet, die Zuschauer doch so, daß man füglich sagen kann, die Gestalt des Falstaff bildete bei ihrem gewaltigen körperlichen Umfang auch den Schwerpunkt des Interesses. Das letztere ist dieser köstlichen Figur geblieben bis auf den heutigen Tag. Der dicke Sir John zeigt uns so recht ein Musterbild jener Sorte nichtsnutzigen Kavaliertums, das gewissermaßen als ein Auswuchs der Ritterlichkeit von dieser sich absondert, trotzdem aber, weil es auf diesem Boden gewachsen ist, alle Ehren für sich in Anspruch nehmen will. Alle schlechten Eigenschaften eines Wüstlings sind, ganz im Verhältnis zu seinem körperlichen Umfang, in Masse aufgehäuft. Daß bei so niedriger Gesinnung diese Gestalt uns durch die Fülle des Humors dennoch ein so großes Ergötzen erregt, ist nur die Wirkung des Shakespeareschen Genius, und unser Entzücken über sein Genie ist so groß, daß wir es, ohne dessen bewußt zu sein, mit auf den Dichter selbst übertragen.

Der Erfolg, den Shakespeare mit seinem König Heinrich IV. erreicht, übertraf alle vorhergehenden, und in den nächsten Monaten brachte das Globustheater kaum ein andres Stück, so enorm war der Zudrang des Publikums.

Als der Dichter einige Tage nach der ersten Aufführung seinen Freund und Gönner Southampton aufsuchte, stieß er auf der Straße mit Henry Chettle zusammen. Shakespeare vermochte sich einer gewissen Verlegenheit nicht zu erwehren, zumal er bemerkte, daß eine Rotte von Jungen dem Dicken nachlief und unter Lachen ihm zuschrie: „Sir John, guten Tag, Sir John!“

„Es thut mir leid, daß ihr so behelligt werdet,“ redete der

Dichter in aufrichtiger Reue seinen dicken Kollegen an. „Hätte ich geahnt, daß die Figur meines Falstaffs so schlimme Folgen für euch haben würde, so —"

„Bei der heiligen Katharina, Freund," erwiderte Chettle vergnügt, „ich bin euch nur dankbar für euren Spaß. Daß die Burschen da mir nachlaufen, ist freilich unbequem, doch ein berühmter Mann muß sich daraus nichts machen. Ja, Shakespeare, ihr habt mich mit einem Schlage berühmt gemacht, und alles verlangt jetzt den Sir Henry Chettle zu sehen und kennen zu lernen. Ich erhalte jetzt täglich eine solche Menge von Einladungen zu Luncherns, Dinners und Suppers, daß ich ihnen nicht allen Folge leisten kann. Ich will ein Schuft sein, wenn ich jetzt nicht täglich die Fleischmenge eines halben Ochsen verzehre und ein Faß des besten Weines schlürfe. Ich habe euch für alle diese Wohlthaten zu danken, Freund Shakespeare. Ich will es thun mit der ganzen Fülle meiner Liebe!"

Damit warf er sich an Shakespeares Brust, drückte unzählige Küsse auf seinen Mund und lief dann mit den Worten davon:

„Auf Wiedersehen, göttlicher Freund, denn ich muß jetzt zum Dinner nach Essex-Castle hinüber!"

Die Rotte der Buben folgte dicht hinter ihm her, Shakespeare aber lachte aus vollem Herzen.

9.

Die tanzende Königin und die wilde Käthe.

Der Saal, in welchem die königlichen Kapellknaben unterrichtet wurden, befand sich im Erdgeschoß des Schlosses von Whitehall. Das Gebälk wurde von zahlreichen Säulen getragen, die sich zu beiden Längenseiten hinzogen. Hinter einer der Säulen befand sich eine geheime Thür, die mit den oberen Korridoren in Verbindung stand, welche zu den Gemächern der Königin führten. Es fiel daher der Monarchin nicht schwer, unter ihren Kapellknaben ebenso schnell als unverhofft zu erscheinen, was um so häufiger geschah, als der Master of the Revels über seine eben nicht sanften Lehrlinge oft bittere Klagen führte. Elisabeth nahm die aus jugendlichem Übermut entspringenden Unarten zumeist nicht schwer; hin und wieder jedoch strafte sie dieselben auf sehr empfindliche Weise, und dieser Fall trat fast immer ein, wenn sie sich bei übler Laune befand.

Am heutigen Morgen sollte ein Lustspiel von Ben Jonson, das den Titel führte: „Jeder nach seiner Weise", einstudiert werden. Der junge Dichter war den Knaben noch gänzlich unbekannt, weshalb sie denn nicht eben mit besonderer Lust an die Arbeit gingen.

„Das Stück wäre nie zur Aufführung gelangt," sagte einer der Kapellknaben, „wenn Master Shakespeare sich nicht bei der Königin dafür verwendet hätte."

„Dafür sollten wir dem Dichter eine Mißtrauensadresse senden," meinte ein andrer.

„Wenn nur wenigstens unser hochverehrter Meister der Lustbarkeiten das viel zu lange Stück zwischen die Schere nähme," rief ein dritter.

„Ei," lachte Dick, „das könnte heute Master Aston thun, da er gerade hier verweilt. Sein Schermesser könnte sozusagen das ganze lange Manuskript wegrasieren."

„Aston?" riefen mehrere, „wer ist der Geselle?"

„Respekt vor ihm," mahnte Dick mit komischem Pathos. „Es ist dies eine sehr hohe, wichtige Persönlichkeit, welche es sogar wagen darf, einen König über den Löffel zu barbieren."

„O," hieß es unter den Kapellknaben, „du willst uns wieder etwas weiß machen."

„Ich gebe euch mein Wort, daß ich im Ernst spreche," versicherte Dick.

„Nun gut, so erzähle uns von dem Master Aston," versetzte einer der Kapellknaben, „wenn es sich aber herausstellt, daß du uns abermals angelogen, dann bekommst du furchtbare Prügel!"

„Ja wohl," lachten die übrigen, „und zwar oben im Schlafsaal."

„O ihr Tröpfe," erwiderte Dick verächtlich, „habt ihr nicht schon oft die Kraft meiner Muskeln gefühlt?" Dabei streckte er drohend die Fäuste in die Höhe, was zur Folge hatte, daß die Genossen scheu zurückwichen. „Außerdem dränge ich euch meine Mitteilungen nicht auf; wenn euch nicht danach verlangt, so laßt es bleiben."

Die Kapellknaben verlegten sich jetzt aufs Bitten, allein nun zeigte sich Dick widerhaarig.

„Es ist jetzt gleich zehn Uhr," äußerte er, „und so müssen wir jeden Augenblick unsern Lehrer erwarten."

„Ah, wenn du nur nicht so sprechen wolltest," gab der zu-

nächst stehende Kapellknabe zurück, „du weißt so gut wie wir, daß wir vor dem Meister noch mindestens eine Viertelstunde sicher sind."

„Also erzähle!" rief es im Chor.

„Was ist da weiter zu erzählen," rief Dick achselzuckend und sein kurzes Mäntelchen kokett über die Schulter werfend. „Roger Aston ist der Leibbarbier König Jakobs von Schottland, der ihn zum Edelmann erhoben hat, weil er den persönlichen Briefwechsel des Königs mit unsrer Monarchin besorgt. Die schottische Majestät setzt großes Vertrauen in ihn, und so muß er nach seiner Rückkehr stets über den Gesundheitszustand unsrer Königin berichten, denn wie ihr wißt, hat unsre Monarchin den Sohn Maria Stuarts zu ihrem Nachfolger erwählt. Sie mag doch ein wenig Gewissensbisse fühlen —"

„Pst," ertönte es von den Lippen eines außerordentlich ängstlichen Kapellknaben, „so darfst du nicht sprechen; denn wenn die Monarchin oder jemand von ihrem Gefolge eine so respektwidrige Rede vernimmt, so baumeln wir morgen alle am Galgen."

Alle lachten, der kleine Bursche aber zog sich nach dem entferntesten Winkel des Saales zurück.

„Königin Elisabeth weiß recht gut," fuhr Dick fort, „was Astons Besuche bezwecken sollen. Damit er nun seinem Jakob erzähle, wie jugendlich sie noch sei, so tanzt sie, ehe sie den Abgesandten des schottischen Monarchen einläßt, nach einer Violine bei der halb offenen Thür, die ins Vorzimmer führt, wobei die Vorhänge ein wenig zurückgeschlagen sind. Sie will eben dem guten Jakob die Zeit bis zur Thronfolge recht lang machen."

Die Kapellknaben kicherten.

„Woher weißt du denn das alles?" fragte einer.

„Ich habe es selbst mit angesehen, denn als ich damals zur Audienz gerufen wurde, in welcher mir die Königin meine Aufnahme in das Korps der Kapellknaben mitteilte, befand sich der Hofbarbier im Vorzimmer. Auf diese Weise wurde ich ein Zeuge der närrischen Komödie. Na, und später, als ich bei Burbadge Unterricht bekam, fing ich so manches erklärende Wort auf, das

Photo-aquatinta Boussod Valadon & Cie

Die tanzende Königin

Druck der Photographischen Gesellschaft in Berlin W.

bezüglich dieses Vorkommnisses Graf Southampton und selbst Graf Essex äußerten, die ja oft Burbadge mit einem Besuch beehren."

„Das muß allerdings furchtbar komisch aussehen," kicherten einige der Kapellknaben, „wenn die fünfundsechzigjährige Elisabeth tanzt!"

„Dieses Bild könntest du uns eigentlich zum besten geben," riefen andre. „Du kannst vortrefflich kopieren, und du weißt ja, wie sehr wir dein Talent bewundern."

Dick fühlte sich geschmeichelt. Noch aber versetzte er zögernd: „Wenn aber plötzlich unser Meister hereintritt?"

„Ei," lautete die Entgegnung, „wir senden den kleinen Nett als Wache vor die Thür. Der Meister kommt den langen Korridor hinab, und somit hat Nett hinreichend Zeit, uns ein Zeichen zu geben."

Dieses Auskunftsmittel fand allgemeinen Beifall, und so sah sich der kleine Nett aus der Ecke des Saales in den Korridor verwiesen.

„Jetzt fange an!" ertönte es von allen Seiten, worauf Dick einen der Knaben auserwählte, welcher den Violinspieler darstellen mußte. Hierauf begann der durchtriebene Schalk mit bewunderungswürdiger Treue den steifen Tanzschritt der alternden Königin nachzuahmen, wobei er mit komischer Grandezza die Finger nach den Puffen seiner Beinkleider ausstreckte und dieselben zierlich erfaßte. Mitunter markierte er auch einen falschen Schritt und zog dann schmerzhafte Grimassen.

Die ihn umstehenden Kapellknaben brachen in ein unbändiges Gelächter aus, Thränen liefen aus ihren Augen, und sie hielten sich samt und sonders den Leib.

Endlich sank Dick mit erkünstelter Schwäche auf einen Stuhl und flüsterte mit atemloser Stimme: „Ruft mir nunmehr Sir Aston!" Auch die Stimme der Königin ahmte der Spötter auf das getreueste nach, und als er jetzt gnädig mit der Hand winkte und fortfuhr: „Willkommen, werter Sir. Ich habe euch lange im Vorzimmer warten lassen, doch meine Jugendkraft verlangt

nach Bewegung, und deshalb pflege ich jeden Tag eine Stunde zu tanzen," da brachen seine Kameraden von neuem in eine stürmische Lustigkeit aus, die sich aber plötzlich legte, als eine nur zu wohlbekannte Stimme von jener Säule aus, hinter welcher sich die geheime Thür befand, in nicht eben sanftem Tone rief:

„Nun, ist die Komödie schon zu Ende?"

Die Gestalt der Königin Elisabeth ward jetzt sichtbar, und sämtliche Knaben begannen zu wanken. Nur der kleine Nett draußen, welcher die Eingangsthür geöffnet hatte und der Szene von fern zusah, freute sich seiner heilen Haut.

Die Monarchin war mit verschränkten Armen und echt majestätischer Haltung auf den Kreis der Knaben zugeschritten. In ihren kleinen Augen glühte ein unheimliches Feuer, als sie jetzt zu Dick äußerte:

„Also so tanze und gebärde ich mich, du Ausbund eines Talents? So erschöpft sinke ich in den Stuhl und so pomphaft spreche ich zu Sir Aston?"

„Majestät . . . Gnade!" stammelte Dick, indem er der Königin zu Füßen sank.

Elisabeth blickte im Saale umher: „Wo ist euer Meister?" examinierte sie in strengem Tone.

„Noch nicht hier, Majestät," wagten einige Schüler zu antworten.

„Trotzdem, daß es schon zehn Uhr geschlagen hat?" sprach die Königin weiter. In demselben Augenblick trat der Lehrmeister in den Saal. Er sah ziemlich verlegen aus, da ihm der kleine Nett bereits das Vorgefallene mitgeteilt hatte. Das Bürschchen gab sich dabei den Anschein, als ob es nur deshalb draußen auf dem Korridor gestanden habe, um dem geliebten Meister rechtzeitig Kunde geben zu können.

„Ihr kommt recht spät!" rief Elisabeth ungnädig dem sich tief vor ihr verneigenden Lehrer zu. „Ich wünsche, daß ihr künftig den Beginn der Unterrichtsstunden pünktlich einhaltet, damit sich die Knaben hier nicht auf respektwidrige Thorheiten verlegen. Ich

übe," wandte sie sich an den Chor, „gern Gnade; dies wißt ihr aus vielen Fällen, allein ich sehe ein, daß es einmal nötig ist, ein Exempel zu statuieren, und dies soll geschehen!"

Eine unheimliche Stille trat ein, während die Monarchin nachsinnend hin und her schritt. Dick bangte natürlich am allermeisten, da seine ganze Laufbahn von der Gnade der Königin abhing. Seine übrigen Kameraden besaßen alle noch ihre Eltern; er dagegen stand allein in der Welt. Was sollte er beginnen, wenn der Zorn der Monarchin sich für ihn nicht in Milde verwandelte?

Nach einer Weile hielt Elisabeth im Gehen inne. Die jetzt ruhigeren Mienen ihres Gesichts zeigten an, daß sie zu einem Entschluß gekommen sei; sie trat an den noch immer knieenden Dick heran und begann:

„Ich sorge wie eine Mutter für die Knaben meiner Kapelle, und es freut mein Herz, wenn sie mir Gelegenheit geben, sie zu belohnen und auszuzeichnen. Ich sehe darauf, daß ihr nicht strenge gehalten werdet, damit ihr gern in meinem Dienst verweilt. Bedenkt dies alles, und ihr werdet, wenn eure Herzen nicht gänzlich verstockt sind, zu der Erkenntnis gelangen, wie schmerzlich es eure Königin berühren muß, wenn sie sich von denen verspottet sieht, welchen sie Gutes erwiesen."

„Ich sehe ja mein großes Unrecht ein, Majestät," jammerte Dick, die Hände flehend zu ihr emporhaltend; „nur entzieht mir nicht eure Gnade. Ich gelobe eurer Majestät, mich nie wieder zu solchen Narrenspossen verleiten zu lassen, nur seid barmherzig gegen mich!"

Elisabeth würdigte den Sprecher keines Blickes. Ihre Züge nahmen die frühere Härte wieder an, und auf sämtliche Kapellknaben deutend, äußerte sie zu dem Meister: „Sie alle haben Strafe verdient, und sie soll ihnen werden. Ich will, daß sie vierundzwanzig Stunden in das Gefängnis von Whitehall eingeschlossen werden. Bei Wasser und Brod," fügte sie mit großem Nachdruck hinzu.

„Aber ich doch nicht, eure Majestät," ließ sich ein feines

Stimmchen von der Eingangsthür her vernehmen. Die Blicke Elisabeths richteten sich dorthin, und sie sah zuerst einen kleinen Kopf in dem Spalt der Thür, welchem jetzt Körper und Beine folgten, die nicht eben sehr ehrfurchtsvoll auf dem getäfelten Boden des Saales hinpurzelten. Es war der kleine Nett, der die Hände rang und mit schluchzender Stimme rief:

„Ich weiß nicht, was die Jungen gethan haben, und ich sah nicht einmal hin, wie der Dick tanzte. Ach Gott, ach Gott! laßt mich nur nicht einsperren. Das Wasser und das Brod kann ich ja auch in unserm Schlafsaal genießen."

Ein flüchtiges Lächeln flog über die Züge der Königin, und nachdem der Lehrmeister für Netts Unschuld eingetreten war, rief sie den Kleinen zu sich, strich freundlich über seinen Krauskopf und sagte wohlwollend:

„Du bist ein braves Bürschchen, dem ich während der Zeit, wo diese bösen Knaben hier eingesperrt werden, die Erlaubnis erteile, bei seinen Eltern wohnen zu dürfen."

Nett weinte und lachte vor Lust und Seligkeit, da der sehnsüchtige Wunsch, die Eltern wieder einmal zu sehen, in seinem Herzen schon längst Wurzel gefaßt hatte.

Der kleine Bursche hat es nie zu einem berühmten Sänger oder Schauspieler gebracht, dagegen trat er, bei Beginn seiner Mutation, als Lehrling in das Geschäft seines Vaters und wurde ein tüchtiges Schneiderlein, das sich gar wohl befand.

„Sollen die Knaben noch heute ihre Strafe antreten, eure Majestät?" fragte jetzt der Lehrmeister.

„Sogar in diesem Augenblick!" gebot die Königin.

„Und was geschieht mit dem Urheber des ärgerlichen Vorfalls?"

„Er ist aus dem Korps der königlichen Kapellknaben ausgestoßen," lautete Elisabeths Bescheid, „hat die Uniform mit seinen Zivilkleidern zu vertauschen und noch in dieser Stunde Whitehall zu verlassen!"

Dick stieß einen Schmerzensschrei aus, doch als er noch einmal die Hände zur Königin erhob, war diese bereits in der geheimen Thür verschwunden.

Er bedeckte seine Augen und weinte bitterlich. Plötzlich legte sich eine weiche Hand auf sein Haupt, und als er aufblickte, sah er in die Kinderaugen des kleinen Nett.

„Du mußt nicht so weinen," sagte das Bürschchen, „der liebe Gott verläßt dich gewiß nicht. Du hast freilich recht dummes Zeug gemacht, aber wenn du so weinst, so — so muß ich auch mit weinen."

„Es ist lieb von dir, Nett," erwiderte Dick, seine Thränen trocknend, „daß du noch einmal gekommen bist, ehe ich von hier scheide. Sieh, ich bin ein recht unglückliches Menschenkind, da ich nicht einmal weiß, wo ich in der folgenden Nacht mein Haupt hinlegen soll."

„Ei," meinte Nett, „es gibt doch genug Wirtshäuser, wo man übernachten kann."

„Wenn man Geld hat, ja," bestätigte Dick, „in meiner Tasche befindet sich aber nur ein Halfpenny."

Blitzesschnell griff Nett in die Brusttasche seines Wamses und holte einen kleinen Beutel heraus, dem er einen Schilling entnahm. „Leb wohl, Dick," rief er hastig, „und möge es dir gut gehen!" Dabei ließ er das Geldstück in die Hand des verwunderten Dick gleiten, und noch ehe dieser etwas erwidern konnte, war der Kleine bereits verschwunden.

Dick betrachtete wehmütig den Schilling und segnete im stillen den Geber. Eine halbe Stunde später hatte er Whitehall im Rücken.

Er spielte in seinem Zivilanzuge gerade keine besondere Figur, da es die Kleider waren, welche er bei seinem Eintritt in das Korps der Kapellknaben abgelegt hatte und die ihm jetzt durchaus nicht mehr paßten. Mancher der Vorübergehenden gab ihm dies durch ein unzweideutiges Lächeln zu erkennen, und er empfand es jetzt bitter, wie wehe es thut, verspottet zu werden.

„Ich wünschte," seufzte er in sich hinein, „ich hätte nie Kenntnis von der Tanzkunst der Königin erhalten. Wohin wende ich mich jetzt? An Timothy? Ja, wenn Lucy nicht wäre, aber mit diesem Anzug —? Nein, das geht durchaus nicht," fuhr er

in entschlossenem Tone fort. „Ich weiß jetzt schon, was ich thue. Ich stelle mich dem Direktor des Globustheater vor; er hat es mir ja doch versprochen, mich unter seine Mitgliedern aufzunehmen."

Gesagt, gethan. Er lenkte seine Schritte nach Bankside und erkundigte sich dort nach Henslowes Wohnung. Er fand denselben auf seinem Büreau mit dem Ordnen von Rechnungen beschäftigt. Als dieser den wunderlich aussehenden Dick erblickte, zeigte er eine nicht eben freudige Überraschung, sondern rief ihm ziemlich barsch zu:

„Was wollt ihr, ich habe keine Zeit für gewisse Leute, auch bin ich im Almosenverein des Kirchspiels, wendet euch nur dorthin."

Dick seufzte schwer. „Sehe ich denn so entsetzlich aus?" rief er, sich von allen Seiten betrachtend, „seitdem ich meine Uniform als Kapellknabe abgelegt? Mir scheint, ihr kennt mich gar nicht wieder, Herr, und doch sagtet ihr mir damals, als ich mit Timothy hierher kam, daß ich mich an euch wenden sollte, wenn ich einmal das Korps der Kapellknaben verließe."

„Ach so," versetzte Henslowe gedehnt, „ihr seid jener — wie heißt ihr gleich?"

„Dick."

„Ei was," polterte Henslowe, „das ist euer Vorname, doch ich meine euren familiären Namen."

„Pautekattle," versetzte Dick etwas zögernd.

„Hol's der Henker," rief der Theaterdirektor, „das ist mir ein schöner Name, ohne alle Repetition."

„Schön klingt er freilich nicht," erwiderte Dick, „deshalb habe ich ihn auch bis jetzt nicht geführt."

„Und mit einer solchen Nomenklatur wollt ihr zum Theater gehen?" fragte Henslowe barsch. „Von dem Defektiv eurer Kleider gar nicht zu reden. Aber wenn auch das alles nicht wäre, so könnte ich euch doch jetzt nicht brauchen, denn ich habe genug junge Leute für die weiblichen Rollen."

Dick blickte den Direktor sehr enttäuscht an. „Auf euch stand meine ganze Hoffnung."

„So sagen mir viele Leute. Wenn ich darauf Rücksicht nehmen wollte, so dürfte ich nur in einem grünen Anzug einherstaffieren. Ihr seht, ich kann auch witzig sein," fügte er kichernd hinzu.

„Ja wohl," versetzte Dick unmutig, „wenn ihr wollt, so lache ich auch darüber. Der beste Witz aber wäre, wenn ihr mich anstelltet. Ich würde es billig thun."

„Das glaub ich," nickte der schlaue Henslowe, welcher über Dicks Talent schon so manches Rühmliche gehört hatte und ihn gerade jetzt gut brauchen konnte, da der Knabe, welcher die munteren, weiblichen Rollen spielte, krank geworden war. „Ich besitze ein weiches Herz und will mich eurer erbarmen," fügte er hinzu. „Mehr als drei Schilling kann ich euch jedoch wöchentlich nicht aussetzen."

Trotz des geringen Gebots wollte Dick bereits ja sagen, als sich die Thür öffnete und Burbadge eintrat. Beim Anblick Dicks rief er verwundert aus:

„Junge, wie siehst du aus und was treibst du hier?"

Dick teilte seinem Lehrer nunmehr mit, wie schlimm es ihm ergangen sei.

„Warum bist du denn nicht gleich zu mir gekommen?" fragte Burbadge, der sich bei dem Bericht über die tanzende Königin eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Ich wollte euch nicht stören und wegen meiner nicht beunruhigen," entgegnete Dick, „zumal mir Master Henslowe schon früher in Aussicht gestellt, mich bei seinem Theater unterzubringen."

„Ja wohl," nickte der Direktor, „das that ich, und ich will es auch!"

„Er will mir wöchentlich nur drei Schillinge geben," berichtete Dick weiter.

„Was?" rief Burbadge und blickte abwechselnd auf beide. „Einem talentvollen Schüler, den ich ausgebildet habe, wagt ihr, Master Henslowe, so wenig zu bieten?"

„Ei nun," fiel der Gefragte besänftigend ein, „ich gehe auch noch etwas weiter."

„Du kommst jetzt mit mir," wandte sich Burbadge an Dick, „ich sorge zunächst für einen passenden Anzug für dich, und dann stelle ich dich dem Lord-Kämmerer vor. Seine Truppe kann gerade solch einen Burschen brauchen. Auf Wiedersehen, Master Henslowe."

„Ei," rief dieser erschrocken, „so seid doch nicht so exportant! Wir können ja über den jungen Herrn da sprechen und uns einigen."

„Ich feilsche nicht um ein Talent," erwiderte Burbadge mit Würde. „Entweder gebt ihr meinem Schüler monatlich drei Pfund, oder wir sprechen nicht mehr darüber."

„Was ihr doch für ein guter Rechner seid, Master Burbadge," wimmerte Henslowe. „Sechzig Schillinge im Monat! Ein halbes Vermögen!"

„Die paar lumpigen Pfunde springen schon für euch wieder heraus, wenn ich meinen Freund Shakespeare bewege, für das erste Auftreten des Jungen da ein passendes Stück zu schreiben."

„O, ihr seid ein Engel in Menschengestalt," rief der umgewandelte Henslowe und machte Miene, Burbadge zu umarmen. Doch dieser wehrte ihn mit den Worten ab:

„Ich liebe keine Judasküsse."

Henslowe drohte ihm schelmisch mit dem Finger, dann setzte er den Vertrag auf, welchen Dick unterschreiben mußte.

„Jetzt nur noch eins," begann Henslowe von neuem. „Der junge Herr da führt einen zu familiären Namen, den man dem gebildeten Publikum nicht zumuten darf. Er ist zu fulminant."

„Wie lautet er denn?"

„Denkt nur, er numeriert sich Pautekattle."

Burbadge brach in ein fröhliches Lachen aus.

„Ich mache euch einen Vorschlag," rief er, „da Dick seinem ehemaligen Lehrherrn dereinst auf freiem Feld zugelaufen ist, so wollen wir ihm den Bühnennamen Field geben."

„Ihr wißt doch immer Rat," versetzte Henslowe, vergnügt lachend, Meister und Schüler bis vor die Thür geleitend.

Nachdem Burbadge in einem Kleiderladen die nötige Garde-

robe für den jungen Bühnenkünstler gekauft, dessen Gesicht vor Freude glänzte, äußerte er zu ihm:

„Ich will jetzt Shakespeare aufsuchen, um mit ihm wegen deines ersten Auftretens Rücksprache zu nehmen. Du verfügst dich inzwischen nach meiner Wohnung, wo du bleiben kannst, bis wir für dich ein passendes Quartier gefunden. Ich gebe dir aber folgende Ermahnungen mit auf den Weg: deine kindischen Späße müssen jetzt aufhören, denn um ein tüchtiger, von der Welt geachteter Künstler zu werden, gehört außer dem Talent ein großer Ernst, der unaufhaltsam sein Ziel verfolgt und sich durch nichts von dem rechten Weg abbringen läßt. Obwohl ich dir gesagt, daß du begabt bist, so bilde dir dennoch nichts ein, denn Einbildung wird zum Rückschritt, ein echter Jünger der Kunst soll aber vorwärts schreiten. Willst du das beherzigen, Dick Field?"

„Ich müßte ein schlechter Bursche sein, wenn ich den Lehren und Weisungen eines so erfahrenen Mannes nicht folgen wollte," versetzte Dick, die Hand seines Lehrers erfassend, mit thränendem Auge. „Der heutige Morgen hat mich um Jahre gereift, und wenn auch die Munterkeit meines Herzens fortbesteht, so will ich sie doch fortan nur der Kunst zuwenden. Ach, Master Burbadge, wie sehne ich den Tag herbei, wo ich in einer so recht lustigen Rolle vor dem Publikum erscheinen darf."

„Dafür laß mich und meinen Freund Shakespeare sorgen," erwiderte Burbadge, seinen Schüler verabschiedend. Er blickte ihm lächelnd nach, da Dick jede zehn Schritt stehen blieb und seinen neuen Anzug wohlgefällig musterte. In der Regel sah er sich dann um und warf seinem Wohlthäter die zierlichsten Kußhände zu.

In heiterer Laune begab sich Burbadge zu Shakespeare, der, wie gewöhnlich, vor seinem Schreibtisch saß und emsig arbeitete.

„Hast du etwas Näheres über die irischen Unruhen vernommen?" rief ihm der Dichter entgegen.

„Nicht das mindeste," versicherte der Freund, „du scheinst davon mehr zu wissen, als ich."

„Je nun," versetzte Shakespeare, „es ist dir doch nicht unbekannt, daß die katholischen Iren, trotz aller Leutseligkeit und

Milde, welche ihnen unsre Regierung zu teil werden läßt, nichts von dem protestantischen England wissen wollen. Ihr Häuptling Hugh O'Niell, der von der Königin Elisabeth zum Grafen von Tyrone ernannt worden ist, hat jetzt einen neuen Aufstand erregt, indem er die aus Spanien und Frankreich zurückkehrenden jungen Iren, die dort Kriegsdienste genommen, dazu verwendet, sein Vaterland von dem englischen Joch zu befreien."

„Das ist ein unruhiges Volk," äußerte Burbadge, „das wohl nie klein zu kriegen ist. Wenn ich im Parlament etwas zu sagen hätte, so würde ich vorschlagen, Irland sich selbst zu überlassen."

„Ein gewiegter Politiker bist du nun eben nicht," lächelte Shakespeare. „Doch sage mir, hast du auch von Edmund Spenser nichts vernommen?"

Der Freund verneinte.

„Die Volkswut der Iren," berichtete Shakespeare weiter, „soll sich auch auf ihn erstreckt haben, weil er sich als Sheriff von Cork Bedrückungen erlaubt hat. Die Aufständischen überfielen Schloß Kilcolman, seinen Wohnort, und er entkam mit seiner Familie nur mit knapper Not. Es heißt, daß er bereits in London sei."

„Dann sehen wir ihn demnächst hoffentlich in einem der Klubs," entgegnete Burbadge. „Doch jetzt lasse alle Politik beiseite und höre mich an."

Er kam nunmehr auf Dicks Schicksal zu sprechen, das Shakespeare lebhaft interessierte. Derselbe hatte den fröhlichen, munteren Burschen immer gern gehabt, und es war ihm daher doppelt leid, daß die Königin ihm wegen eines übermütigen Scherzes mit so großer Strenge entgegengetreten war.

„Ich betrachte den Austritt Dicks aus dem Korps der Kapellknaben nur für ein Glück," bemerkte Burbadge, „denn es ist Zeit, daß er aus dem Dilettantentum herauskommt. Der Junge besitzt ein prächtiges Talent, und wenn du mir eine Bitte erfüllst, so ist sein Glück gemacht."

„Sprich, Richard," bat Shakespeare.

„Schreibe für ihn ein Stück," platzte Burbadge heraus,

„und für ihn selbst eine Rolle, in welcher er seine kecke Laune und seinen sprudelnden Humor an den Mann bringen kann."

Der Dichter lehnte sich in seinem Stuhle zurück und erwiderte: „Das ist leichter gesagt, als gethan. Ich habe, wie du weißt, gegenwärtig ein Trauerspiel unter der Feder, dessen Held Richard III. ist, darin kommt aber nichts Komisches vor."

„Könntest du nicht vielleicht deine Arbeit auf eine Woche unterbrechen und ein älteres passendes Lustspiel bearbeiten?"

Shakespeare überlegte, dann sagte er: „Es wäre dies möglich. Es existiert da ein altes Stück, das in Athen spielt und sich mit der Zähmung eines zänkischen Weibes beschäftigt. Das könnte ich schon zurechtrichten, und —" schloß er lachend — „ich glaube, daß die Rolle des widerspenstigen Mädchens ganz vortrefflich für unsern Dick paßt. Er kann da so recht einmal nach Lust seinem Übermut die Zügel schießen lassen."

„Vortrefflich!" rief Burbadge hoch erfreut. „Wenn ich dem Jungen erzähle, daß du eine solche Rolle für ihn schreibst, ich glaube, er wird närrisch!"

„Dann sollte ich es eigentlich unterlassen," scherzte Shakespeare.

„Schreibe es nur," gab Burbadge ebenso zurück, „ich übernehme die Verantwortung."

So schob denn Shakespeare das Manuskript seines Königsdramas beiseite, beschäftigte sich mit der Lektüre des bereits erwähnten alten Stückes und ging sodann daran, demselben eine neue Gestalt zu geben. Daß seinem Genius dies nicht schwer fiel, läßt sich denken, und deshalb war schon nach wenigen Tagen das Lustspiel „Die Zähmung der Widerspenstigen" vollendet. In einer ziemlich derben, aber doch liebenswürdigen Weise, führte er darin die von ihrem Vater verzogene Käthe vor, von deren Launen ihre Umgebung, der Alte nicht ausgenommen, zitterte, bis der Edelmann Petrucchio kommt, das eigensinnige Mädchen heiratet und es durch sein festes, gebieterisches Auftreten zähmt.

Als Shakespeare den sehnsüchtig harrenden Dick das Lustspiel zum Lesen gab und ihn nachher befragte, ob er die Rolle

der Käthe wohl gern spielen werde, da gab der lustige Bursche zur Antwort:

„Ich bin ja eigentlich selbst so eine Art Käthe, deren Übermut aber nicht durch Petrucchio, sondern durch die hochweise Majestät von England gebrochen worden ist. Er spukt freilich immer noch in meinem Herzen, aber jetzt kann ich ihn doch ungestraft in der Rolle der Käthe loslassen. Ach, teurer Meister, ich bin euch sehr dankbar für dieses Auskunftsmittel."

Dick war mit dem Studium seiner Rolle bald fertig und nunmehr begannen die Proben des neuen Lustspiels; immer größer gestaltete sich die Ungeduld des Knaben, welcher den Tag der ersten Aufführung kaum erwarten konnte. Auch hatte Burbadge an der Derbheit seiner Darstellung viel herumzufeilen, denn Dick hatte aus der unartigen Käthe einen Ausbund von wildem Rangen gemacht. Endlich aber gelang es dem tadelnden Lehrer, daß Dick sich mäßigte und eine so reizende Käthe gab, daß er schon nach seinem ersten Auftritt sich die Gunst des Publikums erobert hatte. Dasselbe wurde durch das lustige Stück in große Heiterkeit versetzt und ergriff jede Gelegenheit, den jungen Darsteller aufzumuntern. Dick Field mußte mit seinem Lehrer Burbadge, welcher den Petrucchio meisterhaft spielte, sehr oft vor dem klatschenden Publikum erscheinen und bekam während der Vorstellung viel Komplimente zu hören. Henslowe schmunzelte sehr vergnügt über den großen Erfolg des neugewonnenen Mitgliedes, und die drei Pfund Monatsgage reuten ihn durchaus nicht.

Die Zähmung der Widerspenstigen erlebte zahlreiche Aufführungen, denn ein jeder wünschte die lustige, übermütige Käthe des talentvollen Dick Field zu sehen, dessen Name mit einem Schlage bekannt geworden war.

10.

Rascher Wechsel.

Ganz London befand sich in großer Erregung. Auf allen Straßen und Plätzen standen Gruppen, die sich in harten Schmähungen über das aufrührerische Volk Irlands ergingen, denn die Rebellion daselbst war in stetem Wachstum begriffen, und es schien an der Zeit, daß ein strenger Statthalter über das aufwieglerische Volk gesetzt werde. Sir John Perrot hatte diesem Posten zwar trefflich vorgestanden und die katholischen Iren durch Leutseligkeit und Milde zu gewinnen gesucht; an der fanatischen Geistlichkeit jedoch scheiterten seine Pläne.

Königin Elisabeth würde schon längst ihren Staatsrat berufen haben, hätte ihr die wichtige Stimme Lord Burleighs nicht gefehlt. Derselbe kränkelte bereits seit längerer Zeit, und obgleich sein Sohn, Robert Cecil, seitdem er in das Staatssekretariat eingetreten, viel von seinem in der Politik ebenso klugen als umsichtigen Vater gelernt, so betrachtete ihn Elisabeth doch noch immer als eine Art von Schüler.

Die neuesten Nachrichten aus Irland nötigten die Monarchin aber dennoch, mit des jungen Cecils Ansichten fürlieb zu nehmen und den Staatsrat, dem diesmal der Großadmiral Lord Effingham präsidierte, zu berufen.

„Ich habe euch schlimme Berichte zu melden, meine Lords,“ begann Elisabeth, die am oberen Ende des grünen Tisches Platz genommen hatte. „Unsre Truppen haben in Blackwater eine Niederlage erlitten, die zu den größten zählen soll, die wir jemals auf der Insel zu verzeichnen gehabt haben. Ulster, Connaught und Leicester befinden sich gleichfalls unter Waffen, und Tyrone ist bereits von dem Papst als Fürst von Ulster begrüßt worden. Die Irländer rechnen auf spanische Unterstützung, da Priester und Jesuiten in ihnen die Hoffnung erregt, daß sie sich diesmal befreien und die englische Herrschaft bis auf die Erinnerung vertilgen werden.“

„Ein willenskräftiger Statthalter,“ ergriff Robert Cecil das Wort, „dürfte mit Hilfe bewaffneter Hand bald die Unruhen dämpfen.“

„Ihr sprecht da nichts Neues,“ erwiderte der gleichfalls anwesende Essex, „dasselbe hat bereits Bacon von Verulam im Parlament geäußert.“

„Hat er das wirklich gethan?“ fiel Elisabeth erregt ein. „Dann hat er sich in einen großen Widerspruch verwickelt; denn vor wenigen Wochen wies er an derselben Stelle mit einer Kühnheit, die eigentlich eine derbere Bezeichnung verdient, meine Geldforderung zurück. Wie vermag aber ein Statthalter in Irland mit Erfolg aufzutreten, wenn ihm die nötigen Mittel fehlen?“

„Eure Majestät urteilen jetzt sehr streng über Bacon,“ entgegnete Essex. „Der philosophische Geist und Scharfblick dieses jungen Gelehrten zieht bereits die bewundernden Blicke der Welt auf sich. Es gab eine Zeit, wo auch meine gnädige Königin dem heranwachsenden Knaben ihre Gunst zuwandte und über seine ungewöhnliche Begabung erstaunte, wenn sie seinen Vater, den Großsiegelbewahrer, in ihrer huldreichen Herablassung besuchte. Eure Majestät pflegte den Knaben scherzend ihren kleinen Siegelbewahrer zu nennen.“

„Ihr braucht mich daran nicht zu erinnern, Graf,“ versetzte die Königin streng. „Man kann sich für einen talentvollen Knaben interessieren, denselben als Mann jedoch hassen.“

„Als Bacon vor einigen Jahren in das Haus der Gemeinen gewählt wurde," erinnerte Essex, „hielt er zu der Partei des Hofes. Je mehr ich mich aber an den geistvollen Mann anschloß, der die Riesenarbeit unternommen, das gesamte Gebiet menschlichen Wissens zu erforschen, desto mehr zog er sich die Ungnade meines politischen Gegners, des Lord Burleigh zu, und dieser hat es auch zu verhindern gewußt, daß Bacon eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung im Staat erhielt. Eure Majestät sind von seinen Feinden beeinflußt worden —"

Elisabeth wollte Einsprache erheben, doch der Graf fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Deshalb nahmt ihr auch seine zweite Rede im Parlament, die mehr Redefreiheit forderte, so ungnädig auf."

„Ich denke," äußerte die Monarchin unter einem zornigen Lachen, „daß die Gemeinen Freiheit genug haben, um ja oder nein zu sagen. Hätte sich Bacon unter meines Vaters Regierung im Parlament so aufwieglerisch betragen, so würde er Zeit seines Lebens vom Hofe verbannt worden sein."

„Graf Essex hat Grund, sich seines Freundes anzunehmen," ergriff Robert Cecil mit einem überlegenen Lächeln das Wort, „da Bacon ihn in der letzten Sitzung der Gemeinen zum Statthalter von Irland vorgeschlagen hat, nach welchem Posten der nach Freiheit und Unabhängigkeit verlangende Graf sich schon lange sehnt."

„Von dem letzteren bin ich überzeugt," erwiderte Elisabeth, ihren forschenden Blick auf Essex heftend. „Der Graf ist sehr hochstrebend von Natur und wird darin von der guten Meinung des Volkes unterstützt, auf das seine stattliche Erscheinung und sein kecker Unternehmungsgeist großen Eindruck machen. Der stolze Graf möchte gern etwas für sich selber sein und nicht mehr unbedingt von dem Winke seiner königlichen Gebieterin abhängen."

„Wenn die wechselnde Laune der Königin die Gnade in Fesseln schlägt," erwiderte Essex gereizt, „so vermag ich eurer Majestät allerdings nicht zu widersprechen."

Ein zornsprühender Blick Elisabeths bildete die Antwort auf diesen kecken Ausspruch.

„Wir kommen von unserm Thema ab," begann sie nach kurzer Pause in ruhigerem Tone, der aber doch nicht frei von innerer Erregung war. „Ich habe Lord Perrot von seinem Posten abberufen, deshalb muß schon morgen der neue Statthalter mit einer Anzahl von Truppen nach Irland abgehen. Ist es euch genehm, meine Lords, daß ich den Lord Montjoy für diesen wichtigen Posten ausersehen?"

Sämtliche Anwesenden stimmten bei, Essex ausgenommen, der seinen Ärger nicht zu unterdrücken vermochte und deshalb ausrief:

„Eure Majestät können keinen unpassenderen Mann, als diesen Montjoy erwählen!"

„Ihr sprecht sehr kühn, Graf," gab Elisabeth erbleichend zurück. „Eure Worte sind eine Beleidigung für den Lord, und ich fordere für ihn Genugthuung."

„Meine gnädige Königin," scherzte Essex mit süßsaurer Miene, „hat zwar schon so manchen Ritterschlag gethan, trotzdem sind ihr aber die Regeln der Fechtkunst fern geblieben. Ich vermag daher keine andre Genugthuung zu geben, als daß ich meine Aussage über die Unfähigkeit Montjoys begründe."

Elisabeth trommelte heftig mit den Fingern auf dem Tisch, das beste Zeichen ihres maßlosen Zornes. „Überlegt eure Worte wohl," rief sie mit bebender Stimme dem Grafen zu, „ich könnte sonst Lust verspüren, euch für eure Keckheit zu strafen."

Essex begnügte sich mit einem leichten Achselzucken, dann trat er seine Beweisführung an, die für die geistigen Fähigkeiten Montjoys so vernichtend war, daß keines der Mitglieder des Staatsrats etwas zu erwidern vermochte. Elisabeth aber erhob sich und versuchte zu widersprechen. Es kam zu einem hitzigen Wortgefecht, welches den Zorn der Königin um so mehr steigerte, als Essex alle zu gunsten Lord Monjoys vorgebrachten Argumente in einer geistvoll beißenden Weise widerlegte. Da aber trotzdem die Königin nicht müde ward, für ihren Schützling neue Lanzen

zu brechen, so erhob sich der Graf und wandte der Monarchin mit verächtlichem Lächeln den Rücken.

Das war für die eitle und stolze Königin zu viel, namentlich in Gegenwart so vieler Zeugen. Mit einer für ihr Alter bewunderungswürdigen Schnelligkeit wandte sie sich Essex zu und versetzte ihm einen gewuchtigen Schlag ins Antlitz, denselben mit den Worten begleitend:

„Gotts Blitz! Jetzt geh hin und laß dich hängen!"

Der Graf schrie auf und griff an sein Schwert. Sofort aber warf sich der Großadmiral zwischen die Königin und den Sinnlosen, welcher in diesem Augenblick vor nichts zurückgeschreckt sein würde. Mit vor Wut bebender Stimme rief er, seine Rechte wie zum Schwur emporstreckend:

„Ein Weib vermag keine Genugthuung zu geben, es ist dies eine Schwäche ihres Geschlechts, von Heinrich VIII. aber hätte ich eine solche Beleidigung nicht ertragen!"

Damit stürzte er von dannen, dem nahen Ufer der Themse zu, wo seine reichvergoldete Barke lag.

„Nach Hause zurück!" gebot er dem Steuermann und den Ruderern, worauf das Fahrzeug rasch die Wellen durchschnitt. Kaum hatten sie an der Rückseite von Essex-Castle angelegt, als der Graf, dessen Antlitz tief gerötet war, ans Ufer sprang und durch den Park dem Palast zueilte.

Ehe er denselben aber erreichte, erblickte er seine beiden Freunde Southampton und Bacon, die, in einer schattigen Baumallee auf- und abwandelnd, auf seine Rückkehr gewartet zu haben schienen. Einen Augenblick stierte Essex das Paar an, dann stürmte er auf dasselbe zu und erfaßte krampfhaft beider Hände.

„Gut, daß ihr hier seid," begann er mit atemloser Stimme, während die Freunde ihn besorgt ansahen. „Ich muß Menschen um mich haben, wenn mir nicht um meinen Verstand bangen soll."

„Um Gotteswillen, Robert," rief Southampton, „was ist dir?"

„Oh, diese alte Tänzerin!" knirschte Essex, seine Faust ballend. „Ich habe für euch," wandte er sich an Bacon, „im Staatsrat

nichts auszurichten vermocht. Die Königin geizte mit ihrer Gunst und gab mir nur allein etwas."

Er lachte so wild auf, daß sich Southampton zu der Äußerung veranlaßt sah:

„Ich weiß nicht, was die Monarchin dir gegeben; deiner entsetzlichen Aufregung nach zu schließen, scheint es jedoch nichts Angenehmes gewesen zu sein."

„So wahr mir Gott helfe!" rief Essex, „du hast es getroffen, Freund. Eine Ohrfeige ist nichts Angenehmes, und käme sie selbst von königlicher Hand!"

„Du willst doch nicht damit etwa sagen —" fiel Southampton erschrocken ein.

„Daß die alte Tänzerin mir einen Schlag ins Gesicht versetzt hat," vollendete Essex. „Dem ist allerdings so."

„Mein Gott," versetzte Southampton, „wie vermochte sie etwas so Unerhörtes zu thun!"

„Laß mich erst zur Ruhe und Besinnung kommen," erwiderte Essex, mit den Freunden in die lauschigen Seitengänge des Parkes einbiegend, „dann will ich dir alles mitteilen. Jetzt zunächst zu eurer Angelegenheit," wandte er sich an Bacon. „Es ist nichts mit eurer Beförderung bei Hofe und im Staat, ihr müßt schon Rechtsanwalt bleiben. Die Königin spricht sehr übel von euch, was bei den Einflüsterungen eurer und meiner Gegner nicht zu verwundern ist. Ich hoffe, daß ihr Philosoph genug seid, um den Hof missen zu können."

Bacon blickte verlegen zu Boden. Essex faßte ihn unterm Arm und fuhr fort: „Ich habe euch zur Opposition im Parlament ermutigt, und ihr seid das Opfer meiner Pläne und Absichten geworden. Ich bin euch eine Genugthuung schuldig, und deshalb müßt ihr mir gestatten, euch einen Kaufbrief über mein Landgut bei Barnet ausfertigen zu lassen. Der Aufenthalt dort ist für einen Philosophen wie geschaffen. Ihr findet daselbst die größte Ruhe und Stille, und der reichliche Ertrag des Gutes sichert euch ein sorgenloses Leben."

Bacon zeigte sich über die Großmut des Freundes gerührt

und drückte seine Hand; allein Essex wehrte ihn freundlich ab, indem er sagte:

„Ich habe nur meine Pflicht als Ehrenmann gethan. Doch jetzt, meine Freunde, laßt uns ins Haus gehen, ich will meine Gemahlin nicht eher begrüßen, als bis wir uns über den Vorfall im heutigen Staatsrat besprochen haben, denn einer Königin Ohrfeige ist keine Kleinigkeit, sie brennt im Antlitz wie das Brandzeichen des Henkers und muß darum schon von allen Seiten betrachtet werden."

Die drei Freunde hatten kaum das elegante Arbeitszimmer des Hausherrn betreten, als ein Bote des Lord-Kämmerers erschien und ein verschlossenes Schreiben an Essex brachte. Hunsdon beschwor darin den Grafen, ohne Zeitverlust die Vergebung der beleidigten Königin nachzusuchen, und schloß mit den Worten:

„Wir Menschen erleiden viel Unrecht, namentlich durch unsre Feinde. Daß ich euch lieb habe, wißt ihr, und deshalb würde es mich schmerzlich berühren, wenn ihr durch euren Trotz euren Widersachern zu einem Siege verhülfet. Das englische Volk blickt mit Stolz auf euch; seine Verehrung würde sich jedoch in Mißachtung verwandeln, wenn es erführe, daß ihr vor euren Feinden am Hofe die Segel gestrichen und euch in das Privatleben zurückgezogen hättet. Darum noch einmal: Werdet Herr über euren Zorn und unterdrückt euren Groll, um bald triumphieren zu können."

„Was sagt ihr zu diesem Schreiben?" fragte Essex, den Brief den beiden Freunden überreichend.

„Der Lord-Kämmerer will dir wohl," erwiderte Southampton, nachdem er das Schreiben überflogen. „Bei ruhiger Überlegung mußt du zugeben, daß du der Königin nicht eben geziemend entgegengetreten bist, und daß sie sich in ihrer Räte Gegenwart unmöglich durfte herabsetzen lassen. Es wäre sicher etwas andres, wenn du den Schlag von einem Manne erhalten hättest, doch einer Monarchin sanfte Hand —"

„Sanfte Hand?" fiel der sich immer wieder von neuem erregende Essex ein. „Blicke nur auf meine glühende Wange, wo

die Runzeln der welken Hand noch zu sehen sind. Aber ich will nicht eher ruhen, als bis sie nach meiner Pfeife tanzen muß, die alte Tänzerin! Nun, und was ist die Meinung unsres Philosophen?"

„Ich stimme mit Southampton überein," versetzte der Gelehrte zögernd. „Ich huldige der Ansicht, daß eines Mannes Ehre durch die Hand einer Monarchin überhaupt nicht verletzt werden kann, da eine regierende Dame keinerlei ritterliche Satisfaktion zu geben vermag und somit als unmündig betrachtet werden muß."

„Ihr seid nicht bloß ein Philosoph," spöttelte Essex, „sondern auch ein Sophist. Nein!" fuhr er heftig auf. „Ich befolge weder euren Rat, noch unterwerfe ich mich. Ist denn die Gewalt einer Monarchin ohne Grenzen? Ich bin beleidigt worden und damit basta. Dies will ich auch sogleich Lord Hunsdon schreiben, damit er weiß, woran er ist."

Alles Zureden der Freunde fruchtete nichts, und der Brief ward abgesandt. Bacon hielt es für geraten, schon am nächsten Tage London zu verlassen und sich nach dem Gute zu begeben, welches der großmütige Essex ihm geschenkt hatte.

Es war einige Tage später, als Southampton seinen Freund Essex wieder aufsuchte.

„Wie stehts?" rief er ihm beim Eintreten zu, „bist du im Gemüt ruhiger geworden und zur Einsicht gelangt, daß die Königin unmöglich den ersten Schritt zur Versöhnung thun kann?"

Essex lächelte und schwieg.

„Bedenke," stellte der Freund vor, „daß, wenn du deine Stellung bei Hofe aufgibst, dir auch das Patent entzogen wird, welches einen nicht unbedeutenden Teil deiner Einkünfte bildet."

„Dann trinke ich meine Rotweine selber," scherzte Essex, „und ziehe mich in die Stille des Landlebens zurück. Nein, Heinrich," fuhr er mit männlichem Mute fort, „dies alles könnte mich nicht bestimmen, der Königin nachzugeben. Auch will ich dir nur gestehen, daß ich die Launen dieser Gebieterin satt habe, daß ich mich nach Unabhängigkeit sehne, und dieselbe hätte ich

gehabt, wenn sie mir für Irland den Feldherrnstab verliehen. Ich habe jetzt jedoch meine Pläne geändert."

„Was ist dies für ein Schreiben?" fragte Southampton, als Essex mit einer gewissen Umständlichkeit einen Brief herauszog und ihn dem Freunde überreichte. Er kam von Lord Hunsdon, welcher Essex zu einer Audienz bei der Königin einlud, die sich über ihn in einer unbegreiflich milden und nachsichtigen Weise geäußert habe.

„Was für ein schneller Wandel?" äußerte Southampton verwundert. „Woher mag er gekommen sein? Sollte es Hunsdon gewesen sein, der die Versöhnung angebahnt?"

„Wohl möglich," erwiderte Essex, „doch würden ihm seine Bemühungen wenig genützt haben, wenn Elisabeth zu einem friedlichen Ausgleich nicht gewillt gewesen wäre. Nein, es lassen sich für die plötzliche Sinnesänderung der Monarchin nur zwei Gründe finden. Entweder vermag sie mich nicht zu entbehren, da die Sache mit Irland sich immer mehr und mehr verwirrt, oder aber mein Schreiben an Hunsdon hat ihr Respekt eingeflößt. Sie achtet meinen Charakter und meinen Mut."

„Du leistest doch der Einladung zur Audienz Folge," fragte Southampton.

„Ich stehe soeben im Begriff, nach Whitehall hinüber zu fahren," lächelte Essex. „Ich kann dies jetzt ohne Beschämung thun, da ich Elisabeth gezeigt, daß ich ihre Macht nicht fürchte."

Die Freunde trennten sich, und eine Stunde später betrat Essex zu Whitehall den großen Audienzsaal, woselbst die Königin, von ihren Höflingen und Ministern umgeben, auf dem Thron saß und den eintretenden Grafen freundlich begrüßte.

Essex zeigte sich sehr zurückhaltend und förmlich, ja, er ließ in seinem Benehmen noch eine Steigerung eintreten, als sich später die Königin mit den Mitgliedern des Staatsrats zu einer Beratung über die Angelegenheiten in Irland zurückzog.

„Wir haben uns jüngst über die Ernennung des Statthalters nicht einigen können," äußerte sie, mit einem vergebenden Blick auf Essex, „es ist unbedingt notwendig, daß dies heute geschieht."

„Ich stimme jedenfalls für Montjoy," erwiderte der Graf.

Elisabeth stutzte, und die Mitglieder des Staatsrats schielten nach Essex hinüber.

„Gotts Blitz!" rief endlich die Königin. „Können wir denn mit unsern Ansichten gar nicht mehr überein kommen! Es ist wahrhaftig, als ob wir Sonne und Mond spielten."

„Es ist dies eine schöne Abwechselung," bemerkte der Graf verbindlich und fügte, auf die Monarchin deutend, hinzu: „Nachdem wir am Tage das leuchtende Gestirn bewundert, ruhen wir uns in dem sanften Lichte des Mondes von unsrer Begeisterung aus."

„Warum Verstecken spielen, Graf?" versetzte die geschmeichelte Elisabeth sanft. „Ich weiß doch, was ihr in Wahrheit denkt. Ich bekenne offen, daß ihr in der letzten Sitzung, was die Person Montjoys anlangt, recht gehabt. Der Lord ist in der That im Felde wenig erfahren, denn er hat mehr den Studien obgelegen, als den Waffen. Außerdem hat er in den Niederlanden und der Bretagne stets nur als Unterbefehlshaber gedient. Die Stimmen sind deshalb auch alle für euch, Graf, und ihr müßt nach Irland. Ich hoffe," fügte sie hinzu, da Essex wie geistesabwesend dasaß, „daß ihr ein offenes Ohr für die Bitte eurer Königin habt."

Der Graf merkte die Anspielung und wurde rot, zumal Elisabeth lächelnd nach seinem Ohr blickte.

„Ich danke eurer Majestät für die mir erwiesene Gnade," sagte er nach einer Pause, „allein ich muß jetzt auf den Kommandostab verzichten."

Eine unruhige Bewegung ging durch den Staatsrat.

„Ich habe," fuhr Essex ruhig fort, „seitdem man mir letzthin so scharf entgegengetreten, über meine Zeit bereits anderweit verfügt. Jedenfalls muß ich mir Bedenkzeit erbitten."

„Da der Graf auf die ihn ehrende Auszeichnung verzichtet," erhob jetzt Cecil seine Stimme, „so wird uns freilich nichts übrig bleiben, als Montjoy versuchsweise nach Irland zu senden, vielleicht besinnt sich inzwischen der Graf anders."

Der Vorschlag wurde angenommen, und die Mitglieder des Staatsrats zogen sich zurück, Essex ausgenommen, der sich durch einen Wink der Königin zurückgehalten sah.

„Warum trotzt ihr mir?" fragte sie mit sanfter Stimme. „Das Kind, welches man von Zeit zu Zeit züchtigt, hat man am liebsten. Es war nicht die Königin, welche euch jüngst die Hand fühlen ließ, sondern eure mütterliche Freundin. Es thut mir weh, daß ihr eines so unbedeutenden Vorfalls wegen das Wohl des Vaterlandes opfert."

Auf diese freundliche Sprache war Essex nicht gefaßt. Er geriet in Verwirrung, und erst nach einer geraumen Weile erwiderte er:

„Die Ernennung zum Statthalter von Irland kam mir zu plötzlich. Wer sagt mir, ob ich nicht in dem Kampfe fürs Vaterland falle? Als ein guter Hausvater muß ich daher erst mein Haus bestellen. Meine mütterliche Freundin wird dies bei der Königin entschuldigen."

„Sie wird es thun," versetzte Elisabeth mit einem freundlichen Blick, „und ich glaube auch, daß euch die Königin gnädig gesinnt bleibt, wenn ihr versprecht, den Kommandostab anzunehmen und den unfähigen Montjoy möglichst bald abzulösen."

„Das gelobe ich mit meiner Mannesehre!" rief jetzt Essex, ohne Bedenken die rasche Hand Elisabeths küssend, da diese jetzt als Königin zu ihm gesprochen.

„So wäre der Friede also wieder hergestellt," lächelte die Monarchin, „und ich darf den wackeren Grafen wohl für heute abend zu der Theatervorstellung einladen, die uns ein neues Stück Shakespeares vorführt. Wie man mir sagt, soll darin ein Knabe ganz vortrefflich spielen. Es steht uns also ein doppelter Genuß bevor."

Der Graf versprach, sich pünktlich einzufinden, und nachdem er sich von der Königin beurlaubt, eilte er zu seinem Freunde Southampton, um ihm seine mit der Königin stattgefundene Aussöhnung zu verkünden.

Der Abend versammelte im Schlosse zu Whitehall eine

glänzende Gesellschaft. Die Königin zeichnete sowohl Essex, als Southampton vor ihren Gästen aus, und da die jeweilige Stimmung der Monarchin für die Höflinge zum Orakel ward, so beeilten sich dieselben, in den Kreis der beiden Grafen zu kommen. Indessen beschäftigten sich diese nur mit Lord Hunsdon und dem Grafen Pembroke, auf deren Treue sie Felsen bauen konnten.

Der Lehrsaal der Kapellknaben war heute auf das glänzendste dekoriert, und am Ende der Säulenreihen erhob sich die Bühne. Nachdem Königin Elisabeth mit ihrem Gefolge und den geladenen Gästen Platz genommen, erschienen die Kapellknaben und bildeten zwischen den Säulen Spalier.

„Die Zähmung der Widerspenstigen" erregte die Lachlust der Königin, und das Lustspiel ward daher allgemein gut aufgenommen. Das Hauptinteresse war jedoch am heutigen Abend dem Darsteller Käthes zugewandt, welcher großes Aufsehen erregte. Die Königin zeigte sich über seine Keckheit geradezu entzückt und sprach dies unverholen gegen ihre Umgebung aus. Der Name Field ward allenthalben im Saale mit Bewunderung genannt. Da aber rief plötzlich eine sehr dünne und hohe Stimme:

„Das ist ja der Dick, der fortgejagt wurde! Meiner Seel', er ist's!"

Der unberufene Schreihals, welcher in so empfindlicher Weise das Hofzeremoniell gestört, wurde sofort aus dem Saal befördert. Es war der kleine Nett, welcher sich über diese plötzliche Veränderung seines Standpunktes nicht weniger verwundert zeigte, als über das Widererkennen seines früheren Genossen.

Glücklicherweise ging die Vorstellung bald zu Ende, und die Königin brauchte ihre Ungeduld nicht mehr lange in Fesseln zu schlagen. Sie ließ Shakespeare vor sich bescheiden und fragte ihn, wer der kecke Darsteller der Käthe sei.

Der Dichter durfte mit der Wahrheit nicht zurückhalten, fügte seinem Bericht aber hinzu:

„Dick hat sich wie ein Kind gefreut, als er vernommen, daß er vor eurer Majestät spielen dürfe. Er hofft, daß seine

Königin ihm nicht mehr zürnen werde, nachdem sie sich von seinem Talent überzeugt."

„Wenn der Knabe im Glauben ebenso stark ist, wie im Hoffen," versetzte die Königin, „so braucht ihm um sein letztes Stündlein nicht bange zu sein. Ruft ihn mir her, Master Shakespeare."

Mit einem Gesicht, auf welchem die Freude tausend Lichter angezündet hatte, erschien der zierlich gekleidete Dick nach wenig Minuten mit Shakespeare vor der Monarchin.

„Du hast die widerspenstige Käthe wacker gespielt, mein Junge," äußerte Elisabeth zu ihm, mit einem kräftigen Schlag auf seine Schulter. „Ich glaube, daß du recht gethan hast, dich der Schauspielkunst zuzuwenden."

„Das war von jeher mein Wunsch, eure Majestät," stammelte Dick.

„Ei, es will mich dünken," erwiderte die Monarchin, „als ob du vorübergehend Lust gehabt hättest, dich dem Tanz und der Pantomime zu widmen."

Dick wäre in diesem Augenblick gar zu gern in ein Mauseloch gekrochen; da er dies jedoch nicht vermochte, so schlug er die Augen nieder, während sein Antlitz die rote Fahne der Verlegenheit aufzog.

„Für diese Kunstgattungen," fuhr Elisabeth lächelnd fort, „besitzest du wenig Talent, davon habe ich mich mit eigenen Augen überzeugt. Dein heutiges Spiel dagegen hat dir Ehre gemacht. Melde dich morgen beim Lord-Schatzmeister, er wird dir meinen metallenen Beifall überweisen."

Damit verabschiedete sie den hocherfreuten Dick, welcher vor Wonne und Seligkeit bald gestolpert wäre, da er sich unter unzähligen Verbeugungen zurückzog und dabei einen der Sessel umwarf.

„Ich habe noch ein Wort mit euch zu reden, Master Shakespeare," begann nach Dicks Verschwinden die Königin. „Ihr wißt, wie gern ich lache, denn diese wohlthuende Erschütterung wird für die Fürsten dieser Welt zu einer Notwendigkeit. Wir könnten sonst die Gallsucht bekommen. Nun habe ich an dem

Humor eures Sir John Falstaff so großen Gefallen gefunden, daß ich ihn auch noch in einem andern Stücke sehen möchte. Es müßte dies aber eine Art von Posse sein, und zwar je toller, desto besser. Wir müssen ja doch den rebellischen Iren lachende Gesichter zeigen, und dazu kann uns nur euer Genius verhelfen."

Shakespeare verneigte sich dankend.

„Getraut ihr euch so ein Stück, in welchem Falstaff die Hauptrolle spielt, binnen vierzehn Tagen zu schreiben?" fragte Elisabeth, und zeigte sich sehr erfreut, als der Dichter eine bejahende Antwort gab.

„So muß denn freilich Burbadge wieder einmal auf ein paar Wochen auf meine Gesellschaft verzichten," sagte Shakespeare zu sich, als er von Whitehall nach Hause zurückkehrte. „Die komische Hauptperson, welche von der historischen in die bürgerliche Sphäre versetzt werden soll, habe ich, jetzt heißt es, eine passende Handlung und Intrige finden; ich denke, daß mir meine italienischen Erzählungsbücher dazu verhelfen werden."

In seinem Stübchen angelangt, griff er nach den erwähnten Büchern, in deren Lektüre er sich bis tief in die Nacht versenkte. Aus zwei Erzählungen von Straparola und Fiorentini entnahm er die Hauptmomente für das neue Stück, wobei ihm seine eminente technische Fertigkeit und Bühnenkenntnis außerordentlich zu statten kam. Selbstverständlich gewann das Stück seinen Reiz durch die Zuthaten, welche der Dichter aus seiner eigenen Erfindung nahm.

Noch früher, als die Königin bestimmt gehabt, war Shakespeare mit seiner dramatischen Dichtung fertig, welcher er den Titel: „Die lustigen Weiber von Windsor" gab.

Das Stück wurde selbstverständlich zuerst bei Hofe aufgeführt, und die Königin ergötzte sich abermals an der komischen Gestalt Sir Falstaffs, zumal sie dessen Original noch wenige Stunden zuvor gesehen.

Die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher Shakespeare ihren Wunsch erfüllt, nahm sie vollends für den Dichter ein. Er erschien von nun an sehr häufig im Schloß der kunstsinnigen

Königin, welche sich gern mit ihm in ein Witzgefecht einließ und es dem Poeten keineswegs übel nahm, daß er in der Regel siegreich daraus hervorging. Ebenso gern bereitete sie ihm aber auch Verlegenheiten, indessen ließ sich der geistreiche und gewandte Shakespeare nicht aus der Fassung bringen.

Als z. B. sein König Richard III., in welchem er den König Eduard spielte, bei Hofe aufgeführt ward, nahm Elisabeth auf der Bühne Platz. Shakespeare ahnte, daß sie irgend eine Schelmerei vorhabe und war daher auf seiner Hut. In der Szene, wo König Eduard einen Boten entsendet, ließ Elisabeth mit Absicht ihren Handschuh fallen, den ihr, da sich das Gefolge zu weit von ihr befand, Shakespeare notgedrungen aufheben mußte, welche Dienstleistung mit seiner Rolle in grellem Widerspruch gestanden haben würde. Allein der Meister faßte sich rasch, wandte sich dem abgehenden Boten zu und sagte im Tone des von ihm dargestellten Herrschers:

„Doch ehe ihr dies thut, hebt unsrer Schwester dort den Handschuh auf!“

Der Königin gefiel diese Geistesgegenwart derart, daß sie dem Dichter ihren lauten Beifall zu erkennen gab.

11.

Trübe Tage.

Auf der Straße, welche zu der im Norden gelegenen Vorstadt Finsbury führte, flutete ein großer Menschenstrom. Unter den zahlreichen Karossen der vornehmen Welt, welche auf der ziemlich breiten Landstraße fuhren, befand sich auch ein Gefährt mit zwei zierlichen Ponies, welchem die Fußgänger ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten. Viele zogen die Hüte und begleiteten den Gruß, welcher der im Wagen sitzenden Dame galt, mit tiefen Verbeugungen.

„Respekt vor der Lady Essex," äußerte ein Seifensieder zu zwei andern Handwerkern, mit welchem er nach Finsbury wanderte. „In ihr lebt die Vaterlandsliebe ihres seligen Vaters fort. Sie verwendet beträchtliche Summen auf die Ausrüstung unsrer Truppen."

„Nun ja," meinte ein Weber, „das mag schon sein, allein das Geld fließt doch aus der Tasche des Grafen, denn die Lady selbst ist arm."

„Da habt ihr recht, Meister Tom," nickte der dritte Genosse, der seines Zeichens ein Zimmermann war. „Unser Essex ist und bleibt doch stets die Hauptperson!"

„Dem Einfluß seiner Gemahlin aber ist es zu verdanken," fiel der Seifensieder heftig ein, „daß er das Kommando über die

nach Irland marschierenden Truppen übernommen hat. Er stand mit der Königin gar nicht gut und weigerte sich sogar, das Amt eines Statthalters zu übernehmen."

„Natürlich," lachte der Weber, „weil er fürchten muß, daß, wenn er vom Hofe fern ist, seine Feinde ihn aus der Gunst der Königin verdrängen werden."

„Das hat der Essex nicht nötig," versetzte der Zimmermann kopfschüttelnd, „denn erstens ist sein Hauptfeind, Lord Burleigh, in voriger Woche gestorben, und des Grafen andrer Gegner, Sir Walter Raleigh, befindet sich auf der See, und dann — und das ist die Hauptsache — wird er über die Iren siegen und als ein gefeierter Feldherr nach Whitehall zurückkehren."

„Wißt ihr das so gewiß?" fragte der Seifensieder.

„Ei nun," gab der Zimmermann zurück, „hat der Graf nicht selbst gesagt, daß man den großen Rebellen Tyrone da aufsuchen und bezwingen müsse, wo die Wurzel seiner Macht sei? Na, und das ist in Ulster, und wenn er ihn dort schlägt, so wird das übrige Land von selbst zum Gehorsam zurückkehren."

„Das muß man dem Essex nachrühmen," äußerte der Weber, „er entwickelt jetzt eine außerordentliche Thätigkeit und zeigt sich dabei heiter und liebenswürdig."

Der schlichte Handwerksmann sprach damit nur die Wahrheit. Als das englische Volk erfuhr, daß der hochbeliebte Essex die Kriegführung übernehmen werde, kam in allen Ständen die Vaterlandsliebe zum Durchbruch, und der Sinn für Genuß und Vergnügen, sowie das Trachten nach Seeabenteuern wich dem Interesse für den Kampf in Irland. Die adlige und bürgerliche Jugend strömte herbei, um unter Essex zu dienen. Aus den Grafschaften langten täglich Scharen von Rekruten an, die Waffen erhielten und einexerziert wurden. Als Übungsplätze dienten die nördlich vor der Stadt gelegenen Felder, deren Früchte bereits geerntet waren. Das Schauspiel dieser Waffenübungen zog natürlich die Menge an, und deshalb wallfahrteten die Londoner nachmittags nach Finsbury, wo auf dem nahen Moorfeld das Lager der Krieger errichtet worden war, zum

großen Mißfallen der Seifensiederstöchter, die dort ihre Garnbleichen gehabt. Dies mochte wohl auch der Grund sein, weshalb der Meister Seifensieder nicht besonders gut auf Essex zu sprechen war.

Ein Lagerbild bot damals ein buntes, malerisches Ansehen. Da gab es Mannschaften mit Brustharnischen und langen Spießen, Kompanien von Hellebardieren in ihrer eigenartigen Rüstung und Musketiere, mit Panzerhemden und Pickelhauben ausgerüstet. Mitunter veranstalteten die Truppenführer auch Speerrennen, namentlich wenn der Zuzug von Auswärtigen zu erwarten stand, die noch einmal ihre im Heere dienenden Söhne sehen wollten.

Eine hohe Lebensflut ging zu dieser Zeit durch London, und die Wirtshäuser, die mannigfachen Vergnügungsorte und die Theater hielten eine reiche Ernte. Das Globustheater war bei allen Vorstellungen ausverkauft; denn ein jeder Fremde wollte doch wenigstens einer Vorstellung der schnell berühmt gewordenen Bühne beiwohnen.

Durch Straßen und Gassen zogen Tag und Nacht zahlreiche Menschenscharen, die in ihrer vaterländischen Begeisterung stürmische Hochs auf Essex und die Königin ausbrachten. Die letztere begünstigte diese patriotischen Kundgebungen. Sie zeigte sich dem Volke fast jeden Tag und veranstaltete mancherlei Feste, bei denen es nicht bloß auf das Vergnügen des eingeladenen Adels, sondern auch auf die Schaulust des Volkes abgesehen war. So gab sie in Greenwich, ihrem Lieblingsaufenthalt, ein großes Dinner. In einer prachtvollen Barke, die mit Gewinden von künstlichen Blumen geschmückt war, fuhr sie von Whitehall aus; Graf Essex befand sich mit mehreren Hofdamen in ihrer Gesellschaft, während in sechs andern Booten der hohe Adel folgte, dessen dunkelbraune Kleidung durchweg mit blauem Atlas besetzt war. Blaue Federn schmückten die Mützen von Silberstoff, und reiche Silberspangen zierten die Brust. Den Barken der Nobility folgten zahlreiche Boote der Gentry, die ebenfalls eine gleichfarbige Tracht gewählt und sich festlich geschmückt hatten.

An beiden Themseufern stand das staunende Volk von London

und brach bei dem Anblick der Monarchin und des Grafen Essex in nicht endenwollende Freudenrufe aus; als der prächtige Gondelzug am späten Abend, unter Fackelschein und Kanonenschüssen, wieder nach Whitehall zurückkehrte, standen die Menschenmassen abermals an den Ufern, der Monarchin ihre Begeisterung und ihren Dank kundgebend, daß sie Essex zum Feldherrn gegen die Irländer auserwählt.

Da an diesem Abend, wegen eines hohen Feiertags, die Theater geschlossen blieben, so befand sich Timothy daheim bei seiner Enkelin. Doch war es nicht mehr die alte Wohnung, welche er ehemals inne gehabt, sondern eine Flucht von hohen Zimmern, deren elegante Einrichtung von der Wohlhabenheit ihres Besitzers zeugte. Der letztere war jedoch nicht Vater Timothy, sondern vielmehr Robert Longsword, welcher erst vor wenig Tagen mit Lucy getraut worden war.

Zwar hatte Timothy von einer Verheiratung seiner Enkelin noch immer nichts wissen wollen, doch mußte er sich den Wünschen Roberts fügen, zumal er eine Frist gestellt, die schon längst verstrichen war.

Der Trauung hatte Dick als Zeuge beigewohnt, sich aber über diese Auszeichnung nicht besonders gefreut. Er vermochte es nun einmal nicht zu überwinden, daß ihm Longsword zuvorgekommen war, und auch an dem heutigen Abend, den er in der Wohnung der Neuvermählten verbrachte, äußerte er es unverholen.

„Ich könnte mir jetzt auch eine solche Wohnung mieten," meinte er, ingrimmig auf das elegante Zimmer deutend, „denn Master Henslowe hat meinen Gehalt erhöht, und von dem Lord-Schatzmeister erhielt ich im Auftrage der Königin eine Anweisung auf fünfzig Nobels."

„Das ist sehr viel," lächelte Robert, „und wenn ihr euch der Sparsamkeit befleißigt, so könnt ihr es einmal zu einem schönen Vermögen bringen."

„Was habe ich von dem schnöden Mammon," äußerte Dick griesgrämig, „wenn nur —." Er hielt inne und blickte auf Lucy.

Die junge Frau legte ihre Hand sanft auf seine Schulter

und sagte: „Ihr seid jetzt schon ein würdiger Jünger der Kunst und werdet es, bei eurem schönen Talent, gewiß noch einmal zur vollendeten Meisterschaft bringen, dann seid ihr ein Priester und und die Kunst ist eure Braut, welche den Vorzug hat," schloß sie scherzend, „daß sie nie alt wird."

„Ihr seid sehr liebenswürdig," entgegnete Dick, mit dem Finger auf den Tisch malend, „und ich werde auch danach streben, es einmal in meiner Kunst zur Meisterschaft zu bringen, aber Priester, — ich weiß nicht, ob ich nicht auf diesen Namen verzichte und mich mit dem Meister begnüge, denn der darf doch wenigstens heiraten."

„Du bist ein toller, unverbesserlicher Junge," lachte Timothy, „aber ein herzensguter Kerl, der sicherlich die arme Lucy trösten wird, wenn Robert mit dem Grafen Essex nach Irland muß."

Diese Mahnung an die bevorstehende Trennung rief in den Augen der jungen Frau Thränen hervor; sie schlang ihren Arm um den Hals des Gatten, vermochte aber vor Wehmut nicht zu sprechen.

„Der Krieg in Irland wird nicht lange dauern," tröstete Robert, „und da Hugh Greedy uns nicht begleitet, so brauchst du meinetwegen nicht besorgt zu sein."

„Mir graut vor diesem heimtückischen Menschen," flüsterte Lucy, „und es ist mir immer so, als ob er dich noch einmal unglücklich machen würde."

„Wie vermag er das?" gab Robert zurück, über das blonde Haar der Gattin leise streichend. „Ich erfreue mich der Gunst der Königin, Graf Essex ist mit meinen Dienstleistungen zufrieden, auch thue ich nichts Böses, — wie vermöchte Greedy mir da zu schaden? Außerdem hat er sich seit jenem Zweikampf, wo er Marlowe getötet, in Stille und Einsamkeit zurückgezogen, da es ihm wiederholt geschehen ist, daß er abends auf der Straße angefallen und nicht eben sanft behandelt worden ist."

„Nein," rief Dick lachend, „das eine Mal hat er sogar furchtbare Prügel gekriegt."

„Woher wißt ihr das?"

„Weil ich dabei gewesen bin. Aber ich kommandierte nur, und zwar meine alten Genossen, die Lehrlinge, zu denen sich auch noch einige Matrosen der Ostindienfahrer gesellten, die dem Greedy gleichfalls nicht gewogen sind. Kurz und gut, er hat seinen wohlverdienten Lohn erhalten, und ich habe dabei wahrlich nicht geweint."

„Wenn er nur nicht denkt, daß dies alles von Robert ausgegangen ist," seufzte Lucy, „und in seiner Einsamkeit auf Rache brütet, gleich der Spinne im Dunkeln."

„Du bist mein furchtsames Weibchen," lächelte Robert, einen Kuß auf Lucys Stirn drückend.

Er brachte das Gespräch auf andre Dinge, und Dick unterstützte ihn dabei wacker aus zarter Rücksicht für Lucy.

„Nächster Tage," begann er zu erzählen, „wird es bei uns im Globustheater sehr heiter hergehen. Nicht wahr, Vater Timothy?" blinzelte er zu diesem hinüber.

„Du kannst auch nichts für dich behalten," gab dieser lachend zurück.

Es war eine Eigentümlichkeit des alten Mannes, daß er daheim nie über Dinge sprach, welche sich im Theater zugetragen hatten.

„Meister Shakespeare," fuhr Dick fort, trotz Timothys kritischer Bemerkung, „hat nämlich wieder ein neues Lustspiel geschaffen, das „Viel Lärm um nichts" heißt. Ursprünglich wollte er dem Stück einen durchweg ernsten Inhalt geben, den er dem rasenden Roland des Ariost entnommen. Allein er ließ den durch schlimme Verleumdung herbeigeführten tragischen Ausgang beiseite und schuf neben den ernsten Gestalten ganz köstliche Figuren, deren Humor geradezu bezaubernd wirkt. Ich habe da ein Fräulein Beatrice darzustellen, das trotz alles mutwilligen Spottes doch ein treffliches, liebevolles Herz besitzt. Sie neckt sich fortwährend mit einem jungen Edelmann, der Benedikt heißt und von Meister Burbadge dargestellt wird. Ich sage euch, uns beide müßt ihr sehen — ihr kommt da aus dem Lachen gar nicht heraus."

„Man kann nicht eben sagen, daß unser Freund Dick allzuschüchtern und verzagt sei," warf Timothy lächelnd dazwischen.

„Ach was," gab der Getadelte zurück, „ich kann ja nichts dafür, daß ich Talent und in Burbadge einen so vortrefflichen Lehrmeister habe. Doch von mir will ich gar nicht mehr sprechen, sondern gleich auf den Kern der Sache kommen. In dem Lustspiel treten nämlich ein paar einfältige Gerichtsdiener auf, die durch ihre Dummheit die Verleumder des Stücks entlarven und so zur Entdeckung der Intrige beitragen. Der eine dieser Gerichtsdiener heißt Holzapfel; er schmückt seine Rede fortwährend mit Fremdwörtern, die er teils verdreht, teils falsch anwendet. Diese Gewohnheit hat nun auch unser Direktor Henslowe, und an ihn dachte der schalkhafte Shakespeare wahrscheinlich auch, als er diese köstliche Figur schuf. Das Stück wurde während der Abwesenheit Henslowes, der im Verlauf des Winters einige Vorstellungen in Oxford zu geben gedenkt und deshalb dorthin abgereist ist, einstudiert, so daß er also keine Ahnung davon hat, daß er von Kempe, der den Holzapfel spielt, auf die Bühne gebracht wird. Das gibt einen Hauptspaß, auf den ich mich gewaltig freue."

Dick hatte allerdings recht, denn als der Tag der ersten Aufführung von „Viel Lärm um nichts" erschien, kam es im Globustheater zu einer Doppelkomödie. Der in der Garderobe anwesende Henslowe, welcher bei Beginn der Vorstellung sich an der Hintergardiene aufgepflanzt hatte, um den Gang der Handlung und das Spiel der im Stück Beschäftigten zu verfolgen, fand nur zu bald heraus, was Shakespeare mit der Person des Holzapfel beabsichtigte.

„Potz Wetter," erklang es flüsternd von seinen Lippen, „das bin ja sozusagen ich!" und gleich einer Henne, welche die von ihr ausgebrüteten Entchen in das Wasser gehen sieht, ohne ihnen folgen zu können, lief Henslowe hinter dem Vorhang auf und ab, bei jedem neuen Fremdwort, das von Holzapfel mißhandelt wurde, in den abermaligen Ruf ausbrechend: „So war ich lebe, daß kann nur ich sein!"

Im nächsten Zwischenakt stellte er Shakespeare deswegen zur Rede. Nur schwer vermochten sowohl der Dichter, als die anwesenden Schauspieler das Lachen zu unterdrücken, zumal Henslowe abermals falsch angewendete Fremdwörter in seiner hitzigen Rede mit vorbrachte.

„Ihr befindet euch im Irrtum," ergriff Burbadge an Stelle seines Freundes das Wort, „ihr seid doch kein Gerichtsdiener?"

„Nein," bestätigte der Direktor, „aber dieser Holzapfel ordiniert seine albernen Reden mit Fremdwörtern."

„Du liebe Zeit," versetzte Burbadge achselzuckend, „warum soll sich denn der Mann das Vergnügen nicht gestatten?"

„Weil er eine viel zu populäre Figur ist," entgegnete Henslowe ziemlich hitzig, „um seinen Reden Fremdwörter zu induzieren, dazu bedarf es schon eines metamorfigen Menschen, um nicht zu sagen eines Studios. Dies ist aber bei mir der Kasus, während jener Holzapfel geradezu an Stuplizität leidet."

„Nun ja," räumte Burbadge ein, „und schon deshalb könnt ihr nicht damit gemeint sein."

„Nun, Master Shakespeare," wandte sich der immer noch nicht beruhigte Henslowe an diesen, „habt ihr keine Antwort auf meine Anschuldigung?"

„Doch," nickte der Dichter, „ich wollte euch erst ausreden lassen. Ich habe bei der Schöpfung meines Holzapfels an einen Mann gedacht, der mich in meiner Jugend derart verfolgte, daß ich meine Heimat verlassen mußte. Es war dies Sir Thomas Lucy auf Charlecote. Ich habe mir erlaubt, gegen ihn eine kleine Rache zu üben, indem ich den hochmütigen Friedensrichter zu einem einfältigen Gerichtsdiener degradierte; damit er sich aber wiedererkenne, habe ich seine Reden mit Fremdwörtern geschmückt."

„Ah so," versetzte Henslowe beruhigt, „da habt ihr ganz recht gethan, daß ihr den hochmütigen Menschen regaliertet."

Von nun an verfolgte Henslowe den weiteren Verlauf des Stückes mit großer Andacht und lachte herzlich über die dummen Reden des einfältigen Gerichtsdieners, von dessen wunderbaren

Fremdwörtern er sich im stillen verschiedene merkte, um sie demnächst wieder an den Mann zu bringen.

„Viel Lärm um nichts“ wurde bleibend in das Repertoire des Globustheaters aufgenommen, welches indessen seine Saison bald schloß, da der Herbst mit aller Rauheit auftrat, und das Publikum, trotz aller Schaulust, es nicht mehr wagen konnte, weiteren Vorstellungen in dem unbedeckten Sommertheater beizuwohnen. Ehe aber die Mitglieder der Lord-Kämmerertruppe nach Blackfriars zurückkehrten, folgten sie Henslowe nach Oxford, dessen Studentenschaft den Shakespeareschen Schöpfungen und den vortrefflichen Leistungen einzelner Mitglieder ein ebenso feines Verständnis als reges Interesse entgegenbrachte.

Die Abreise nach Oxford geschah so plötzlich, daß Shakespeare von seinem Gönner Essex nicht hatte Abschied nehmen können. Er bedauerte es um so mehr, da er bald nachher vernahm, daß der Graf mit seinem Heer nach Irland übergeschifft war.

Mit dem Abzug der Truppen hatte das erregte Leben, welches bis dahin in London geherrscht, einer ziemlichen Öde und Stille Platz gemacht. Über der Stadt lagerte eine Art von Melancholie, denn der Himmel hatte sich in Grau gehüllt, ein andauernder Regen fiel und ein schneidender Wind pfiff über Plätze und durch Gassen, die aufsteigenden Nebelschwaden nach allen Richtungen hin zerteilend.

Sehnsüchtig sahen die Londoner dem Christfest entgegen, an das sich damals althergebrachte Lustbarkeiten knüpften. Mit dem Beginn des Dezembers klärte sich das Wetter und ein trockener Frost trat ein, welcher die zwischen dem Christtag und dem Dreikönigsabend gefeierten zwölf Tage lustiger Volksfreiheit wesentlich begünstigte.

Die Fenster und Thüren der Häuser schmückten sich mit Gewinden von Epheu und Lorbeer, und nach dem ersten, der Andacht gewidmeten Feiertage beschenkte man einander mit Kuchen, der die Form eines Christkindes hatte, und in allen Häusern kreiste der mit bunten Bändern geschmückte Krug kräftigen Würzbieres.

Mit einbrechender Dämmerung erhellten sich die Zimmer durch den Glanz der angezündeten Wachslichter und der lodernden Kaminfeuer. Überall herrschte Freude und Fröhlichkeit, nur in dem neuen Heim Lucys sah man betrübte Mienen. Die junge Frau, welcher die Trennung von dem Gatten äußerst schwer geworden war, hatte längere Zeit keine Nachricht von diesem erhalten, und Vater Timothy vermochte sie nicht zu trösten, da allerlei Gerüchte über den Vormarsch des Grafen Essex und seiner Truppen in der Luft schwirrten. Soviel stand fest, daß der Graf seine ursprüngliche Absicht, Tyrone in Ulster aufzusuchen und anzugreifen, dahin abgeändert hatte, daß er sein Heer nach Munster und Leicester führte, wo er seine Kräfte aufrieb, ohne besondere Erfolge zu erreichen.

Dick, welcher den Festabend in der Gesellschaft von Timothy und Lucy verbrachte, fand ebensowenig für die arme Lucy einen Trost, denn er ärgerte sich im stillen darüber, daß seine Gegenwart nicht genügte, ihre Sehnsucht nach dem abwesenden Gemahl zu mildern.

Um dieselbe Zeit, wo die drei vor dem Kamin saßen, nachdenklich in die prasselnden Flammen blickten und mit trüber Miene das Würzbier schlürften, sprengte durch das Westminsterthor ein Reiter auf schaumbedecktem Rosse. Er befand sich schon seit mehreren Tagen unterwegs, dennoch vergönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe, und, ungeachtet seines brennenden Durstes, verzichtete er auf die Gastfreundschaft der Londoner, welche in herkömmlicher Weise an diesem Festabend den vorüberziehenden Freunden und Bekannten die mit Würzbier gefüllten Krüge durch Fenster und Thüren reichten. Auch dem fremden Reitersmann winkte man zu, heranzukommen und einen Trunk zu nehmen, allein er schüttelte dankend den Kopf und verfolgte unablässig seinen Weg nach Whitehall.

Durch die mannigfachen Mummenzüge, welche durch die Straßen gingen, wiederholt aufgehalten, erreichte er endlich doch den Schloßhof und schwang sich vom Pferd.

Dem auf ihn zutretenden Wachtposten, welcher an ihn

die Frage richtete, was er zu Whitehall zu thun habe, antwortete er:

„Ich bin Robert Longsword und komme aus Irland mit Botschaften vom Grafen Essex."

Der Wachtposten meldete dies dem diensthuenden Offizier, welcher Robert nicht fremd war, da er sich mit ihm oft im Geschäftszimmer des Grafen Essex unterhalten. Der Mann hatte Robert stets große Achtung erwiesen, und deshalb nahm es den letzteren Wunder, daß er in sehr frostigem Tone zu ihm äußerte:

„Ich will euch zu einer der Hofdamen ihrer Majestät bringen."

„Mein Auftrag lautet dahin, daß ich die geheime Botschaft des Grafen Essex der Königin persönlich überbringen soll."

„Ihr könnt dies ja der Hofdame selbst sagen," gab der Offizier kurz zurück und schritt schweigend neben Robert her, den er in den inneren Palast führte.

Nicht ohne Verwunderung folgte ihm der Edelmann; gleichwohl vermied er eine auf die sonderbare Veränderung des Offiziers bezügliche Frage. Der anstrengende Ritt hatte ihn zu sehr ermüdet, und er mußte den Rest seiner Kräfte zusammennehmen, um der Monarchin gebührend Rede stehen zu können.

Der Offizier betrat mit ihm ein Gemach, in welchem sich die jourhabenden Hofdamen aufzuhalten pflegten. Heller Kerzenschein drang den Anlangenden entgegen und Robert erkannte in der vor dem Kamin sitzenden Dame die Lady Nottingham.

„Dieser Herr sucht um eine Audienz bei ihrer Majestät der Königin nach," äußerte der salutierende Offizier, „er kommt mit einer Botschaft vom Grafen Essex."

Die Lady verabschiedete den Sprecher und äußerte zu Robert: „Ihr könnt die Königin nicht sprechen."

„Ich muß aber dennoch darauf dringen," versetzte Robert, dem es immer sonderbarer zu Mute ward, da auch die Hofdame sich sehr zurückhaltend zeigte. „Ich soll dieses Schreiben hier ihrer Majestät persönlich übergeben und nur solange in London verweilen, bis ich von der Königin die Antwort erhalten. Hindert

mich nicht daran, dem Grafen zu Willen zu sein, da es sich um wichtige Dinge handelt und es mich schmerzen würde, mir die Ungnade meines Gönners zuzuziehen."

„Ich glaube," versetzte Lady Nottingham scharf, „daß ihr von der Ungnade des Grafen weniger zu fürchten habt, als von dem Zorn der Königin."

„Ich habe den Zorn der Königin nicht zu fürchten," erwiderte Robert, „da ich im Dienst und mir keines Unrechts bewußt bin."

Lady Nottingham warf ihm einen verächtlichen Blick zu, dann sagte sie in eisigkaltem Tone:

„Ihr mögt noch so sehr um eine Audienz bitten, ihr bekommt das Angesicht der Majestät doch nicht zu schauen!"

Jetzt wurde Robert erregt und rief:

„Ich bitte nicht um eine Audienz, sondern ich fordere sie!"

Lady Nottingham lachte höhnisch auf, wandte ihm den Rücken und entfernte sich durch eine dem Eingange gegenüber liegende Thür.

„Was soll denn das heißen?" fragte sich Robert verwundert, „diese Lady, welche dem Grafen gegenüber geradezu unterwürfig erschien, als er sich von der Königin verabschiedete, wagt es jetzt, sich einem von Essex ergangenem Befehl zu widersetzen?"

Er wandte sich um, da er ein Geräusch an der Eingangsthür vernahm. Ein freudiger Ausruf entrang sich seinen Lippen, als er Ralph erblickte. „Jetzt wird mir endlich Aufklärung werden!" rief er, auf ihn zugehend und ihm die Hand reichend, welche der Kammerdiener jedoch nur sehr wenig drückte. Er wich dem Blicke Roberts aus und begnügte sich zu sagen:

„Ihr seid aus Irland wieder zurück? Die Reste des Heeres werden wir dagegen wohl nicht wiedersehen?"

„Wie vermögt ihr so zu sprechen, Sir?" gab Robert empfindlich zurück, zumal ihn das sonderbare Benehmen Ralphs schmerzlich berührte. „Graf Essex hofft vielmehr, sein Heer möglichst bald als Sieger zurück zu bringen."

„Wirklich, hofft er das?" erwiderte Rolph im Tone bitterer Ironie.

„Allerdings," fuhr Robert mit Heftigkeit fort, „denn er ist willens, sich nach Norden zu wenden und in Ulster die Rebellen aufzusuchen."

„In der That?" höhnte Ralph, „wird er sich endlich zu dieser Heldenthat aufraffen?"

„Mein Himmel, wie ihr nur sprecht," rief Robert ärgerlich. „Um die Rebellen in ihrer Hauptmacht anzugreifen, mußten sich die neugeworbenen Truppen der Königin erst in kleineren Kämpfen erproben. Ehe Graf Essex jedoch den entscheidenden Schlag führt, will er das schriftliche Einverständnis der Königin. Zur Einholung dieser Antwort bin ich abgesandt worden und suche jetzt um eine Audienz bei der Königin nach. Allein Lady Nottingham will mich nicht vorlassen."

„Entschuldigt," fiel Ralph ein, „der von euch genannte Name erinnert mich, daß ich der Lady etwas zu melden habe."

Damit entfernte er sich ziemlich rasch durch die andre Thür, Robert in maßlosem Erstaunen zurücklassend.

Einige Minuten später erschien Lady Nottingham wieder im Zimmer, ließ sich vor dem Kamin nieder und sagte in frostigem Tone:

„Die Monarchin wünscht euch nicht zu sehen, dagegen gestattet sie, daß ihr das Schreiben des Grafen mir einhändigt, ich soll es ihr dann überbringen."

„Ich besitze dazu keine Vollmacht!" rief Robert gänzlich verwirrt.

„So könnt ihr es auch behalten," versetzte die Lady gleichgültig und von dem Sims des Kamins ein Buch nehmend.

Robert wußte nicht, was er thun sollte. Nach kurzem Besinnen sagte er: „Nun wohl, so will ich euch vertrauen, Lady. Hier ist das Schreiben. Darf ich auf die schriftliche Antwort der Monarchin warten? Denn ich möchte gern noch in dieser Nacht meinen Rückweg antreten."

„Ruht euch nur daheim ein wenig aus," lautete die frostige Antwort der Lady. „Morgen früh soll das Schreiben der Königin in euren Händen sein."

Mit dieser Versicherung sah sich Robert entlassen. Er kehrte in den Schloßhof zurück und bestieg sein Pferd. Bei seinem Pflichteifer hatte er nicht gewagt, zuerst in die Arme derjenigen zu eilen, nach der sein Herz sich sehnte. Dafür durfte er es jetzt, und deshalb spornte er auch noch einmal sein müdes Roß an. Der Gedanke, Lucy in der nächsten Viertelstunde an sein Herz schließen zu können, verwischte rasch die mißmutige Stimmung, welche bei ihm durch den kühlen, sonderbaren Empfang zu Whitehall entstanden war.

Mit vor Freude klopfendem Herzen hielt er endlich vor dem Hause, das sein Teuerstes barg. Rasch übergab er einem Knecht das Pferd, um das ermüdete Tier nach dem Stall zu bringen, dann eilte er die zur Hausthür emporführenden Stufen hinauf, welche am heutigen Festabend offen stand, während die Flur das zechende Gesinde zeigte. Die verwunderten Ausrufe desselben nicht beachtend, riß Robert die Thür des Wohnzimmers auf, gerührt auf die kleine, vor dem Kamin sitzende Gruppe blickend.

Als Lucy den Gatten erkannte, schrie sie auf und eilte unter Lachen und Weinen auf ihn zu, um an seine Brust zu sinken.

„Mein teures Weib!“ sagte Robert mit halbgebrochener Stimme, seine junge Gemahlin liebkosend.

„Bleibst du jetzt bei mir?“ flüsterte sie bewegt.

„Morgen früh muß ich leider wieder fort,“ entgegnete Robert, „da mich die Pflicht ruft. Doch werde ich bald mit dem Grafen und dem tapferen Heere zurückkehren, und dann, dann, Lucy, werden wir uns wohl nicht wieder trennen, als bis Gott eines von uns zu sich ruft.“

Das Haupt der jungen Frau lehnte jetzt an der linken Schulter des Gatten, welcher dadurch seine rechte Hand frei bekam, die er nunmehr Timothy und Dick entgegenstreckte.

Da gab es viele Fragen und Antworten, und wenngleich die Mitteilung von dem frostigen Empfang, welchen Robert im Palast der Königin gehabt, die allgemein freudige Stimmung trübte, so war dies doch nur vorübergehend. Das Wiedersehen und der festliche Abend trugen das ihrige bei, die Fröhlichkeit der

glücklichen Menschen zu steigern, so daß selbst Dick seinen geheimen Groll vergaß und mit Robert auf das heiterste scherzte.

„So große Freude nimmt ein rasches Ende
Und stirbt im höchsten Sieg, wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehrt."

Die prophezeienden Worte, welche Shakespeare in Romeo und Julia den Bruder Lorenzo sagen läßt, sollten hier in Erfüllung gehen.

Noch saßen die glücklichen Menschen plaudernd am Kamin, als sich draußen auf der Flur ein plötzliches Geschrei erhob, das von dem Gesinde herstammte.

„Was ist das?" rief Lucy, sich ängstlich an den Gatten schmiegend.

„Es wird irgend ein Mummenschanz sein," versetzte Robert beruhigend, „und die thörichten Mägde sind darüber erschrocken."

Bei diesen Worten verließ er seinen Platz am Kamin, um selbst nachzusehen. Gleichzeitig aber ward die Thür aufgerissen und der Sheriff in seiner roten Amtstracht trat mit mehreren Konstablern ein, während hinter ihnen die neugierigen Gesichter des Gesindes erschienen.

Robert trat erstaunt zurück. Der Sheriff berührte ihn mit seinem weißen Stabe, die bedeutungsschweren Worte hinzufügend:

„Ich bin gekommen, um euch, Sir Robert Longsword, auf Befehl unsrer allergnädigsten Königin zu verhaften."

Lucy schrie entsetzt auf und umklammerte den Gatten so fest, als ob sie damit ausdrücken wollte, daß keine Macht der Erde im stande sei, ihn von ihr zu trennen.

„Beruhige dich, geliebtes Weib," bat Robert, dessen Stimme jetzt zitterte. „Ich bin mir keines Unrechts bewußt, und da die Monarchin eine gerechte Königin ist, so wird sie mir bald meine Freiheit zurückgeben."

Hierauf wandte er sich an den Sheriff, ihn fragend, wessen er angeklagt sei.

„Des Hochverrats," lautete die kurze Antwort.

Das Verhängnis, welches so plötzlich über Robert gekommen

war, sowie die Sorge um ihn und Lucy, hatten Timothy derart erschüttert, daß er sich nicht vom Stuhle erheben konnte. Doch auch Dick zitterte am ganzen Körper, während Lucy schluchzend rief:

„Meine Ahnung! Sie hat mich nicht betrogen."

„Ich fordere euch auf, Sir Longsword," ergriff der Sheriff abermals das Wort, „mir nach dem Fleetgefängnis zu folgen."

Roberts Brust hob und senkte sich schwer, mit feuchten Augen blickte er auf seine Gattin, dann erwiderte er düster: „Ich bin bereit!"

„Nein, ich lasse dich nicht!" rief Lucy, als er sich von ihr losmachen wollte, in so herzzerreißendem Tone, daß selbst der Sheriff und seine rauhe Begleitung Mitleid empfanden. „Du darfst mir nicht entrissen werden, sonst sterbe ich!"

„Dann würdest du mich gänzlich unglücklich machen," erwiderte Robert, in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend und die Stirn der Gattin mit Küssen bedeckend. „Gott ist gerecht!" fuhr er, sich ermannend, nach kurzem Stillschweigen fort, „er wird sich auch meiner erbarmen und mich nicht untergehen lassen. Der Tag meiner Freiheit wird nicht allzufern sein. Zeige dich als mein mutiges Weib, meine Lucy, erhalte dich mir, und ihr — Vater Timothy und Dick — steht der Ärmsten tröstend und schützend zur Seite."

Er wollte sich leise der zarten Umarmung entwinden, allein es stellte sich heraus, daß Lucy ohnmächtig geworden war. So sanft als möglich trug er sie nach dem im Nebenzimmer stehenden Ruhelager, kniete vor ihr nieder und sprach ein kurzes Gebet. Gestärkt erhob er sich und trocknete seine thränenfeuchten Augen. Noch einmal drückte er dem gebeugten Vater Timothy und dem schluchzenden Dick die Hand, dann sagte er mit fester Stimme:

„Jetzt, Sheriff, bin ich bereit euch zu folgen."

Seine edle Figur richtete sich hoch empor, und stolzen Schrittes verließ er das Haus, wo seine Lieben wohnten.

12.

Gefangen im eigenen Hause.

Die Dinge in Irland gestalteten sich für die Engländer immer ungünstiger. Die Rebellen machten entschiedene Fortschritte, wodurch der Mut der englischen Soldaten sank. Sie wagten keinen Entscheidungskampf, ja die Offiziere protestierten sogar mit aller Entschiedenheit. Infolgedessen sah sich Essex veranlaßt, mit Tyrone in Unterhandlung zu treten. Die Bedingungen und Forderungen des letzteren überschritten alles Maß. Dennoch ging Essex darauf ein, weil die Spanier mit einem Anfall auf England drohten, Tyrone aber nur durch die Erfüllung seiner Bedingungen von ihnen zu trennen war.

Bei dem Stolze Elisabeths ließ es sich kaum erwarten, daß sie die den Iren durch Essex gemachten Zugeständnisse genehmigen werde. Auch sorgten die Gegner des Grafen dafür, daß der Unwille der Königin sich steigerte.

Eigentümlich mußte es erscheinen, daß Bacon von Verulam alle Mittel in Bewegung gesetzt hatte, um bei Hofe wieder erscheinen zu können. Als ihm dies endlich gelungen war, verkaufte er sofort das ihm von Essex geschenkte Landgut, den Erlös zum Ordnen seiner mißlichen Vermögensverhältnisse verwendend. Mehr und mehr zog sich der geistvolle Viscount, dessen hohe Verdienste auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschungen nicht hinweggeleugnet werden können, von seinem großmütigen

Freund und Gönner Essex zurück, und stimmte in die ungerechten Beschuldigungen der Mitglieder des Staatsrats ein, welche Essex für den unglücklichen Feldzug in Irland verantwortlich machen wollten.

Die Königin wandte Bacon ihre alte Gunst wieder zu und zog ihn oft zu den Sitzungen des Staatsrats, welcher jetzt alltäglich zusammentrat. In geschickter Redewendung wußte der charakterlose Viscount den Groll der Königin gegen Essex zu vermehren, wie er es auch am heutigen Morgen wieder that, indem er äußerte:

„Robert Essex steht, seitdem er die Würde eines Earl Marschall von England erhalten, allerdings das Recht zu, Befehlshaber und Ritter zu ernennen; indessen müssen diese Patente von eurer Majestät genehmigt werden."

„Gotts Blitz!" rief Elisabeth erregt, „das meine ich auch. „In eigenmächtiger Weise hat Essex seinen Freund Southampton zum Befehlshaber der Reiterei ernannt. Es war dies gegen meinen Willen, da Southampton noch jedwede Erfahrung im Felde abgeht. Hat Essex aber meinem Befehl Folge geleistet?"

„Leider nicht," erwiderte Bacon mit einem bedauernden Achselzucken, „er verteidigt und belobt im Gegenteil seinen Freund in jedem Bericht, auch fährt er gegen den Willen eurer Majestät fort, Ritter zu ernennen. Die Hauptsache aber bleibt die, daß er von dem genehmigten Operationsplan, gegen Tyrone im Norden vorzugehen, abgewichen ist. Er wird es schwer zu verantworten haben."

„Er behauptet freilich," lenkte die Königin ein, „daß sein Operationsplan den Rebellen verraten worden sei, und die von Hugh Greedy gemachten Aussagen bestätigen diese Annahme."

„Ich gebe dies zu," versetzte Bacon mit einem süßen, widerwärtigen Lächeln, „zumal der Verräter ja auch aufgegriffen worden ist, allein die Schuld von Essex wird dadurch nicht geringer. Welche Unachtsamkeit von ihm, daß eine solche Treulosigkeit überhaupt geschehen konnte! Außerdem sind durch das planlose Umherziehen durch ungesunde Gegenden auch noch Krankheiten im

Heere entstanden, so daß der Graf, trotz der enormen Zahl seiner Soldaten, noch um neue Truppen bitten mußte."

„Die Anklagen des Viscounts sind noch viel zu gelind," rief jetzt Walter Raleigh, der wenige Tage zuvor von seiner Seefahrt zurückgekehrt war. „Ich beschuldige den Grafen Essex hiermit ganz offen verräterischer Absichten!"

Die Königin erschrak. Wohl kannte sie den hochmütigen Charakter Essex', doch so verwerflicher Absichten hielt sie ihn für unfähig.

„Erwägt eure Worte, Sir Raleigh!" warnte sie mit bebender Stimme. „Des Grafen Feinde hier am Hof sind boshafter als ich glaubte!"

„Diese Beschuldigung meiner Königin thut meinem Herzen weh," versetzte Raleigh, sein Haupt demütig senkend. „Durch mehrere Spione, auf deren Aussagen ich mich verlassen kann, weiß ich es, daß Essex mit dem Rebellen Tyrone insgeheim unterhandelt und zu wiederholten Malen mit ihm gesprochen hat. Ich weiß ferner, daß er dem Rebellen ausdrücklich erklärte, ihn zum größten Mann in England machen zu wollen, sobald er sich ihm füge."

„Eure Spione," bemerkte Elisabeth sarkastisch, „müssen sich eines ganz besonders scharfen Gehörs erfreuen, daß sie eine geheime Unterredung vernehmen konnten."

Es war zu ersehen, daß Elisabeth noch immer Essex vor seinen Gegnern zu schützen suchte, obgleich sie in ihrem Urteil über ihn bereits wankend geworden war. Sie ahnte nicht, daß Graf Essex an dem nämlichen Morgen im Begriff stand, mit einem Teil seiner Truppen nach England zurückzukehren und an ihrer Spitze die Genehmigung seines mit Tyrone geschlossenen Vertrages zu erzwingen, hierauf aber mit aller Macht sich in den spanischen Krieg zu stürzen. Indessen stellten ihm seine Freunde Southampton und Pembroke vor, daß diese Verfahrungsart den Anschein eines Empörungsversuchs bekommen könnte. Sie drangen in ihn, davon abzustehen und alles von dem Einfluß abhängig zu machen, den er durch seine persönliche Erscheinung auf die Königin ausübte.

Doch auch dieses Mittel war sehr gewagt, zumal er sein bedrängtes Heer ohne vorherige Erlaubnis der Königin nicht verlassen durfte.

Eine Woche mochte seit jener Staatsratssitzung vergangen sein. London feierte den Fastnachtsdienstag mit dem altherkömmlichen Mummenschanz, denn das lustige Altengland ließ sich nur auf kurze Zeit ernst stimmen.

Shakespeare wohnte gern den Volksbelustigungen bei, doch heute fühlte er sich ernst gestimmt und verließ in Begleitung seines Freundes Burbadge die Stadt, um auf der Oxfordstraße nach einem freundlichen Dörfchen zu wandern, das malerisch zwischen zwei bewaldeten Hügeln lag. Ein erwärmender Sonnenschein, der das Nahen des Frühlings verkündete, lag über der Landschaft, und das Geäst von so manchem Baume umgab bereits ein grünlicher Schimmer.

Die beiden Freunde, welche heute vom Dienste im Theater befreit waren, führten, trotz der lachenden Landschaft, ein sehr ernsthaftes Gespräch miteinander, das sich mit dem verhängnisvollen Schicksal Robert Longswords beschäftigte.

Der Prozeß gegen ihn war bereits von der Sternkammer eingeleitet und er beschuldigt worden, den Operationsplan gegen die Iren verraten zu haben. Als Ankläger erschien Hugh Greedy mit noch zwei andern Zeugen. Die arme Lucy hatte ihn richtig beurteilt. Er setzte die wohlverdiente Züchtigung, welche er durch die Lehrlinge und Matrosen erhalten, auf Robert Longswords Rechnung, dem er seine Stellung bei Essex und die Gunst der Königin neidete. Er wollte ihn vernichten und umgarnte ihn daher mit seiner schweren Anklage, wie das Netz der Spinne die unvorsichtige Fliege.

Noch blieb Lucy die große Gefahr, in welcher ihr Gatte schwebte, verborgen, sie würde den schweren Schlag auch kaum überlebt haben, da sie seit Roberts Verhaftung sehr abgezehrt erschien. Timothy und Dick hatten viel zu trösten, und Shakespeare und Burbadge standen ihnen dabei redlich zur Seite.

„Wenn nur einer von unsern vornehmen Gönnern hier in

London verweilte," äußerte jetzt der Dichter zum Freunde, „so würde der unglückliche Longsword bald aus seiner Haft befreit sein, denn daß die Anschuldigung jenes Greedy nur eine neue Bosheit ist, davon bin ich fest überzeugt."

„Wie wäre es," rief Burbadge, „wenn du dir eine Audienz bei der Königin verschafftest?"

„Ich würde mich umsonst bemühen," versetzte Shakespeare traurig, „seitdem der Groll in ihrem Herzen aufgestiegen, will sie von der Poesie nichts wissen. Um aller Audienzen enthoben zu sein, hat sie sich nach ihrem Landhaus Nonsuch begeben, woselbst sich jetzt auch der Staatsrat versammelt."

„Ich fürchte," seufzte Burbadge, „wir stehen vor einer traurigen Katastrophe."

„Du scheinst recht zu haben," entgegnete Shakespeare betrübt lächelnd, indem er auf einen kleinen Leichenzug deutete, der sich aus dem Dorfe St. Giles zu einem der Hügel empor wand, wo um eine kleine Kapelle sich der Friedhof des Ortes ausdehnte. „Es ist ein schlimmes Omen, in so schweren Zeitläuften einem Leichenzug zu begegnen."

„Bist Du so abergläubisch?" fragte der Freund.

„Welcher Dichter wäre es nicht?" gab Shakespeare zurück, „doch laß uns ein wenig schneller gehen."

„Du willst doch nicht etwa der Trauerfeierlichkeit beiwohnen?" fragte Burbadge von neuem, und fuhr nach der Bejahung des Freundes fort: „Ich vermag nichts Interessantes darin zu finden, den Sarg, in welchem irgend ein Bauer ruht, in die Erde senken zu sehen."

„Der Geistliche ist aber auch dabei," entgegnete Shakespeare, „und er wird eine Rede halten."

„Ja wohl," äußerte Burbadge ironisch, „über die unsterblichen Verdienste des Verblichenen, welcher im Jahre so und so oft Mist gefahren, seine Felder gepflügt und für das Wohl seines Viehstandes gesorgt gehabt. Das ist allerdings äußerst interessant."

„Ein Dichter und ein Schauspieler," gab Shakespeare zu bedenken, „vermag überall zu lernen. Wer weiß, ob sich nicht

unter den Leidtragenden irgend ein interessanter Charakter befindet, welcher der Beobachtung wert erscheint?"

Sie waren inzwischen dem Leichenzug näher gekommen. Der rohgezimmerte Sarg bewies, daß die sterblichen Reste eines Armen darin ruhten. Eine schluchzende bleiche Frau mit mehreren erwachsenen Kindern folgte dem kleinen Bretterhaus.

„Wen begrabt ihr hier?" fragte Shakespeare einen von der Straße seitswärts stehenden Steinklopfer, der in seinem Geschäft innehielt und in frommer Weise vor dem Sarge seine Mütze gelüftet hatte.

„Ach, lieber Herr," lautete die Antwort, „der Verstorbene soll bei den Vornehmen berühmt gewesen sein. Sie sagen unten im Dorf, er habe Gedichte gemacht. Na, ich verstehe nichts von dem Zeug."

„Jetzt kannst Du einsehen, mein Freund," äußerte Shakespeare zu Burbadge, „auf welche Merkwürdigkeiten man oft bei seinen Beobachtungen stößt. Ein Dichter unter Bauern, das interessiert mich. Wie lautete denn sein Name?" wandte er sich wieder an den Steinklopfer.

„Edmund Spenser," antwortete der ältliche Mann. „Unser Pfarrer sagte uns, daß er ein wunderschönes Gedicht auf die Königin verfaßt habe. Doch was ist euch, lieber Herr?" unterbrach er seine Rede, besorgt auf Shakespeare blickend, der erbleichend seinen Freund umfaßte.

„War Spenser so arm," fragte Burbadge, den Freund festhaltend, „und an welcher Krankheit starb er?"

„Ach ja," erwiderte der Steinklopfer, „er war sehr arm, und als er sich in unserm Dörfchen mit seiner Familie niederließ — man sagt, er habe aus Irland entfliehen müssen — da herrschte bei ihm schon große Not. Der Pfarrer wollte, daß er sich an die Königin wende, welche ihm früher einen Jahresgehalt ausgesetzt hatte; seitdem er aber in den Dienst des Statthalters von Irland getreten war, unterblieb die Auszahlung. Der Selige aber war zu stolz, um zu betteln. Na, wohlhabende Leute im Dorfe haben dies und jenes für seine Familie gethan, er selbst

aber nahm nichts an und hungerte lieber, und so ist er denn auch Hungers gestorben. Wir haben ihn hier in dem Wäldchen vorgestern als eine Leiche gefunden. Er war ein gar guter Mann, aber stolz, sehr stolz."

„So muß ein von Gott begnadeter Dichter enden," rief Shakespeare, sich nicht der Thränen schämend, die über seine Wangen rannen. „Komm, Richard, laß uns dem Leichenzuge nacheilen und —"

Er vermochte vor Wehmut nicht weiter zu sprechen, sondern erklomm den Hügel, nachdem er dem dankenden Steinklopfer eine Geldmünze zugeworfen hatte.

Als die Freunde auf dem Friedhofe anlangten, hatte bereits der Geistliche seine Trauerrede begonnen. Er schilderte mit warmen Worten die Verdienste des Verstorbenen, und wenn auch nur ein kleiner Teil der um das Grab stehenden Leidtragenden eine Ahnung von dem Dichtertalent Edmund Spensers besaß, so sah man doch überall thränenfeuchte Augen.

Shakespeare und Burbadge traten ebenfalls an das offene Grab, um die üblichen drei Schaufeln Erde hinabzuwerfen, dann aber wandten sie sich der schluchzenden Witwe und den weinenden Kindern zu, um sie nach Möglichkeit zu trösten.

„Ihr sollt vor Sorgen bewahrt bleiben," äußerte Shakespeare zu der bleichen Frau. „Die Gräfin Dorset, die eine große Verehrerin der Poesie eures verstorbenen Gatten ist, wird sich eurer annehmen. Sie soll von mir eure Notlage erfahren." Er ließ bei diesen Worten seine Geldbörse, zu deren Füllung auch Burbadge beigetragen hatte, in die Hand der Witwe gleiten. Dieselbe wollte die Gabe des Fremden zurückweisen, als derselbe ihr aber seinen Namen zuflüsterte, dankte sie ihm gerührt.

„Der Dichter darf vom Dichter nehmen!"

Mit diesen Worten verließ Shakespeare mit Burbadge schnell den Friedhof, und beide eilten nach der Stadt zurück.

Bei dem Portlandplatz trennten sie sich, da Shakespeare die Gräfin Dorset noch zur selben Stunde aufsuchen wollte. Sein Weg führte ihn an Essex-Castle vorüber, zu dessen hohen Fenster-

bogen er wehmütig emporschaute. Schnell veränderten sich jedoch seine Mienen, als er aus dem Palast eine ritterliche Gestalt treten sah, in welcher er Southampton erkannte.

Mit einem lauten Freudenrufe eilte er dem Freunde entgegen, der ihn in seine Arme schloß.

„Mein William!" rief der junge Graf, den Dichter abermals an sich drückend. „Ich nehme es als ein gutes Vorzeichen, daß dich mir der Zufall in dieser schweren Stunde in die Arme geführt. Wir sind soeben mit einem kleinen Gefolge aus Irland angelangt, und ich bin vorausgeritten, um Lady Essex auf die plötzliche Ankunft ihres Gemahls vorzubereiten."

„Wo verweilt er jetzt?" fragte Shakespeare erwartungsvoll.

„Er ist direkt nach Nonsuch geeilt, um sich der Gunst der Königin von neuem zu versichern."

„Möge sein Empfang nur ein guter sein," seufzte Shakespeare.

„Fürchtest du das Gegenteil?" fragte Southampton.

„Essex hat das Heer und damit die Sache des Vaterlandes verlassen," hielt Shakespeare entgegen. „Der Groll der Königin hat sich durch böse Einflüsterungen bedeutend vermehrt, und ich fürchte, daß sie den Grafen als Verräter empfangen wird."

„Das verhüte der Himmel!" rief Southampton bestürzt, fügte aber sogleich in sorglosem Tone hinzu: „Ich vertraue auf das Glück unsres Freundes; es ist ihm bis jetzt stets treu geblieben."

„Mögest du wahr sprechen," versetzte Shakespeare, „und gleichfalls vor dem Zorn der Königin bewahrt bleiben."

„Was kann sie mir anhaben?"

„Du hast gleichfalls deine Soldaten verlassen," stellte Shakespeare vor.

„Dem ist nicht so, Freund," erwiderte Southampton lächelnd, „denn Essex hat mir klugerweise zuvor das Kommando über die Reiterei abgenommen. Er hofft dadurch den Zorn Elisabeths zu mäßigen, welche sich ja hauptsächlich über seinen Ungehorsam beklagt. Jetzt hat sie keinen Grund mehr dazu, und die gern verzeihende Königin findet vielleicht an dem Gehorsam des Grafen eine Handhabe der Gnade."

Während die beiden Freunde sich in diesen Mutmaßungen ergingen, hatte Essex bereits das Landhaus Nonsuch erreicht. Vor dem Thor schwang er sich vom Pferd und begab sich, mit dem Staub der Reise im Gesicht und auf den Kleidern, nach den Gemächern der Königin. Die anwesenden Höflinge schraken vor seinem plötzlichen Erscheinen und seinem unschicklichen Anzug zurück.

„Wo ist die Monarchin?" rief Essex dem oben auf der Treppe stehenden James Ralph zu.

„Sie befindet sich unwohl," lautete die unwillige Antwort, „und ist für euch nicht zu sprechen."

Der Graf lachte höhnisch auf, erstieg die Treppen und stieß den Kammerdiener, welcher ihm den Eintritt in das königliche Gemach wehren wollte, ziemlich unsanft beiseite.

Unangemeldet trat er ein und eilte auf die hochüberraschte Monarchin zu. Im Niederknieen erfaßte er rasch ihre Hand, führte dieselbe zu seinen Lippen und rief:

„Laß meine Feinde nicht über mich triumphieren! Höre mich gnädig an, und du wirst dich von meiner Unschuld überzeugen. In welcher Finsternis würde ich wandeln, wenn mir nicht die Sonne deiner Gnade schiene?"

Hinter dem hereinstürmenden Essex war eine Menge von Höflingen erschienen, welche alle die Monarchin schützen wollten. Elisabeth gab ihnen ein Zeichen, das Gemach zu verlassen, und so blieb Essex mit ihr allein.

Zuerst erhob sie gegen ihn drohend die Hand, dann aber winkte sie dem noch immer Knieenden zu, sich zu erheben und reichte ihm lächelnd ihre Hand.

Essex atmete erleichtert auf.

„Ich will deine Rechtfertigung anhören," sagte Elisabeth in wohlwollendem Tone, „und sie mit den Anschuldigungen deiner Gegner vergleichen. Doch eines mache ich dir dabei zur Bedingung: daß du die Wahrheit sprichst!"

„Meine Königin möge mich auf das härteste strafen," erwiderte der Graf, „wenn ich nicht jedes meiner Worte mit einem Eide erhärten kann."

In kurzer, gedrängter Rede erstattete er nunmehr Bericht, von dem Beginn des Feldzugs an, bis zu der sich immer schwieriger gestaltenden Lage, in welcher er sich zuletzt befunden.

Elisabeth erwiderte nichts, entließ aber ihren Günstling auf das freundlichste, ihn ersuchend, sich von seinem strapaziösen Ritt zu Nonsuch ein wenig auszuruhen und dann noch einmal vor ihr zu erscheinen.

Als Essex das Gemach verließ, begegnete er der Lady Nottingham, deren feindseliger Blick ihm nichts Gutes weissagte. Da die Monarchin ihn gnädig empfangen, so zeigte sich jetzt James Ralph um vieles freundlicher und sorgte dafür, daß der Graf seine Toilette ordnen konnte. Auch ließ er ihm alsbald ein Dinner servieren, welches Essex gern annahm, da er erst jetzt einen nagenden Hunger fühlte, den die große Erregung bisher niedergehalten.

Eine Stunde später sah er sich wieder vor die Königin gerufen. Nicht ohne Staunen nahm er wahr, daß sich ihm die Monarchin jetzt ziemlich gereizt zeigte und sich in heftigen Vorwürfen gegen ihn erging.

„Lady Nottingham war bei eurer Majestät," äußerte Essex niedergeschlagen, „sie besitzt eine unheimliche Gewandtheit, das Herz eurer Majestät umzustimmen."

„So könntet ihr sprechen, wenn ich zwanzig Jahre zählte," rief Elisabeth, die Brauen zusammenziehend. „Habt ihr vergessen, wer Elisabeth von England ist?" Sie war mit verschränkten Armen nahe an ihn herangetreten und fuhr fort: „Ich beherrsche eine stolze Nation, ich bestrafe und belohne, mein Name wird von fremden Potentaten mit Achtung und Ehrfurcht genannt; und dennoch wagt ihr es, Graf, den Verdacht zu äußern, daß ich mich von einer Lady Nottingham beherrschen ließe? Ich weiß, daß ihr viel Feinde hier am Hofe habt. Die Äußerungen derselben nehme ich mit großer Vorsicht auf, und ich würde mich freuen, wenn ich ihre Anschuldigungen zu widerlegen vermöchte. Leider vermag ich es aber nicht. Durch eure eigenmächtige Rückkehr habt ihr mir sozusagen das Heft zu eurer Verteidigung aus

der Hand gerissen. Ihr liebt es, eure Herkunft von königlichem Blute abzuleiten, was ist da natürlicher, als daß ihr nach der Krone trachtet; etwa nach dem Vorbild Bolingbrokes —"

„Königin!" unterbrach Essex hoch erregt, doch Elisabeth fuhr unbeirrt fort:

„Ihr liebäugelt selbst mit den Papisten und spanisch Gesinnten, wenn ihr damit irgend einen Zweck erreichen könnt."

„Seid nicht so grausam hart in euren Beschuldigungen," rief der Graf, die Hände beschwörend ausstreckend. „Die üble Afterrede meiner Feinde wirkt erdrückend auf mich. Vor Gott und eurer Majestät beteure ich hiermit feierlich, daß ich als ein getreuer Protestant nicht habe erleben mögen, daß die Religion, und als Engländer nicht, daß mein Vaterland zu Grunde gehe. Ich habe nie etwas andres sein wollen, als Unterthan, aber nur der meiner Königin, nicht der Untergebene unwürdiger und niedriger Vasallen."

Die Augen der Königin blickten wieder freundlicher.

„Es ist gut für euch," begann sie nach kurzer Pause, „daß es mir gelungen ist, jenen nichtswürdigen Robert Longsword verhaften zu lassen, welcher euren Operationsplan den Iren verraten. Es wird euch dadurch eure Verteidigung leichter werden."

„Was sagten eure Majestät?" rief Essex überrascht. „Robert Longsword soll ein Verräter sein? Wie ist das möglich, da Tyrone mir nach unsrer Übereinkunft den englischen Spion, welcher sein Vaterland verriet, selbst ausgeliefert hat? Darum also ist Longsword trotz meines Befehls nicht wieder zurückgekehrt? Ich wunderte mich bereits darüber, denn es gibt keinen treueren Unterthan als ihn. Wer hat es überhaupt wagen können, ihm ein solch niedriges Verbrechen zur Last zu legen?"

„Hugh Greedy hat der Sternkammer die Anzeige von dem Verrat Longswords erstattet," erwiderte Elisabeth in unsicherem Tone.

Die Erregung des Grafen steigerte sich, und er schwur, nicht eher zu ruhen, als bis Longsword an Greedy gerächt sei.

„Morgen früh," fügte er hinzu, „werde ich die Anklage

gegen den Elenden bei der Sternkammer niederlegen, und mein Zeugnis wird wohl genügen, Longswords Unschuld zu offenbaren."

„Denkt zunächst an euch, Graf," versetzte die launenhafte Königin in verweisendem Tone. „Offenbart erst eure Unschuld, ehe ihr für andre eine Lanze brecht!" Sie deutete nach der Thür, und der sich zurückziehende Essex bemerkte, daß die Königin in ihr immer stärker ward, als die Freundin.

Es waren nach dieser Unterredung mit der Monarchin nur wenige Stunden verflossen, die Essex dazu benutzt hatte, mit seiner Gemahlin und seinem Freunde Southampton zu plaudern, als ein Offizier von der königlichen Leibwache sich in Essex-Castle melden ließ. Der Graf schritt dem Eintretenden freundlich entgegen und nahm von ihm ein versiegeltes Schreiben in Empfang.

Beim Überfliegen des Inhalts erbleichte Essex.

„Was ist dir, Robert?" fragte die Lady besorgt.

„Nichts, nichts," antwortete der Graf unter einem tiefen Seufzer. „Der Staatsrat kündigt mir Haft in meinem eigenen Hause an, das niemand mehr betreten darf, die Mitglieder des Staatsrats ausgenommen, vor denen ich mich wegen meines Benehmens in Irland und meiner — Fahnenflucht," vollendete er unter einem bitteren Lachen, „verantworten soll."

„Ihr vergeßt hinzuzufügen," äußerte der Offizier, „daß euch auch der Zutritt bei Hofe untersagt ist."

„Ganz richtig, mein weiser Mann," erwiderte der Graf in spöttischem Tone, „denn wenn ich mich hier auf meinen Palast beschränken muß, so werde ich wohl schwerlich zu Hofe kommen können. Lebe wohl, Heinrich," wandte er sich an Southampton, während der Offizier ärgerlich das Zimmer verließ. „Ich bin zur Einsamkeit verurteilt, und der Freund darf sich mir vorerst nicht wieder nahen. Aber hier habe ich eine treue Stütze, die mich im Unglück trösten wird."

Damit umfing er seine Gattin, dieselbe zärtlich an seine Brust drückend.

13.

Schuld und Sühne.

Frühling und Sommer waren vergangen und schon begannen eisige Nordstürme und vereinzelte Schneeflocken den Winter anzukündigen. In dem sonst so lustigen London sah es jetzt trübe und unheimlich aus. Der Feldzug in Irland war ins Stocken geraten, die Offiziere hatten ihre Mannschaften verlassen, und so trieb sich allerlei Kriegsvolk in der Hauptstadt umher. Eine Teurung trat ein, und die Bettlerhaufen wuchsen und zeigten sich immer verwegener, so daß sich niemand mehr in die entfernteren Gassen der Vorstädte wagte.

Die Königin befürchtete einen Aufruhr in ihrer eigenen Residenz, weshalb sie das Kriegsgesetz in Kraft treten ließ. Bewaffnete Mannschaften durchzogen die Stadt, die Unruhigen wurden verhaftet und die Widersetzlichen nach kurzem Prozeß aufgeknüpft.

Obwohl sich Essex seinen langen Hausarrest ruhig hatte gefallen lassen und wieder alles Erwarten eine ungewöhnliche Milde zeigte, so zog es die Monarchin, angesichts der andauernden Unruhen, doch vor, den Grafen der Obhut des Lord-Siegelbewahrers zu übergeben, der ihn nach Yorkhouse brachte und von jedem Besuch und Briefwechsel abschloß. Noch war der Prozeß gegen ihn von der Sternkammer nicht eingeleitet, trotzdem der dienstbeflissene Bacon die Anklageschrift bereits auf das sorgfältigste ausgearbeitet hatte.

Der Grund dieser Zögerung lag in dem Schwanken Elisabeths. Bald steigerte sich ihr Zorn gegen Essex, und bald wieder beurteilte sie seine Handlungsweise mit größter Milde.

Ihre einzige Zerstreuung während dieser erregten Zeit bildete das Theater, und Lord Hunsdon that alles, daß seine hohe Verwandte in den vorgeführten Stücken reiche Abwechselung fand; indem er auf diese Weise für die Königin sorgte, blieb er vor melancholischen Stimmungen bewahrt, zur großen Freude des Meister Heinz, der mit jedem Tage närrischer wurde.

Hunsdon hätte es gern gesehen, wenn Shakespeare wieder mit einem neuen Stück vor die Öffentlichkeit getreten wäre. Allein außer dem zweiten Teile seines Heinrich IV., wo er noch einmal die populär gewordene Figur John Falstaffs vorgebracht, hatte er nichts weiter geschrieben. Seine Muse feierte. Die widerwärtigen politischen Verhältnisse, die Verhaftung seines Gönners Essex und die Trauer des mitfühlenden Southampton — dies alles drückte seinen Genius nieder, seine Phantasie vermochte sich nicht aufzuschwingen, und er bekümmerte sich nur noch um materielle Dinge. Sehr häufig besuchte er seine Familie in Stratford und vergrößerte sein Besitztum daselbst, indem er angrenzende Grundstücke ankaufte. Wenn er dann in dem traulichen Heim verweilte, mit seiner Lieblingstochter Johanna scherzte und seine alten Eltern sah, deren Lebensabend durch seinen rastlosen Fleiß verschönt worden war, da kam eine überaus glückliche Stimmung über ihn und er kehrte nur ungern nach London zurück. Wäre nicht Burbadge, Southampton und Pembroke gewesen, so würde er sich vielleicht jetzt schon von der großstädtischen Welt abgesondert haben.

Da er durch seine öftere Anwesenheit in Stratford das Familienleben schätzen gelernt, so begab er sich gern in den Kreis von Vater Timothys Kindern. Dort war das Glück wieder eingekehrt. Essex und Southampton hatten für Beweise, welche Roberts Unschuld klar darlegten, Sorge getragen, wobei die durch Tyrone bewirkte Auslieferung des wirklichen Verräters eine Hauptrolle spielte. Hugh Greedy sah sich zu seinem großen Mißver-

gnügen mit seiner Anklage abgewiesen, und der glückliche Robert kehrte zu seiner Gattin zurück. Die Trennung hatte beider Herzen noch fester aneinander gekettet, und Vater Timothy blickte jetzt mit einer Art freudiger Rührung auf das würdige Paar. Dick war ein treuer Freund des Hauses geworden, und Lucy liebte ihn wie einen Bruder; seinem Troste während ihrer Leidenszeit hatte sie viel zu verdanken, und Robert vergaß ihm diese treue Anhänglichkeit nicht.

Am heutigen Abend saßen die glücklichen Menschen wieder fröhlich beisammen und Dick erzählte allerlei Possen und Späße. Das Feuer im Kamin flackerte lustig und die angezündeten Wachslichter verbreiteten eine angenehme Helle.

Da klopfte es draußen an der Hausthür.

„Wer mag es sein?" fragte Lucy, sich fester an den Gatten schmiegend. Ihr ängstlicher Blick bewies deutlich, daß ihr die Erinnerung an jenen Abend, wo Robert dem Sheriff hatte folgen müssen, noch äußerst lebhaft in Erinnerung war.

Inzwischen hatte eine Magd die Hausthür geöffnet, und gleich nachher erschien im Zimmer die Gestalt des Meister Heinz.

„Vergebt mir, daß ich euch störe," begann er mit seiner Quetschstimme, „ich hätte mich eigentlich schon auf der Straße draußen durch Klingeln ankündigen können, allein meine Narrenkappe besitzt nur noch zwei Schellen, die andern sind alle abgefallen, und ich habe sie, da mein Gebieter sie auf die Aussterbeliste gesetzt, nach der Art eines guten und frommen Narren begraben."

Sein Blick haftete während dieser Rede am Boden, und die Anwesenden merkten nur zu wohl, daß er es that, um seine Rührung zu verbergen, die ihm sozusagen aus dem Herzen in die Augen getreten war. Es mag diesen letzten Narren der damaligen Zeit hart angekommen sein, sich von der bunten Tracht zu trennen, die sie Dezennien lang getragen und dadurch die Freiheiten einzubüßen, welche sie sich als Narren gegen hoch und niedrig herausnehmen durften.

Vater Timothy war aufgestanden und klopfte jetzt dem Meister

Heinz freundlich auf die Schulter. „Der Mensch muß sich in alles fügen lernen," äußerte er zu ihm. „Wer zu entbehren vermag, erringt den Sieg."

„Dann reicht mir den Lorbeer," rief Heinz tragikomisch, „denn ich entbehre meine Schellen, meine Peitsche und meine Witze."

„Wollt ihr nicht Platz nehmen?" fragte Timothy.

„Nein, alter Knabe," gab Heinz zurück, „erst will ich den Auftrag meines Gebieters ausrichten; sitzen darf ich dabei nicht, denn er ist eine Standesperson, also stehe auch ich, denn wie der Herr so der Diener. Ihr werdet nun denken, daß es etwas ganz besonderes ist, was mich zu euch führt; allein ihr kennt ja doch das alte Sprichwort: Viel Lärm um nichts, nun, und das soll morgen abend zu Whitehall aufgeführt werden. Ich sollte euch dies noch heute abend verkünden, damit ihr schon morgen in der Frühe die Bühne im Saal der Kapellknaben in Ordnung bringt."

„Es soll geschehen," entgegnete Timothy, „doch jetzt nehmt ein wenig Platz."

Der närrische Heinz blickte schalkhaft zu dem Sprecher empor, holte schnell eines der vor dem Kamin liegenden Holzscheite, trug es an den Tisch und hockte sich darauf nieder.

„Was soll denn das heißen?" fragte Dick lachend.

„Mein schöner, junger Herr," antwortete Heinz, „der weißhaarige Timothy erteilte mir die Weisung, ein wenig Platz zu nehmen; der Narr folgt den Thorheiten des Alters, und ihr seht, wie wenig Platz ich mir genommen."

Lucy lachte herzlich auf. Sie hatte sich, in ängstlicher Spannung, wer der späte Besuch sein mochte, nach dem Fenster gezogen, um von dort aus auf die Straße zu sehen und war infolgedessen von dem Meister Heinz nicht bemerkt worden. Doch jetzt näherte er sich ihr mit der Frage:

„Welch silberhelles Lachen vernehme ich da? Es klingt so melodisch, wie dereinst meine Schellen."

„Ich danke euch für das Kompliment," erwiderte Lucy

noch immer lachend, während sie an den Tisch zu ihrem Gatten zurückkehrte.

Der Narr starrte sie jetzt an, als ob er einen Geist erblickte, sein sonst immer lächelnder Mund verzog sich krampfhaft, und die Mienen des sonst von der Narrenkappe umgebenen Antlitzes zeigten einen tiefen Ernst, welcher von der komischen Form der Kappe eigen abstach.

„Was ist euch?" riefen die anwesenden Personen, und Timothy schüttelte den unbeweglich Dastehenden am Arme.

„He, wie?" schrie Heinz, den Blick von der sich ängstigenden Lucy nicht abwendend, „ich glaube, ich werde erst jetzt zum Narren; sagt mir, Timothy, bin ich verrückt, oder täuschen mich meine Augen?"

„Was habt ihr nur," versetzte der alte Mann kopfschüttelnd. „Erklärt euch deutlicher."

„Deutlicher?" widerholte Heinz. „Wie vermögt ihr armen Sterblichen die Worte eines Narren zu verstehen. Aber ich sage euch . . . das Bild! . . . das Bild!"

Mit diesen Worten eilte der Sonderling zur Thür und zum Hause hinaus, ohne daß es die Anwesenden hindern konnten. Sie sahen einander verwundert an und schüttelten die Köpfe.

„Mir scheint, er ist wirklich verrückt," äußerte Dick, welcher Heinz bei den Vorstellungen, die zeitweilig im Hause Hunsdons aufgeführt wurden, kennen gelernt hatte.

„Wer ist denn eigentlich der komische Kauz?" fragte Lucy aufatmend, welche den Meister Heinz nie zuvor gesehen.

Timothy wollte antworten, doch in demselben Augenblicke ertönte aus der Ferne ein seltsamer Lärm.

Alle lauschten.

Es war, als ob sich in irgend einem Teile der Stadt ein wütender Orkan erhoben hätte, so wild brauste es.

Auf der Straße wurde es lebendig. Ein Nachbar fragte den andern nach der Ursache des seltsamen Lärms, ohne jedoch etwas Näheres zu erfahren. Auch Timothy und Dick waren auf die Gasse geeilt, um dem zurückgebliebenen Ehepaar Kunde zu

bringen. Da ihnen indessen niemand Auskunft zu erteilen vermochte, so eilten sie in die nächsten Straßen, wo sie gleichfalls auf neugierige Menschengruppen stießen. Sie schlossen sich einer derselben an und gelangten zur Brücke. Dort tönte ihnen das Geschrei entgegen: „Hoch Essex! Essex hoch!"

„Jetzt vermag ich mir den Lärm zu erklären," äußerte Dick, „die Königin hat Gnade geübt und dem guten Grafen seine Freiheit wiedergegeben. Das Volk freut sich über diese Botschaft und —"

„Da irrt ihr euch, junger Herr," erwiderte ein vorübergehender Handwerker, der von Westminster herüberkam. „Das ist kein Freudentaumel, sondern offene Rebellion. Graf Essex ist aus seinem Gewahrsam beim Lord-Siegelbewahrer ausgebrochen und hat sich mit seinen Freunden vereinigt, um den Palast der Königin zu stürmen."

Diese Nachricht kam so überraschend, daß sich weder Timothy noch Dick im ersten Augenblick zu fassen wußten. Schleunig kehrten sie um, um Robert und Lucy das Ereignis zu melden.

Wie es bei derartigen Vorgängen zu geschehen pflegt, so wurde Wahrheit und Dichtung untereinander gemischt. Es bestätigte sich allerdings, daß Essex, auf seine Beliebtheit beim Volke, sowie auf den Übertritt der städtischen Milizen rechnend, ganz London in Aufruhr bringen wollte. Seinem Gewahrsam aber beim Lord-Siegelbewahrer war er nicht entwischt, da er schon seit einigen Tagen wieder in seinem eigenen Hause als Gefangener leben durfte. Die Sternkammer hatte ihn nämlich seiner hohen Ämter, als Mitglied des geheimen Rates, als Earl Marschall und Meister des Geschützwesens, entsetzt und es der Königin anheimgestellt, ihn auf unbestimmte Zeit in Essex-Castle gefangen zu halten. Es war dies eine viel zu harte Strafe für den Grafen, welchem man, da alle Beweise fehlten, keine andre Schuld beimessen konnte, als seine unerlaubte Rückkehr nach London.

Trotzdem schien sich Essex in sein Schicksal zu ergeben und verhielt sich ruhig in seinem Palast. Er hoffte noch immer, daß

er die Gnade der Monarchin wieder erwerben werde. Da ward ihm, wider alles Erwarten, jenes Patent entzogen, welches sein Haupteinkommen bildete. Er war entschlossen, seinen Feinden nicht den Triumph zu gönnen, ihn als einen armen Ritter zu sehen, ohne Einfluß und Macht. Der Gedanke überkam ihn, daß, wenn er die Königin nur noch einmal sehen und sprechen könne, sie ihn vor der Bosheit seiner Gegner schützen würde. Er vermochte freilich nur mit Gewalt zu ihr zu dringen, allein er rechnete auf seine Beliebtheit beim Volke, auf die Ergebenheit alter Kriegsgefährten, auf die Unterstützung seiner Freunde und auf sein Glück, das ihn von Jugend auf begünstigt gehabt.

An dem verhängnisvollen heutigen Abend hatte sich in seinem Hause außer den Freunden eine bewaffnete Menge versammelt. Walter Raleighs Reiter, welche beständig Essex-Castle beobachteten, hatten dieses heimliche Treiben bemerkt und ihrem Gebieter davon Bericht erstattet. Raleigh meldete es sogleich der Königin, welche den Lord-Siegelbewahrer und seine Begleiter nach Essex-Castle entsendete, um sich nach der Bewegung zu erkundigen. Sie kehrten nach Whitehall nicht zurück, denn Essex hielt sie fest. Er war entschlossen, den Palast der Königin zu stürmen. Mit seiner bewaffneten Schar zog er durch die Hauptstraßen Londons, das Volk zur Empörung aufstachelnd. Es gelang ihm dies nur zu gut, und bald war sein Anhang derart gewachsen, daß er es wagen durfte, gegen Whitehall vorzurücken.

Die begeisterten Rufe der ihm folgenden Scharen, sowie der Schrecken, den die Empörung überall erweckte und der sich allenthalben durch lautes Geschrei kundgab, hatte sich zu jenem dumpfen Brausen verschmolzen, welches Timothy und die Seinigen vernommen.

Zu Whitehall herrschte die größte Erregung.

Alles lief dort ängstlich und verwirrt durcheinander, und selbst die Minister zeigten besorgte Mienen, da die Meldungen der entsendeten Boten nur ungünstig lauteten.

Die Königin sah sehr bleich aus, doch kein Zug in ihrem Gesicht verkündigte irgend welche Furcht. In ihren kleinen Augen

sprühte vielmehr ein unheimliches Feuer und ihre Hände waren krampfhaft zusammengeballt.

Die beiden Minister Cecil und Nottingham nahten sich ihr jetzt und äußerten die Bitte, daß die Monarchin sich, solange der Weg von den Rebellen noch frei sei, nach dem Tower begeben möge, da dessen festungsartiger Bau ihr genügend Schutz bieten werde.

Elisabeth erhob sich in aller Majestät. Die linke Hand auf den Tisch stützend und die rechte in die Seite stemmend, äußerte sie in verächtlichem Tone:

„Glaubt ihr, daß ich mich vor Essex und seinem Anhang fürchte? Er ist wieder einmal das unartige Kind, das die Hand der Mutter fühlen muß. Ich werde ihn hier erwarten."

„Eure Majestät nehmen die Sache zu leicht," wagte Lord Nottingham zu bemerken. „Essex durchzieht die Straßen nicht, um sich mit Gewalt die Gnade und Verzeihung seiner Monarchin zu erzwingen, — nein — dies genügt ihm jetzt nicht mehr, denn er will selbst König sein."

Elisabeth kreischte auf. Sie preßte die Hände gegen ihr Herz, als ob sie einen tödlichen Stich empfangen. Da sie ängstlich nach Atem rang, eilten ihre Hofdamen bestürzt herbei. Allein die Monarchin wies sie mit den Worten zurück:

„Der Anfall ist vorüber. Ich habe einen kurzen Kampf gekämpft — das war alles. Jetzt, Mylords," rief sie den versammelten Höflingen zu, „bin ich wieder eure Königin und werde es bleiben, bis an mein Ende!"

„König Essex hoch! . . . Hoch!" ließen sich jetzt von der St. Martstraße Rufe vernehmen, und in demselben Augenblick stürmte Walter Raleigh mit erhitztem Gesicht herein.

„Wir unterliegen, eure Majestät," rief er atemlos. „Der Anhang des Rebellen Essex ist ein zu gewaltiger, als daß meine Reiter und die wenigen Truppen, welche uns zur Verfügung stehen, ihnen standzuhalten vermöchten."

„Ist das Themseufer frei?" fragte Cecil.

„Bis jetzt ja," antwortete Raleigh, „doch wer vermag für die nächste Minute zu stehen?"

„Ich ersuche eure Majestät dringend," wandte sich Cecil an die Königin, „unsrer Bitte nachzugeben und sich nach der Flußseite hin zu retten. Der Tower bietet in diesem Augenblick den besten Schutz für euch!"

„Nein, werter Lord," gab Elisabeth eigensinnig zurück. „Dorthin gehören Essex und sein Anhang!"

„So wollen eure Majestät sich von ihm gefangennehmen lassen?" rief Nottingham, „denn das beabsichtigt er!"

Die Monarchin blickte spöttisch um sich:

„Wer will für seine Königin Schreiberdienste übernehmen?"

Alles blickte sie erstaunt an, doch traten ein Dutzend Höflinge hervor, denen schnell das nötige Schreibmaterial gebracht wurde.

Immer näher und drohender erklangen die Rufe der empörten Menge. Die Herren und Damen vom Hofe wechselten ängstliche Blicke, nur Elisabeth blieb ruhig, verschränkte nach ihrer Lieblingsgewohnheit die Arme und befahl, während sie im Zimmer auf und ab schritt, den sich zu Schreiberdiensten erbotenen Höflingen, mit ihrer Arbeit zu beginnen.

Hastig griffen sie zu ihren Federn, während die Monarchin ihnen diktierte:

„An die Bevölkerung Londons!

„Jubelt dem Grafen Essex zu, dringt in den Palast der Königin und stoßt sie mit Euren Waffen nieder. Ihr könnt es ruhig wagen, da ihre wenigen Truppen viel zu schwach sind, um sich noch lange gegen Euch zu halten —"

„Majestät!" riefen Raleigh und die Minister.

Allein die Königin ließ sich nicht stören, sondern diktierte weiter:

„Ein neues Regiment wird dann entstehen und die Zeit der katholischen Maria sich erneuern, denn Graf Essex, den Ihr zum König Euch erwählt, hat mit Tyrone und den Papisten ein festes Bündnis geschlossen. Spanische Macht wird sich entfalten und dem katholischen England seine Schiffe senden."

Die Geistesgegenwart der Königin bewundernd, beugten sämtliche Lords das Knie.

„Diese Zettel," fuhr Elisabeth fort, „laßt sogleich in der nächsten Umgebung von Whitehall anschlagen, ich aber bleibe im Palast, um die Wirkung abzuwarten!"

„Sie wird eine vortreffliche sein," jubelte Raleigh, die Schriften an sich reißend und damit fortstürmend.

Inzwischen hatten die Empörer Whitehall erreicht. Essex saß hoch zu Roß, rief die einzelnen Züge seiner Mannschaften vor sich und teilte ihnen mit, was sie bei dem Sturm auf Whitehall zu thun hätten.

Die anstoßenden Straßen Whitehalls waren von dichten Menschenmassen besetzt, die teils müßige Zuschauer bildeten, teils entschlossen waren, für Essex eine Lanze zu brechen, sobald dessen Mannschaften irgend einen Erfolg errangen.

Unter dieser Menge befanden sich auch Robert Longsword und Hugh Greedy, und obwohl sie nicht weit voneinander standen, so ahnte doch keiner des andern Anwesenheit. Beide waren, wider ihren Willen, von dem Menschenschwarm mit fortgerissen worden, der sich in den engen Gassen staute.

Jetzt erscholl das Signal zum Angriff.

Mit wildem Geschrei stürzten sich die Mannschaften des Grafen auf Raleighs Reiter und die königliche Leibgarde, und da diese immer weiter zurückgedrängt wurden, so erweiterte sich der Raum für die nachrückende Menge.

„Essex hoch! Hurra!" schrie es von allen Seiten her. Dazwischen ertönten einzelne Rufe:

„Es leben die Papisten! Essex bringt uns die herrlichen Zeiten der Maria zurück!"

Die Menge begann zu stutzen. Jetzt gewahrte man auch einzelne Zettel, welche an den Ecken der Häuser klebten. Ein allgemeines Staunen griff um sich, das sich selbst den Mannschaften von Essex mitteilte.

Derselbe ahnte weder die List der Königin, noch bemerkte er die seltsame Umwandlung unter seinen Truppen und dem Volke. Auf den Zinnen von Whitehall erschien jetzt ein königlicher Herold, welcher Essex als Rebellen ausrief und ihn als einen Gegner der Reformation bezeichnete.

Kaum waren seine Worte verhallt, als Raleighs Reiter und die Leibgarde einen neuen Vorstoß wagten, der diesmal gelang, da in den Reihen der Gegner Zweifel und Unmut herrschten. Dieser Sieg der königlichen Partei gestaltete sich für Essex verhängnisvoll. Seine Truppen lösten sich auf und nur ein kleiner Bruchteil blieb ihm treu. Aus den drängenden Volkshaufen ertönten die Rufe: „Nieder mit den Papisten!" und ein lauter Unwillen gegen Essex brach sich Bahn. Er sah sich mit seinem geringen Anhang zur Flucht genötigt. Beim Wenden seines Pferdes erblickte er Robert Longsword, dem er schmerzlich zurief:

„Es ist alles verloren, junger Freund! Rettet euch!"

Damit sprengte er von dannen.

„Gehört ihr auch zu den Rebellen?" ertönte hinter Robert die Stimme Hugh Greedys, der mit gezogenem Degen auf ihn eindrang. „Ich will euch zur Hölle befördern, damit mir in Zukunft euer verhaßter Anblick erspart bleibt."

„Komm heran, du Schurke!" schrie Robert, dessen zurückgedrängter Zorn angesichts seines boshaften Gegners mit aller Macht erwacht war.

„Holla ho!" erklang es von den Lippen mehrerer Matrosen, „das ist ja der junge Edelmann, dem wir damals im Seefahrer beigestanden haben!"

„Und das ist Hugh Greedy!" riefen andre, „der Spion der Sternkammer, — die Wucherseele — welche schon so viele Menschen unglücklich gemacht!"

„Nieder mit ihm!" brüllte ein wütender Chor von Stimmen.

Schon war Robert von der Degenspitze seines Gegners in der linken Schulter verwundet worden, und obwohl der Blutverlust sich nur als unbedeutend erwies, so fühlte er doch seine Kräfte schwinden. Da aber sah er sich noch rechtzeitig von seinem Gegner befreit, der von einer wütenden Volksmenge zu Boden geworfen wurde. Schaudernd wandte sich Robert ab, denn es war ein entsetzlicher Tod, den Greedy erlitt. Die außer Rand und Band geratene Menge steinigte ihn im buchstäblichen Sinne

des Wortes, und es währte lange, ehe der kräftige Mann seinen Geist aufgab. Unter triumphierendem Geschrei stießen die Matrosen den Leichnam mit den Füßen vor sich her, bis sie das Ufer der Themse erreichten und er in die Fluten hinuntersank.

Es war eine unheimliche Nacht.

Ein rotglühender Fackelschein beleuchtete die Straßen und Plätze. Aufgewiegelte Volkshaufen zogen kreuz und quer durch die Stadt, zahlreiche Einbrüche wurden verübt und brennende Pechfackeln so lange an die hölzernen Thüren der Häuser gehalten, bis die ersteren Feuer fingen.

Essex hatte sich nach seinem Palast zurückgezogen, dessen Thore den nachrückenden königlichen Truppen nicht lange standhielten. Walter Raleigh war der erste, welcher in das Gemach des unglücklichen Mannes eindrang und ihm sein Schwert entriß. Dem Grafen blieb nichts übrig, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und da Southampton bei ihm verweilte, so wurde derselbe gleichfalls mit in den Tower verbracht. Er hatte zwar bei dem Aufstand nicht mitgefochten, den Grafen aber bei der Verteidigung von Essex-Castle unterstützt.

Bis zum andern Morgen war die Rebellion vollständig unterdrückt, und staunend vernahmen die ruhigen Bürger Londons die Verhaftung der beiden Grafen.

Lord Hunsdon, der seit der Rückkehr des Narren eigentümlich erregt war, hatte, seine eigene Angelegenheit beiseite setzend, noch einmal den Versuch gemacht, die Gnade der Königin für Essex zu erwirken. Allein seine Bemühungen scheiterten. Elisabeth äußerte zu ihm, daß sie Essex gern retten würde, dennoch sei es ihre heilige Pflicht, den Gesetzen von England ihren Lauf zu lassen. „In wenigen Tagen wird die Sternkammer ihren Spruch fällen," schloß sie bewegt. „Der Gerichtshof muß, um gerecht zu sein, auch in diesem Prozeß dem Grundsatze folgen, welcher schon bei dem Verfahren gegen Maria Stuart vorgewaltet. Danach aber ist jeder Rebellionsversuch als gegen das Leben des regierenden Fürsten anzusehen, — und somit wird mir die schwere Pflicht nicht erspart bleiben, den Mann, dem ich unter

allen Lebenden die tiefste und wärmste Zuneigung gewidmet, hinrichten zu lassen."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten und sie biß die Lippen fest aufeinander. Lord Hunsdon neigte sich langsam auf ihre Hand herab, dieselbe ehrfurchtsvoll küssend.

In tiefe Gedanken versunken, kehrte er nach seinem Palast zurück.

Auf der Treppe kam ihm Meister Heinz entgegen. „Timothy ist oben," meldete er, „schon seit einer Stunde. Es ist nicht recht, daß hohe Herren arme Leute lange warten lassen. Die letzteren haben oft mehr zu thun."

„Hast du heute wieder deinen närrischen Tag?" gab Hunsdon unwillig zurück.

„Nein, meinen vernünftigen," widersprach Heinz, „die Zeit vergeht und Timothy muß die Bühne in Whitehall richten."

„Die Komödie unterbleibt," versetzte Hunsdon finster.

„Hab mir's auch in der Nacht gedacht," nickte Heinz, „als ich die wilden Scharen durch die Straßen ziehen sah. Sie spielten „Viel Lärm um nichts" schon vorher und die Königin braucht nicht erst das Stück kennen zu lernen."

„Schweig still!" gebot der Lord und stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Vor der Thür desselben stand Timothy, der ziemlich ängstlich auf Hunsdon blickte und in halbleisem Tone sagte:

„Eure Lordschaft hat mich rufen lassen."

„Kommt mit herein, Alter," erwiderte Hunsdon in freundlichernstem Tone, während er in das Gemach eintrat. Er entledigte sich seines Federhutes und seiner Stulphandschuhe, warf den Mantel ab und gebot Timothy, ihm gegenüber am Tische Platz zu nehmen.

„Ihr habt eine Enkelin," fuhr er nach kurzer Pause seufzend fort.

Timothy bejahte.

„Besitzt sie keine Eltern mehr?" fuhr der Lord fort.

„Nein," versetzte Timothy gedehnt. „Sie starben beide schnell hintereinander."

„War die Mutter oder der Vater des Mädchens euer Kind?“ examinierte Hunsdon weiter, und in seinen Mienen drückte sich eine große Spannung aus.

Timothy hustete verlegen, dann antwortete er: „Die Mutter des Mädchens war meine Tochter.“

Die Spannung im Antlitz Lord Hunsdons verlor sich und machte einer schmerzlichen Enttäuschung Platz. Er stand auf und schritt nach der Ausgangsthür, als ob er irgend einen Gegenbefehl geben wollte, besann sich aber wieder anders und trat ans Fenster. Nachdem er eine Zeitlang auf die Scheiben getrommelt, äußerte er in jenem einförmigen Ton, welcher bei melancholischen Stimmungen ihm eigen war: „Es thut weh, wenn man seine Kinder verliert. Ich verstehe euren Schmerz, mein lieber Alter, und vermag ihn zu würdigen, da mir das Schicksal gleichfalls einen Sohn entriß, auf den ich meine ganze Hoffnung gesetzt. Ich hatte wenige Jahre zuvor meine Gattin begraben und besaß nun niemand mehr, auf dessen Liebe und Treue ich zählen konnte.“

Langsam schritt er an den Tisch wieder zurück, legte seine Hand auf Timothys Schulter und fuhr fort:

„Ihr habt zwar ebenfalls euer Weib verloren, dennoch seid ihr glücklicher als ich, denn ihr besitzt eine Enkelin und einen braven Schwiegersohn. — Ich dagegen, ach, mein Gott! Ich bin allein — allein!“

Timothy fühlte sich durch die Wehmut, mit welcher diese Worte gesprochen wurden, ungemein ergriffen, so daß er nicht zu antworten vermochte.

„Die Leute,“ begann Hunsdon nach einer Weile abermals, „nennen mich stolz. Das war ich früher allerdings; seitdem der Stammbaum meiner Familie aber verdorrt ist, bin ich es nicht mehr. In meinem Herzen wohnt nur Schmerz und Sehnsucht. Vielleicht hätte mir die Sonne der Freude auch noch scheinen können, wenn nicht — ach,“ fügte er tief aufseufzend hinzu, „wozu all den Schmerz der Seele wieder aufrütteln, da das Geschehene doch nicht mehr zu ändern ist.“

Er schritt jetzt gebeugten Hauptes auf das angrenzende

Gemach zu, dessen Vorhänge er zurückschob. Nach wie vor herrschte dort der Dämmerschein der brennenden Ampel. „Kommt hierher, Timothy," sagte er freundlich, und deutete sodann auf die in Flor gehüllten Bilder. „Seht ihr," fuhr er fort, indem er das eine Gemälde seiner Hülle entkleidete, „dies hier war mein Sohn Edgar." Er hielt inne, um des aufsteigenden Schmerzes Herr zu werden. Nachdem ihm dies gelungen, fügte er hinzu: „Das zweite Porträt stellt die junge Gattin meines Sohnes dar." Damit entfernte er die Hülle von dem andern Bilde.

Timothys Lippen entrang sich ein Ruf der Überraschung. Seine Augen füllten sich mit Thränen, er faltete die Hände und sah mit innigem Blick zu dem Bildnis empor.

Abermals zeigte sich jetzt in dem Antlitz des Lords eine seltsame Spannung.

„Nicht wahr," fragte er mit bebendem Ton, „ihr seid so gerührt, weil die junge Lady eurer Enkelin ähnelt? Auch mein Heinz war von dem seltsamen Naturspiel so überrascht, daß er euch ohne Abschied verließ und zu mir eilte. Der gute Bursche meinte," fügte Hunsdon wehmütig hinzu, „er habe ein Geheimnis entdeckt, das für mich schon längst zu einem undurchdringlichen Rätsel geworden ist, aber er dachte nicht daran, daß die Natur sich in ihrem Schaffen gern wiederholt."

„Starb die Lady hier im Schlosse?" fragte Timothy mit großer Anstrengung.

„Nein," lautete die Antwort Hunsdons, „wäre dies geschehen, so hätte ich vielleicht, ebenso wie ihr, ein Enkelkind. Warum seid ihr so bewegt, lieber Alter, rührt euch mein Schicksal so sehr?"

Timothy erbebte am ganzen Körper und vermochte den Blick von dem weiblichen Porträt nicht abzuwenden. „Ich muß," begann er unter tiefen Atemzügen, „eurer Lordschaft ein Geheimnis offenbaren, welches schon lange meine Brust bedrückt. Meine Lucy ... meine liebe, schöne Lucy ist ... nicht mein Enkelkind."

Lord Hunsdon erbleichte. Seine Arme hingen schlaff herab, er lehnte sich an die Wand und hob das Haupt nach oben. Seine

Seele ahnte, was der alte Mann ihm jetzt sagen werde, aber noch wagte er ihn nicht zu unterbrechen, weil er fürchtete, daß sonst alles nur ein Traum sein könne.

„Der liebe Gott," fuhr Timothy etwas gefaßter fort, „hat mir nie ein Kind geschenkt. Als ich aber mit einer Schauspielertruppe Frankreich durchzog, ward mir und meinem Weibe ein Glück zu teil, nach welchem wir uns schon lange gesehnt. Wir gaben in einem Wirtshaussaale des Städtchens Doullens Vorstellungen, als eines Tages mein Weib mir mitteilte, daß eine vornehme junge Dame mit einem kleinen zweijährigen Kinde angelangt sei und im Gasthaus Wohnung genommen habe. Es fiel uns auf, daß die Fremde sich ohne jedwede Begleitung befand, die um so nötiger gewesen wäre, als die junge Dame sehr kränklich aussah und nur mit Mühe ihr kleines Mädchen pflegen konnte. Mein gutes Weib bot sich ihr sogleich zu Diensten an. Die junge Dame lehnte es zuerst ab, nahm aber den Vorschlag schon wenige Stunden später an, da ihr Zustand bedenklicher wurde. In der Nacht lag sie bereits in Fieberphantasien, aus denen sie nicht wieder erwachen sollte. Meine liebe Alte hat sie bis zum letzten Augenblicke getreulich gepflegt, und nachdem die Fremde gestorben, verwendeten wir die wenigen Mittel, die sich bei ihr vorfanden, zu einem anständigen Begräbnis. Das Kind aber nahmen wir zu uns und haben es geliebt, wie unser eigenes. Zuerst natürlich wurden alle möglichen Versuche angestellt, um die Herkunft des kleinen Mädchens und seiner Mutter zu erforschen. Allein in dem wenigen Gepäck der entschlafenen Fremden fand sich nichts von Bedeutung vor, als ein mit Perlen verziertes Geschmeide, das ich, mit Erlaubnis der Behörde, zu mir nahm, um es dem Kindchen später zu geben. Meine Lucy trägt das Andenken an ihre verstorbene Mutter noch heute."

Lord Hunsdon näherte sich dem Erzähler, deutete auf das weibliche Portrait und sagte:

„Ähnelt das Bild nur eurer Lucy?"

„Nein," gab Timothy zur Antwort, da er vollständige Fassung errungen. „Die junge Dame hier war jene, welche wir zu

Doullens dereinst beerdigten und deren Kind wir zu uns genommen haben."

Eine nicht zu beschreibende Erschütterung kam über den Lord. Schluchzend sank er vor den beiden Bildern auf die Knie und rief mit gebrochener Stimme: „Tage und Nächte lang habe ich hier vor euch gelegen . . . zu euch flehend, mir mein Unrecht zu vergeben und bei dem allmächtigen Gott mein Fürsprecher zu sein. Schwer lastete die Schuld auf meiner Seele, dich, arme Klementine, verstieß ich, weil der Stammbaum deiner Familie sich dem der Hunsdons nicht vergleichen ließ, — ich ging in meinem maßlosen Stolze so weit, daß ich dich von deinem Gatten trennte und hinausstieß in die Welt, samt deinem kleinen unschuldigen Kinde, — und als ich endlich deinen Tod erfahren, wollte ich meinem Sohne großmütig verzeihen, doch er folgte dir in den Himmel nach. O, meine Kinder, unendlich groß war meine Schuld und erst spät kam ich zur Reue. Da aber erwachte die Wehmut in meinem Herzen und ich wollte an eurem Kinde wieder gut machen, was ich an euch verschuldet. Aber es war zu spät und alle meine Nachforschungen erwiesen sich als fruchtlos. Immer gewaltiger gestaltete sich der Schmerz meiner Seele und nur hier vor euren Bildern fand ich auf Augenblicke Ruhe. Mein Gebet, mein Flehen hat Gott endlich erhört, da er mich euer Kind finden ließ. Jetzt fühle ich, daß meine Schuld gesühnt ist und ihr meine Fürsprecher bei dem König aller Könige gewesen seid. Habt Dank dafür!"

Gestärkt erhob sich der Lord und drückte tiefbewegt Timothys Hand.

„Euch bin ich viel schuldig, guter, alter Mann," sagte er mit sanfter Stimme, „denn hättet ihr euch der armen kleinen Lucy nicht angenommen, so wäre der Alp nie von meiner Brust genommen worden."

Im Arbeitszimmer vernahm man ein Geräusch. Hastigen Schrittes verließ Hunsdon das Nebengemach. An der Eingangsthür stand Lucy, welche durch einen Diener zum Lord entboten worden war, in ihrer rührenden Schönheit, und neben ihr befand

Photo-aquatinta Boussod, Valadon & Cie

Lucy vor dem Bilde ihrer Eltern

Druck u. Verlag von Franz Ebhardt in Berlin W.

sich der Narr mit seinem verwitterten Gesicht. Sein Gebieter winkte ihn jetzt zu sich, ihn fragend, ob sie von allem unterrichtet sei.

„Sie weiß alles," flüsterte der Narr, schnell aus dem Zimmer verschwindend, und Lord Hunsdon war jetzt doppelt froh, daß er, durch die ersten Mitteilungen Timothys irregeführt, nicht einen Gegenbefehl gegeben hatte.

Die junge Frau, welche bei dem Anblicke Lord Hunsdons erbebte, eilte auf Timothy zu, denselben mit den Worten aufs zärtlichste umschlingend:

„Noch vermag ich es nicht zu fassen, was ich da vernommen habe. Allein ich lasse dich nicht, du mußt bei mir bleiben!"

„Das soll er auch," erklang es weich von den Lippen des Lords, der mit wehmütigem Schmerz auf Lucy blickte, welche Worte für Timothy fand, aber keins für ihn. Wie konnte er es auch anders erwarten? War er für sie nicht ein Fremder?

Er verlieh diesem Gedanken gegen Lucy Ausdruck, dann aber schloß er, ihre Hände ergreifend und sie zärtlich an sich ziehend:

„Du bist jetzt meine Welt und mein Glück. Ich liebe dich mit aller Innigkeit eines großväterlichen Herzens, und hier," fuhr er fort, indem er sie nach dem Nebengemach geleitete, „vor den Bildnissen deiner heimgegangenen Eltern, flehe ich zu dir: stoße mich nicht zurück, sondern gönne deinem greisen Großvater ein Plätzchen in deinem Herzen. Ich will mir deine Liebe verdienen."

„Meine Mutter! . . . Mein Vater!" flüsterte Lucy, feuchten Auges auf die Bilder blickend. Sie faltete die Hände und sprach leise ein Gebet. Dann wandte sie sich gegen den Lord und Timothy, schlang ihre Arme um deren Nacken und sagte mit einem süßen Lächeln: „Hier habt ihr eure Lucy, wenn auch nicht ihr ganzes Herz. Das müßt ihr schon mit meinem Robert teilen!"

So hell hatte die Sonne der Freude in dem prächtigen Palast Lord Hunsdons noch nicht geschienen, als in dieser Stunde. Alle Schatten waren durch sie verscheucht und der düstere Blick des

greisen Lords entschleiert worden. Seine Seele atmete frei und der Friede des Alters zog in sein Herz.

Robert Longsword, der seiner jungen Gattin gefolgt war, nahm an dem allgemeinen Glücke teil und ließ sich gern die Umarmung Hunsdons gefallen, welcher ihn seinen lieben Enkelsohn nannte.

„Wo aber ist Heinz?" rief der Lord, als man sich zum fröhlichen Mahle niedersetzte.

„Er gräbt unten im Garten," versetzte lächelnd einer der aufwartenden Diener.

Hunsdon erhob sich kopfschüttelnd und trat an eines der Fenster, von denen aus man den Park zu überblicken vermochte. Bald entdeckte der suchende Blick des Lords den wunderlichen Heinz, welcher sich mit Hacke und Grabscheit beschäftigte. Er rief ihn herauf, erstaunte aber nicht wenig über seine seltsame Veränderung. Er hatte nämlich das verblichene Narrenkostüm mit bürgerlicher Kleidung vertauscht, und auf die Frage des Lords, was das bedeuten solle, gab er zur Antwort:

„Ich habe gestern abend die letzte Schelle meiner Narrenkappe verloren. Damit war aller Witz vorbei, und ich fand es an der Zeit, den ganzen Narrenanzug zu begraben. Das habe ich vorhin im Garten besorgt. Mein Witz sehnt sich gleichfalls nach Ruhe, und so habe ich ihn mit versenkt. Dieses Haus bedarf jetzt keines Narren mehr, da die Liebe eingezogen ist."

„Nun," fragte der hocherstaunte Lord, „und dieser Anzug?"

„Den habe ich mir durch meinen Sparpfennig erworben," erwiderte Heinz verschmitzt. „Hier ist die unbezahlte Rechnung."

Damit überreichte er unter einer tiefen Verbeugung seinem Gebieter die Rechnung und stimmte in das fröhliche Lachen der Anwesenden herzlich mit ein.

14.

Schluß.

Das lustige Altengland lag in seinen letzten Zügen. Sternkammer und Puritaner gewannen mehr und mehr an Macht, zudem wütete in der Stadt die Pest, und alles, was nur Mittel besaß, entfloh aus London. Die Theater wurden geschlossen und das Gespenst der Seuche schritt durch die Gassen.

Henslowe gab mit seiner Truppe in den beiden Universitätsstädten Cambridge und Oxford Vorstellungen, Shakespeare aber nahm nicht daran teil. Seine Verstimmung hatte zugenommen, seitdem er vernommen, daß Bacon von Varulam zum Staatsanwalt erhoben worden sei und seinen ersten Prozeß gegen den Mann führen sollte, welcher ihm so viel Gunst erwiesen.

Shakespeare begab sich nach Stratford, in dem Glücke seiner Familie den Trost suchend, der ihm mangelte. Nicht ohne Spannung sah er den Mitteilungen aus London entgegen, und nur zu bald langte die betrübende Botschaft an, daß Graf Essex von der Sternkammer zum Tode verurteilt worden sei. Noch zögerte Elisabeth, das Urteil zu bestätigen, und es war nur zu gewiß, daß sie insgeheim hoffte, der Graf würde um Gnade bitten. Da er dies aber nicht that, so mußte die Monarchin der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, und mit großem Schmerz empfing Shakespeare die Botschaft von der Hinrichtung seines Gönners Essex, welcher stolz und mutig in den Tod gegangen war.

Von Southamptons Schicksal verlautete nichts. Er blieb im Tower eingekerkert. Shakespeares Stimmung gestaltete sich infolgedessen immer mehr zu einer tiefen Melancholie, welche zu ihrem Höhepunkt gelangte, als sein alter Vater plötzlich starb. Der Selige war in seiner Meinung mit dem Sohne oft weit auseinander gegangen, es hatte zwischen beiden auch so manchen Verdruß gegeben. Dies alles sank jetzt, wo der Vater bleich im Sarge lag, in ein Nichts zusammen.

Wie groß der Schmerz Williams gewesen, zeigten die gewaltigen Tragödien an, welche er in den nächsten Jahren verfaßte. Er schien fast in der Wehmut zu schwelgen, welche der Tod des Vaters und seines Gönners Essex in seiner Seele wachgerufen hatte, bis er endlich Gelegenheit fand, seinem grenzenlosen Schmerze in einer neuen dramatischen Schöpfung Ausdruck zu verleihen und zwar in einer Schöpfung, welche für Deutschland eine ganz besondere und unvergleichlich höhere Bedeutung gewonnen hat, als irgend ein andres dramatisches Werk des Auslandes.

„Hamlet, Prinz von Dänemark" — so lautete der Titel der Tragödie, welche Shakespeare in dieser Schmerzensperiode dichtete. Dasselbe Trauerspiel ebnete ihm auch später den Weg zur deutschen Bühne, für welche mit der Aufführung Hamlets eine neue Epoche begann. In die drei Figuren des Hamlet, der Ophelia und des Laërtes versenkte der Dichter seinen Schmerz um den Tod des Vaters, und als die neue Tragödie unter dem rauschenden Beifall des Publikums im Herbst desselben Jahres aufgeführt wurde, spielte Shakespeare die Rolle des Geistes von Hamlets Vater in so erschütternder Weise, daß er sich auch als Darsteller den Lorbeer errang.

In früheren Jahren hatte er sich über seine Erfolge gefreut; jetzt, wo sein Herzblut an seinen Schöpfungen haftete, vermochte er es nicht mehr. Er blieb ernst, und selbst, als sein Freund Southampton nach Jahresfrist die Freiheit wieder erlangte, hatte er nur ein wehmütiges Lächeln. Er floh glückliche Menschen, und so oft er auch von Lord Hunsdon Einladungen erhielt, ihn

in seinem Familienkreise einmal zu besuchen, lehnte er es doch beharrlich ab. Es war, als ob er sich auf das Ende aller Dinge vorbereite und diesem Gefühle in „Hamlet" Ausdruck verliehen hätte, da er im letzten Akt den Prinzen sagen läßt:

„Ist es heute, so ist's nicht künftig, ist's heute nicht,
So ist's doch künftig! In Bereitschaft sein, ist alles!"

Um so glücklicher lebte Lord Hunsdon mit seinen Kindern, dem alten Timothy und dem ehrsamen Meister Heinz. Timothy hatte sich auf Wunsch des Lords von der Bühne gänzlich zurückgezogen und verbrachte ein behagliches Dasein in dem Palast des gütigen Hunsdon, welcher Lucy Auftrag erteilte, für alle Bequemlichkeiten ihres „ersten Großvaters", wie er Timothy scherzhaft nannte, Sorge zu tragen.

„Ich dagegen," äußerte Hunsdon weiter, „sorge als „zweiter Großvater" für das Wohl deines Gatten, geliebte Lucy!"

Er hielt sein Wort, und auf seine Verwendung hin wurde Robert alsbald von der Königin zum Ritter geschlagen und zum Lord erhoben.

Dick, welcher die Freunde im Unglück nicht verlassen hatte, blieb ihnen auch jetzt in ihrem Glücke treu. Mit einem gewissen Stolz blickte er auf seinen keimenden Schnurrbart, den zu tragen er nun ein Recht besaß, da er fortan nur Männerrollen spielte. Die Prophezeiung Lucys ging an ihm in Erfüllung, denn er wurde ein berühmter Schauspieler, der an Bedeutung neben Burbadge gestellt ward. Zu seinen ersten Glanzrollen zählte der Othello, und wird diese Leistung von Zeitgenossen noch über jene von Richard Burbadge gestellt.

Trotzdem blieb der letztere doch der König unter den dramatischen Darstellern, zumal er für viele Rollen in den Shakespeareschen Dramen — wie z. B. Richard III., Hamlet, Lear, Macbeth u. a. — als der erste Schöpfer angesehen werden muß; auch pflanzt sich seine Auffassung und Darstellung dieser Rollen traditionell fort. Doch nicht nur als Künstler zeichnete er sich in der Folge aus, sondern auch als Mensch, welcher die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genoß. Gleich seinem Freunde

Shakespeare lebte auch er sparsam und erwarb sich so viel Vermögen, daß er, als er sich endlich zur Ruhe setzte, über ein Jahreseinkommen von dreihundert Pfund verfügte.

Königin Elisabeth sah sowohl Burbadge als Shakespeare nur noch wenige Male zu Whitehall. War schon seit dem Tode des Grafen Essex eine sichtbare Veränderung mit ihr vor sich gegangen, so nahm dieselbe noch in erhöhtem Grade zu, als sie von dem Sterbebett der Lady Nottingham zurückkehrte. Eine tiefe Melancholie griff bei ihr immer mehr um sich, und laute Schmerzensausbrüche waren bei ihr nichts Seltenes mehr.

Der Grund, welcher dieses tiefe Seelenleiden hervorgerufen, bestand in einer Entdeckung, welche Lady Nottingham wenige Minuten vor ihrem Tode gemacht. Die Sterbende bekannte ihr nämlich, daß Essex in seinen letzten Bedrängnissen der Königin jenen Ring habe zusenden wollen, welchen er von ihr dereinst mit dem Versprechen erhalten, wenn ihr derselbe vorgezeigt werde, ihm Gnade zu erweisen, was auch immer geschehen sein möge. Lady Nottingham sollte den verhängnisvollen Reif der Monarchin überbringen, allein die Dame war — wie sie in ihrer letzten Stunde bekannte — von ihrem Gemahl, der gleichfalls zu den erbitterten Gegnern des unglücklichen Essex gehörte, daran verhindert worden. Infolgedessen mußte der arme Graf unbegnadigt sterben. Elisabeth geriet über dieses Bekenntnis in Verzweiflung, und die Erinnerung an Essex lastete fortan schwer auf ihrer Seele. Die Welt schien ihr verödet, da er nicht mehr war, und oft brach sie in Thränen aus und klagte sich selber an. Ihre Staatsmänner zeigten ihr nicht mehr die alte Hingebung und den unbedingten Gehorsam, und das Volk, dessen Zuneigung sie ehedem in so hohem Grade besessen, erwies sich nach dem Tode Essex' kalt.

Rasch nahmen ihre Kräfte ab, und Tage und Nächte lang saß sie aufrecht im Bett in tiefem Schweigen und den Finger am Mund. Es lag ihr nichts mehr am Leben, sondern sie wollte sterben und deshalb verschmähte sie alle Arznei. Noch einmal ließ sie die Mitglieder ihres geheimen Rates vor sich kommen,

um ihnen den König Jakob von Schottland als ihren gesetzmäßigen und würdigen Nachfolger zu bezeichnen, dann hauchte sie unter den Gebeten des Erzbischofs von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, ihre Seele aus.

Wer vermöchte die Fehler Elisabeths hinwegzuleugnen, die namentlich in ihrer Eitelkeit und unbegrenztem Stolze zu vollem Ausdruck gelangten; allein ihre geistige Begabung und Willenskraft überwog diese Schwächen. Es hat nie eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden hätte, als Königin Elisabeth.

Der Tod der Monarchin konnte die ernste Stimmung Shakespeares nur befestigen. Sie war eine Beschützerin der dramatischen Kunst gewesen, und wenn er ihr auch die gegen Essex geübte Härte nicht zu vergeben vermochte, so vergaß er doch die Güte und Milde nicht, welche sie dem Dichter erwiesen. Außerdem stand Shakespeare bereits in jenem Lebensalter, in welchem man anfängt, von den Gewohnheiten und liebgewordenen Alten nicht leicht zu scheiden. London war jetzt für ihn zu einem großen Kirchhof geworden, denn außer Burbadge besaß er keinen Freund mehr. Southampton und Pembroke hatten die Residenz verlassen, und so zog es ihn denn mit doppelter Gewalt nach Stratford, zumal dort, seit des Vaters Tod, ein männliches Oberhaupt mangelte.

König Jakob begünstigte zwar außerordentlich die dramatische Kunst und trat darin sozusagen in die Fußstapfen seiner Vorgängerin; bestand ja doch eine seiner ersten Regierungshandlungen darin, die Truppe des Lord-Kämmerers als Hofschauspieler in seinen Dienst zu nehmen. Trotz alledem zog sich zu Anfang des Jahres 1605 William Shakespeare von der Bühne zurück und siedelte nach seinem Heimatsstädtchen über, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen.

Er konnte dies um so eher thun, als in London wegen einer daselbst wütenden ansteckenden Krankheit die Schauspielhäuser auf längere Zeit geschlossen blieben. Viele von den Künstlern gingen

in entferntere Provinzen und andre wanderten nach dem Kontinent aus. Shakespeare begab sich nach Stratford, und in der ihn umgebenden heimatlichen Stille gelangte der Gedanke in ihm zur Reife, als Schauspieler von der Bühne zurückzutreten. Es kann nicht seltsam erscheinen, daß er mit seinem Stande unzufrieden war, da er in seiner Leistungsfähigkeit als Schauspieler nicht jene innere Befriedigung fand, wie er sie in seinem genialen Wirken als Dichter fühlte. Diese Stimmung geben auch mehrere seiner Sonette kund, und es mag wohl nur den Überredungen seiner ihm befreundeten Kollegen und seinem wirklichen Freundschaftsgefühl für dieselben zuzuschreiben sein, wenn er nicht schon früher seinen Rücktritt von der Bühne bewerkstelligt hatte. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß trotz der Gunst, die König Jakob dem Theater zuwendete, Beschränkungen gegen das Schauspiel eintraten, welche einem Fortblühen der dramatischen Kunst wenig förderlich waren. Schon machte sich die zunehmende Macht der finsteren und poesielosen Puritaner geltend. Außerdem hatte die dramatische Kunst den Höhepunkt bereits hinter sich; der Aufschwung war ein zu mächtiger gewesen, als daß nicht eine gewisse Entkräftung darauf hätte folgen sollen. Selbst Ben Jonsons Glanz und sein wachsender Einfluß können dafür einen Beleg geben. Und doch klagt auch Jonson im Jahre 1623 über den Verfall der Bühne und spricht den Wunsch aus: Ein Shakespeare möchte wiederkehren, um sie aufzurichten! — Gleichzeitig waren aber auch die politischen Verhältnisse unter Jakobs Regierung immer mehr abwärts gegangen. Gegen die glänzende Zeit der Elisabeth stach die Kleinlichkeit in dem ganzen Regierungswesen unter Jakob allzusehr ab, und das schwindende Bewußtsein von der staatlichen Macht und Herrlichkeit Englands mußte für eine so tiefe Natur, wie die Shakespeares, etwas Bedrückendes haben.

Sein Scheiden von London war indes kein Aufgeben seiner Kunst, vielmehr beschenkte er die Bühne noch mit zwölf Dramen. Doch ließ sich aus einigen derselben die lebensmüde Empfindung des trauernden Dichters nur zu sehr erkennen, und zwar in König Lear, in Macbeth und in Julius Cäsar.

„Das Leben" — ruft er im Macbeth aus — „ist
Ein Schatten, der vorüberstreicht; ein armer Gaukler,
Der seine Stunde lang sich auf der Bühne
Zerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Märchen ist es, das ein Thor erzählt,
Voll Lärm und Wortschwall, und bedeutet nichts."

Ein volles Dezennium lang hielt diese düstere Stimmung bei dem Dichter an, dann erst gewann sein Humor die alte Herrschaft wieder. Noch einmal beschäftigte er sich mit der Märchenwelt, der er im Wintermärchen und in seiner letzten Arbeit, dem Sturm, einen poetischen Ausdruck verlieh.

Ein äußeres Vorkommnis gab ihm den Gedanken zu seiner Zauberkomödie, dem Sturm. Im Jahre 1609 segelte eine englische Expedition nach Virginien; das Geschwader wurde jedoch durch einen heftigen Sturm zerstreut und das Admiralschiff nach den Bermudasinseln getrieben, die zwar bereits entdeckt, aber noch ziemlich unbekannt waren. Der Bericht über die Bermudas, welche seither „Teufelsinseln" geheißen hatten, erschien im Jahre 1610, und aus ihm gestaltete Shakespeare sein Zaubermärchen mit dem Könige Prospero. Wie dieser, am Schlusse des Stückes, beim Verlassen der Insel seinen Luftgeist Ariel frei gibt und seinen Zauberstab in die Tiefe des Meeres versenkt, so sprach auch der Dichter seinen schaffenden Geist und die ihn unterstützende Phantasie von ferneren Diensten frei.

„Du wirst mir fehlen, mein lieber Ariel, —
Dennoch muß es sein!
Der Zaubermantel ist abgeworfen,
Da liege meine Kunst!"

Der Dichter hatte seine Zauberinsel schon längst verlassen, wo die Gewalt seiner Phantasie allmächtig geherrscht, denn seine Insel war der Globus. Ja, noch mehr, sie dehnte sich allmählich aus zur ganzen Welt!

Zeiten des Umsturzes kamen, wo die Puritaner siegten und die Theater verbrannten, und als das Königtum wieder erstand und auch die Bühnenspiele wieder aufkamen, blieben Shakespeares

Werke unbeachtet in der Rumpelkammer liegen, denn französische Dramen waren an der Tagesordnung.

William Shakespeare hatte den Zauberstab seiner Poesie hinweggelegt und starb am 23. April 1616, nachdem er erst sein zweiundfünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Er wurde in der dicht am Flusse Avon gelegenen heiligen Dreifaltigkeitskirche beigesetzt. Die Grabstätte, im Chor der Kirche, ist durch eine Steinplatte bezeichnet mit folgendem Vers:

„Um Jesu willen, Freund, laß du
Den hier verschlossenen Staub in Ruh;
Gesegnet sei, wer schont den Stein,
Verflucht, wer störet mein Gebein."

Der Sage nach rührt diese Grabschrift vom Dichter selbst her; es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß er seine Ruhestätte damit gegen den puritanischen Fanatismus einer späteren Zeit im voraus zu schützen trachtete.

Der Dichter war längst schlafen gegangen, da erhob sich der in seinen Werken niedergelegte Genius, gleich einem Phönix, mit verjüngter Kraft, und in allen zivilisierten Landen lauscht man jetzt bewundernd den Worten des unsterblichen Dichters, der uns noch nach Jahrhunderten als „der Auserwählte, in Ätherglanz gehüllt und jeder menschlichen Beschränktheit enthoben," erscheint.

Nur aus einer großen, kraftvollen Nation konnte ein solcher Genius hervorgehen, doch auch nur eine gute und zum Großen bestimmte Nation vermag ihn gänzlich zu verstehen.

Wohl uns Deutschen, daß wir von unserm Vaterlande dies sagen dürfen, wo Sinn und Verständnis für Kunst und Poesie herrscht und sich Tausende mit inniger Liebe den Werken des Segenspenders zuwenden, dessen Dichten und Trachten wir in vorstehenden Blättern zu schildern versucht.

Ebhardts
Jugendbibliothek.

Jeder Band in Leinwand gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Einteilung des Inhaltes:

Gruppe I.
Land und Leute.
Geographie, Reisen, Ethnographie.

Gruppe II.
Seebilder.
Das Leben des Ozeans und der Mensch auf dem Ozean. Entdeckungsreisen. Seeschlachten.

Gruppe III.
Wissenschaft und Kunst.
Astronomie, Physik, Chemie, Technologie, Erfindungen, Kunstgeschichte.

Gruppe IV.
Geschichte,
dargestellt in Einzelbildern.

Gruppe V.
Naturgeschichte
in Erzählungen. Einfluß der Erzeugnisse der Natur auf die Kulturgeschichte und das Leben des Menschen.

Gruppe VI.
Erzählungen und Novellen
für beide Geschlechter, unter Berücksichtigung der fremden Litteraturen.

Ebhardts Jugendbibliothek.

Band I.: **Hoffmann, Br., Der Held des Niger.** Historisch-biographische Erzählung aus Innerafrika. Mit 6 feinen Holzschnittillustrationen und einer farbigen Karte von Senegambien. 17 Bogen gr. 8°. Eleg. in Leinwand geb. 3 Mk. 50 Pf.

Band II.: **Hoffmann, Br., Die Weltfahrt des Centurion.** Ein Bild aus dem Seemannsleben. Mit 6 feinen Holzschnittillustrationen. 17 Bogen gr. 8°. Eleg. in Leinwand geb. 3 Mk. 50 Pf.

Band III.: **Lackowitz, W., Wilde Szenen aus allen Zonen.** Erzählungen für die reifere Jugend. Mit 6 feinen Holzschnittillustrationen. 17 Bogen gr. 8°. Eleg. in Leinwand geb. 3 Mk. 50 Pf.

Band IV.: **Höcker, Osk., William Shakespeare und Altengland.** Historische Erzählung für die Jugend. Mit 6 feinen Holzschnittillustrationen. 17 Bogen gr. 8°. Eleg. in Leinwand geb. 3 Mk. 50 Pf.

In Vorbereitung:

Band V.: **Lackowitz, W., Der Fürst der Töne** (Wolfgang Amadeus Mozart).

Band VI.: **Scipio, R., Ein deutscher Ritter** (Florian Geyer).

Ebhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen.

Band I. Achte verbesserte Auflage. 55 Bog. Lex.-8°. Zweifarbiger Druck auf Velinpapier. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 10 Mk.

Band II. (Unsrer Frauen Leben.) Zweite Auflage. 24 Bog. Lex.-8°. Zweifarbiger Druck. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 6 Mk.

Marie Galle-Album.

Zwölf Skizzenblätter aus der Studienmappe der Künstlerin. Hoch 4°. In eleg. Leinwandmappe mit Goldprägung, Preis 10 Mk.

Galle, Marie, Für Groß und Klein.

Zwölf neue Skizzenblätter aus der Studienmappe der Künstlerin. Hoch 4°. In eleg. Leinwandmappe mit Goldprägung, Preis 10 Mk.

Hellwald, Friedrich v., Au Pôle Nord.

Voyages aux pays des glaces. Ouvrage dédié au célèbre explorateur A. E. NORDENSKIÖLD. Lexikon 8°. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen und Karten, sowie einer farbigen Karte des Nordpols. Band I. Preis, sehr eleg. geb., 8 Mk.

Klein et Thomé, Le Globe terrestre

et ses merveilles naturelles, ses profondeurs, sa surface et son atmosphère. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Zwei Bände in einen Leinwandband sehr eleg. geb., Lexikon 8°. Preis 16 Mk.

Röper-Lackowitz, Unsre Vögel.

Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer. Mit 204 Original-Holzschnittillustrationen von Rösener, Schwann, Tieffenbach, Marie Galle u. a. Lexikon 8°. 78 Bogen. Preis: eleg. geheftet 13 Mk.; in reichem Originaleinband 15 Mk.

Dasselbe. Mit 26 auf das feinste kolorierten Tafeln. Nach Aquarellen von Tieffenbach. Preis: eleg. geheftet 16 Mk.; in reichem Originaleinband 18 Mk.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 037634273